Jahrbuch

schwäbischer

Dichter und Novellisten.

Stuttgart 1835

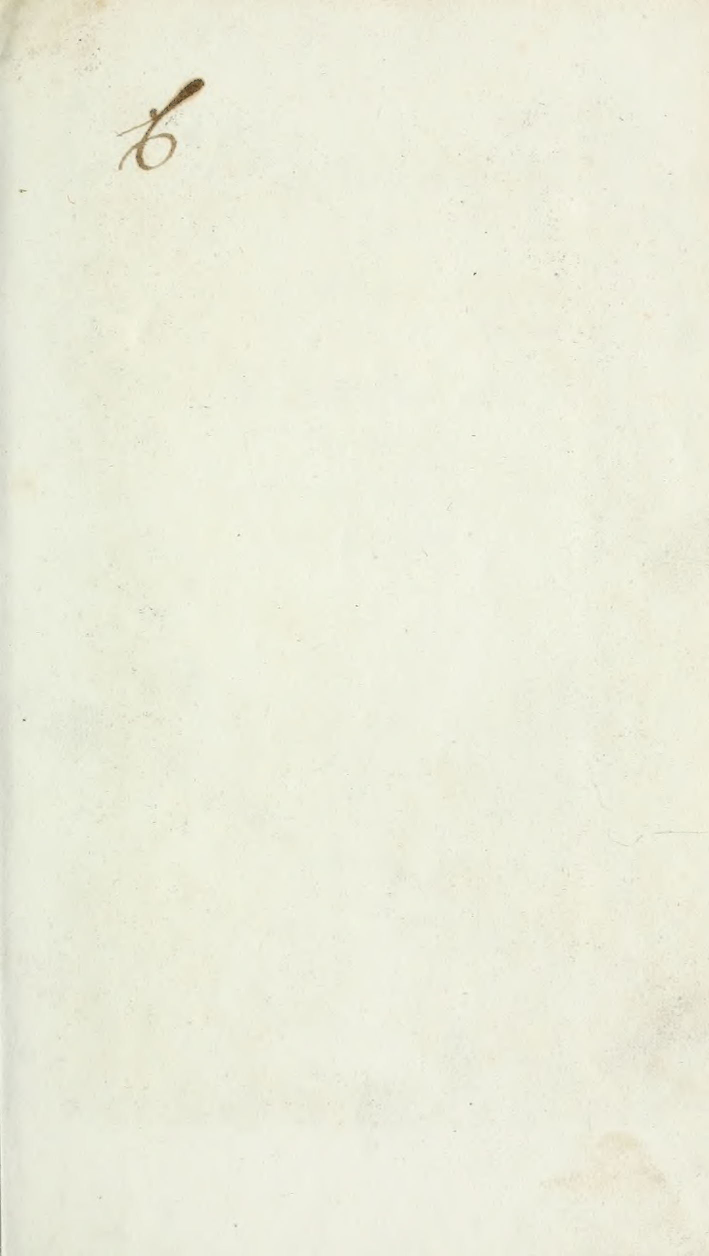
P. Balz'sche Buchhandlung.

Druck der P. Balz'schen Offizin.

Ein Geschenk von meinem lieben Schwager Siegmund Köhler Buchhändler in Ulm.

Ulm d. 25 Dec 1837.

Franc. Nusser




Jahrbuch
schwäbischer
Dichter und Novellisten
1836.
J. Nisle del.
A. Gnauth sc.

Jahrbuch

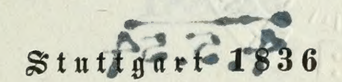
schwäbischer

Dichter und Novellisten.

Herausgegeben

von

E. Mörike und W. Zimmermann.



Stuttgart 1836

P. Balz'sche Buchhandlung.

Inhalt.

Seite.

Erklärung des Titelkupfers.

Menschen und Gegend deuten auf das Mittelalter, auf die Zeit der gefeierten Minnesänger, und man glaubt es den treuherzigen Gesichtern anzusehen, daß es Schwaben sind, hier im Kreise den Tönen der Dichter lauschend, die das Poetische, das dem Herzen entquillt, sogleich auch zu der Harfe oder Leyer im Gesange darstellen. Die Dichtkunst in manchfaltigen Erscheinungen ist durch die vier, mit verschiedenen Instrumenten versehenen Sänger repräsentirt: das ernste Epos, die Lyrik mit ihren feierlichen, scherzenden und liebezarten Lauten. Die Sänger scheinen von der nahen Alp, deren Burgen noch stehen, herniedergestiegen zu sein, man glaubt gar, ein Mitglied der Hohenstauffischen Kaiserfamilie zu sehen, etwa einen Heinrich, wie er seinen Schwaben ein Lied von ihrer Treue oder von den Heldenthaten Barbarossas singt.

Dies ist der Felsen, dessen mächt'gem Grunde
Des Deutschen erster Harfenklang entfloß,
Wo Barbarossas stolze Heldenkunde
Bis zu den Sternen reichet heiliggroß;

Wo Heinrich von der Frauen süßem Munde,
Das Herz von Sehnsucht voll, manch' Lied ergoß;
Und Conradins noch kindlich zarte Leyer
Schon lispelte der holden Minne Feier.

Der Sänger erntet den ihm gebührenden Dank: eine Jungfrau nähert sich ihm mit einem Becher Weins, dem einfachsten Lohne, den der Sänger begehrt, wie dies Göthe in seinem „Sänger" so trefflich ausgesprochen hat. Der Wein ist nicht fremden Hügeln entsprossen, es ist vaterländisches schwäbisches Gewächs, was der junge Bacchus bedeutet, der in der Gestalt eines unschuldigen Kindes aus der Hand des Knaben die Trauben empfängt, und mit ihnen spielt. Und so geht denn auch das Jahrbuch als Herbstgabe in alle Welt aus, um recht vielen Winzern und Winzerinnen ein liebliches Angebinde zu werden, wo man aber keine Trauben herbstet, dahin bringt es seinen poetischen Reichthum und ersezt durch eine ideale Welt, was der Wirklichkeit abgeht.

Zueignung.

Von dem Hauch des Ozeanes
Sanft gekühlet, ragt ein Strand,
Philomela's und des Schwanes
Tönereiches Heimatland:
Wo die hohen Wunderbäume,
Spiegelnd sich in Strom und Seen,
Unter selig stiller Träume
Goldnem Netz verschleiert stehn.

Dort hat Sie, die ewig Schöne,
Phantasie ihr glänzend Haus,

Wählt und theilt an ihre Söhne
Von des Reiches Schätzen aus,
Die von Amor's süßen Beeren
Heim ein ungestillter Zug,
Aus des Lebens Müh'n und Ehren
Fort an's Herz der Mutter trug.

Goldne, silberne Gespinnste,
Götter-Früchte, Nektarwein,
Sind der Glücklichen Gewinnste,
Seltne Erze und Gestein.
Fröhlich kehret manche Flagge
Von dem Hof der Königin,
Doch an blinder Felsenzacke
Scheitert öfters der Gewinn.

Kühne Argonauten fuhren
Wir auch nach dem schönen Port,
Und des Ueberflusses Fluren
Streifte unser leichter Bord.
Ob ein Stück vom goldnen Vließe
Dort uns ward, ein Festgeschmeid,

Ob sie bitter oder süße,
Unsre Frucht, enthüllt die Zeit.

Der will Blumen seltsam-duftig,
Der Gewürz und Feuerwein,
Die Gewebe, schimmernd, luftig,
Jene Linnen gut und rein:
Veilchensterne Der und Wangen,
Von der Rose Glut entflammt,
Jenen goldne Flechten fangen,
Schwarzes Aug' und Liliensammt.

Allen kann nicht Alles bringen
Eine Fahrt im ersten Jahr,
Manches nur von schönen Dingen,
Ernstes Spiel und heitre Waar'.
Unser Schiff ist voll: geschwinde
Lichten wir die Anker nun,
Deutschland zu! und günst'ge Winde
Mögen auch das Ihre thun.

Seltne Riesenschmetterlinge,
Wundervögel, kommt heran

Mit der blauen, goldnen Schwinge,
Sezt euch unsern Segeln an!
Weiße Tauben auf die Raahen,
Sonnenadler auf den Mast!
Daß wir schmuck dem Hafen nahen,
Jedem ein willkommner Gast.

W. Zimmermann.

Freuden und Leiden

des Scribenten

Felix Wagner.

In gewohnter Stille saß die kleine Familie des alten Amtschreibers von Grünthal eines Abends beisammen. An der Wand pickte die alte Schwarzwälder-Uhr; der Staar, der den Tag über freien Paß durch das Zimmer genoß, hatte sich bereits in seinen Käfig zurückgezogen; unter dem Ofen schnarchte der alte, fette Mops, und die Katze saß dem Amtschreiber auf dem Schooße, der in seinem großen Lehnstuhle hinter einem Buche von der Bienenzucht eingeschlafen war. Frau Amtschreiberin las, die große Brille auf die Nase geklemmt, in einer Bibel von riesenhaftem Format; ganz stille zu lesen war ihr nicht gegeben: sie sprach, wie um sich selbst zu versichern, daß sie recht

gelesen habe, jedes Wort halblaut in den Bart, welcher leztere Ausdruck hier nicht ganz als bloße Redensformel angesehen werden darf. Auf der andern Seite des Tisches saß das achtzehnjährige Töchterchen Luise. Ihr Gesicht sieht noch etwas schüchtern, fast blöde in die Welt; wer ihr aber genauer in die blauen Augen sieht, und das feine, ein wenig aufgestülpte Näschen mit einiger physiognomischen Kenntniß betrachtet, dem können mancherlei naseweise Hoffnungen, die sie, noch halb unbewußt, auf das Leben stellt, und tausend schalkhafte Mädchengedanken, die in dem jungen Herzen nisten, unmöglich verborgen bleiben. Sie lies't gemeinschaftlich mit ihres Vaters Scribenten, Felix Wagner, in Schiller's Kabale und Liebe. Dem Scribenten sollte man nicht ansehen, daß er schon sechsundzwanzig Jahre zählt: auf seinem kleinen, ungemein zarten Gesichte will sich schlechterdings kein Bart zeigen, was ihm aber wenig Kummer macht, denn er merkt es gar nicht, ist also nicht eitel. Es gehört — wie nennt man es doch geschwinde? — zu den Gesichtern, welche sich zu keiner ausgeprägten Form entwickeln wollen, wo da und dort, namentlich zwischen den Augenbraunen und Augen, Fleischpartien aufgehäuft liegen, denen der Wohlwollendende mit

einem Pflasterstreicher zu Hilfe kommen möchte, sie zu ebnen und gleichmäßig zu vertheilen. So viel ist für jezt deutlich, daß Felix über seiner Lektüre vor Rührung halb desperat ist; er kann es kaum erwarten, bis er wieder ein Blatt umschlagen darf, und sieht dann seiner niedlichen Nachbarin mit einer Mischung von Ungeduld und Zärtlichkeit in die Augen, welche zu sagen scheint: ach, wenn Du mich liebtest, wie die arme Luise den Major, und wir würden auch so unglücklich! Dabei sucht er im Umwenden den strickenden Fingern mit den seinigen nahe zu kommen und sie zu berühren. Luischen merkt es wohl und lächelt versteckt, bald duldet sie die Berührung, bald fährt sie mit dem Gestricke bei Seite; sie ist offenbar weniger gerührt durch die Lektüre, als der Scribent. Felix konnte nicht mehr stille lesen; er fing leise an, ward lauter und immer lauter, und als er an die Stelle kam: „Noch Einmal, Luise, noch Einmal, wie am Tage unseres ersten Kusses, da du Ferdinand stammeltest, und das erste Du auf deine brennenden Lippen trat — da lag die Ewigkeit wie ein schöner Maitag vor unsern Augen, goldne Jahrtausende hüpften, wie Bräute, vor unserer Seele vorbei u. s. w.“ — stampfte er mit den Füßen und brüllte laut.

Denn wie und wo in seinem Leben hatte er jemals deklamiren gelernt? Je rührender eine Stelle, desto fürchterlicher, meinte er, müsse sie geschrien werden. Der Mops unter dem Ofen fing an, über den Lärm zu bellen. „Was Jahrtausende! was Bräute!“ rief der erwachte Amtschreiber, indeß sich seine Schlafmütze zornig aufrecht emporreckte, und die Katze mit einem Sprunge von seinem Schooß hüpfte, „was ist das für ein Teufelslärm und Geschrei? wie, wie?“ Er griff nach dem Buche. Es war zu spät; die verbotene Waare, die in jedem andern Falle vor seinen Augen gelesen werden könnte, ohne daß er's merkte, konnte nicht mehr verborgen werden. Luischen war feuerroth; Angstschweiß perlte auf der Stirne des Scribenten; denn der Amtschreiber war ein guter Mann, aber bei solchen Entdeckungen konnte er recht wild werden. Der Amtschreiber blätterte lange, schüttelte den Kopf immer stärker, dann zu seiner Ehehälfte gewendet, fing er an: „und Du, Sabine, bist schuldig; über dem verwünschten leisen Plappern bin ich unmaßgeblich wieder eingeschlafen, kannst Du denn aber auch um's Himmels willen nicht still für Dich lesen? Da treibt nun die Brut Unfug mit heillosen Büchern, sezt sich dummes Zeug

aus Theatern in den Kopf; ja, dummes, elendes Zeug. Was? Wann seit der Schöpfung der Welt sind Ewigkeiten wie ein schöner Maitag vor unsern Augen gelegen? Wann, so frage ich unmaßgeblich, sind goldene Jahrtausende wie Bräute gehüpft? Das Tanzen verderbt ohnedies Leib und Seele, und Jahrtausende sollen hüpfen und tanzen? Unsinn. In meiner Jugend ist es nicht so gewesen; da haben die jungen Leute hübsch ordentlich in der Bibel gelesen, und wenn ihr" — Hier wurde er vor Zorn glühend, hob das Buch in die Höhe, und Luischen machte schon eine ausbeugende Bewegung mit dem braunen Lockenköpfchen, als der Amtschreiber plötzlich mitten in der Bewegung stille hielt und horchte. Der Mops spizte die Ohren; Frau Sabine nahm lauschend die Brille herunter. Man hörte ein entferntes Schießen.

Wir wollen es den guten Leuten nicht übel nehmen, daß sie alsbald an Krieg, Plünderung, Feuersbrunst, Tod und Weltuntergang dachten. Die Zeitungen pflegten je acht Tage zu spät ihren Weg in des Amtschreibers Haus zu finden. Der Amtschreiber war ein listiger Kopf, der nicht den geringsten Anstand nahm, heute oder morgen den Franzosen, oder den Spanier, oder den Russen, oder gar den Türken in's Land mar-

schiren zu lassen; nach seiner Meinung brannte ohnedies der Menschheit ein beständiges, durch Freimaurer, Jesuiten und andere verkappte Füchse angeschürtes, Feuer unter den Sohlen; kurz, er war jeden Tag überzeugt, daß wir am Vorabend großer Ereignisse stehen, und daß die Zeit mit bedeutenden Begebenheiten schwanger gehe. Frau Sabine hatte ohnedies den besten Glauben von der Welt, und war leicht außer sich. Die Angst stieg, als es an der Hausthüre pochte, und schwere, bespornte Stiefel und ein klirrender Säbel die Treppen heraufrasselten. Felix hatte bereits in Gedanken mit eigener Lebensgefahr die zitternde Luise aus einer Schaar wüthender Feinde herausgehauen und war mit Wunden bedeckt, er trug sie mitten durch die Flammen des brennenden Hauses unter dem Krachen der Kanonen in das rettende Pfarrhaus, und drückte ihr indessen, so lange Alles mit gespannter Erwartung auf die Thüre sah, alle Schüchternheit vergessend, die Hand. Ein Quartiermeister trat ein und meldete auf übermorgen Quartier, einen Leutnant mit einem Fourierschützen; denn die diesjährigen Herbstmanöuvres der Landtruppen hatten in dieser Gegend den Anfang genommen. Er erklärte das Schießen, das so eben noch vernommen

wurde, aus den Vorübungen, die ein auf morgen bestimmtes Manövre noch erforderte. „So ist also kein Feind im Lande?“ fragte mit jenem Tone, der die eigene Frage zugleich bejaht, Frau Sabine den steifen Trost, den sie aus lauter Beruhigung ordentlich lieb gewonnen hatte. „Gans, was fragst Du noch, sagte der Amtschreiber leise; das sind ja unsere eigenen königlichen Truppen, die nur zum Spaß so thun, als führten sie Krieg.“ Der schnurrbärtige Bote ging ab, der Amtschreiber zu Bette, die Weiber fingen heute noch an, Zurüstungen für den Empfang der Gäste zu treffen, und Felix half ihnen.

Luise konnte, als sie sich endlich niedergelegt, keinen Schlaf finden. Es war ja doch außer allem Zweifel, daß der gute, gute Felix ihr zwei, dreimal die Hand gedrückt; sie hätte sich zwar gerne belogen, sie habe den Druck nicht erwiedert, allein was half das Lügen? Aber, aber! der gute Felix macht eben eine gar zu schlechte Figur; wie armselig wird er sich ausnehmen, wenn er neben dem schönen, gar zu schönen Offizier stehen wird! (denn daß ein solcher komme, war schon bei ihr ausgemacht); zudem stack ihr der Major Ferdinand von Walter noch im Kopfe. — Felix steht oben in seinem Stübchen und

macht einen krummen Kopf an den Mond hinauf. Er ahnte nicht, was Luise da unten für Gedanken beherberge. Das Händespiel hatte den Guten in eine Wonne versezt, die er ordentlich nicht mehr ertragen konnte. Der Leser muß aber bedenken, daß er neuerdings aus des Pfarrers Bibliothek sich Matthisson's, Hölty's, Schiller's Gedichte geholt hat und sich noch nicht zu fassen weiß in dem neuen Meer, in welchem seine von Aktenstaub erstickte Seele sich badet. „Sie liebt mich, sie liebt mich“ war der beständige Refrain von allerhand Phrasen, die er in die Nacht hinaus lispelte, als z. B. „melancholisch noch ein Heimchen zirpt“ oder: „melancholisch blaß der Mond;“ oder: „Noch in meines Lebens Lenze“ und: „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen —“. Ja sein Geist faßte den ungeheuern Gedanken, augenblicklich selbst ein Gedicht an den Mond zu machen. Er hatte die Beinkleider schon abgelegt, sezte sich aber nichts destoweniger auf seinen hohen, dreibeinigen Schreibstuhl, legte Papier zurecht, spizte die Feder, und fing endlich an:

Blasser Mond, o komm', und gieße
Dein Licht auf mich herab in süßer Ruh',
Ja, ich liebe dich, Luise!
Wie der Mond, so bist auch du.

Die lezte Strophe deklamirte er voll Triumph über seinen Fund, mit dem Stuhle schaukelnd, der, an solche Pferde-Bewegungen nicht gewöhnt, samt dem Reiter jählings zu Boden stürzte; aber nun war auch die Produktion erschöpft. Nachdem er lange auf das Papier hingestarrt, gab er die Hoffnung auf und legte sich nieder, um in den Armen des Traums schöner zu dichten.

Den Vormittag über wurde gescheuert, gefegt, gebacken und gebraten aus Leibeskräften, auf den Nachmittag aber ein Spatzirgang beschlossen nach dem nächsten Dorfe, um von den Anhöhen desselben die Manöuvres zu betrachten. Auch Mütterchen ließ sich's heute nicht nehmen, mitzugehen, denn so etwas hatte sie Zeit ihres Lebens noch nicht gesehen, und wie freute sie sich auf den herrlichen Schrecken, wenn sie nun das fürchterliche Schießen hören, die Ohren zuhalten, sich zum Davonlaufen anstellen, von den Ihrigen aber wieder zurückhalten lassen werde! Eine gute Portion Schauder war ein Fund, den sie nicht alle Tage genoß. Felix wirft sich in seinen großen, dunkelgrauen Frack (er ist nicht modern, er ist noch von der Confirmation her und auf die Dauer gemacht), während er Schillers „Schlacht“ deklamirt,

mit der geringen Correctur: „Grüße mein Luischen, Freund!" Endlich, nachdem Alles längst an der Hausthüre bereit stand, die gute Frau aber wohl noch tausendmal wieder in die Stube getrippelt war, um etwas Vergessenes zu berichtigen, sezte sich der kleine Zug in Bewegung. Felix trägt Luischens Sonnenschirmchen neben seinem eigenen Regenschirm (ohne Streifring und Griff, von grauem Zwilch), und weicht keinen Schritt von ihr, wagt es übrigens nicht, sie unter dem Arme zu fassen, wenn es auch über eine noch so breite Pfütze geht.

Der Weg führte am Pfarrhause vorüber, wo die Gesellschaft stehen blieb, um sich über ein zwar gewohntes, aber sonderbares Schauspiel theils zu belustigen, theils zu ärgern. Das halbe Dorf war unten versammelt; oben im Dachfenster stand ein Bauer, der große Säcke voll Aepfel, Birnen, Kartoffeln und anderer Früchte, einen um den andern unter tollem Geschrei: Holla! He! Achtung da unten! der vor Freuden wiehernden, sich balgenden Menge auf die Köpfe ausschüttete. Der Pfarrer stand auch im Dachladen mit unmäßigem Gelächter. „Der Schwärmer! der desperate Kopf! der Phantaste!" murrte der unwillige Amtschreiber, „doch nein! corrigirte er sich,

er ist ein braver und grundgescheidter Mann, wenn er nur in manchen Dingen nicht so sehr unvernünftig wäre. Was Tausend! wer wird denn auch seinen gutverdienten Zehnten so ganz ohne Zweck, ja skandalös genug zum Fenster hinauswerfen, und zwar alle Jahre? Thut denn das auch ein denkender, gesezter Mann? Nein, ich werde unmaßgeblich über diese Handlungsweise immer mehr aufgebracht!" Er blieb stehen, und stieß mit dem großen, spanischen Rohr auf den Boden, während die Seinigen ihn vergeblich fortzuschieben suchten; das kurze Zöpfchen, das er zwar nicht mehr öffentlich tragen, aber auch um keinen Preis der Welt abschneiden wollte, war naseweiß aus dem Schlupfwinkel des Rockkragens gehüpft und starrte empor. „Wohin, Herr Amtschreiber? rief der Pfarrer aus dem Dachladen. Apropos! ein neues Buch zum Lesen! werd's dieser Tage communiciren!" — „Gehorsamer Diener, werde sehr verbunden sein, antwortete der Amtschreiber, brummte aber vor sich hin: wird wieder so unnütz Zeug sein, Comödien, Romane, überspannte Gedichte u. s. w."

So sezte sich denn die Familie wieder in Bewegung. Sie waren schon auf einer Höhe angekommen,

wo sie das ferne Krachen des Geschützes vernehmen konnten; der Amtschreiber war mit dem Scribenten etwas voraus, während die Mutter stehen geblieben war, in ihrer Tasche suchte und Luisen fragte: „Hast Du doch den Speisekammerschlüssel nicht stecken lassen? hast der Magd auch Butter und Schmalz herausgelegt?“ als die Vorderen plötzlich eines Reiters ansichtig wurden, der sehr langsam den Hohlweg hinaufgeritten kam. Es war ein Offizier, etwas bleich, in den Mantel gehüllt; er strich sich trotzig blickend den Schweiß aus dem Schnurrbart. Der Amtschreiber machte eine tiefe Reverenz. „Wie heißt die Lumperei da unten?“ fragte der Krieger, gegen Felix gewandt, nach Grünthal hinunterdeutend, mit vornehmer Légèreté. „Um Vergebung, Grünthal, wenn der Herr erlauben, Grünthal schreibt sich der Ort, stotterte Felix, der Name ist Grünthal.“ — „So!“ sprach der Reiter, und lächelte als ein Mann, der zum Lächeln zu erhaben ist; „ich bin zum dortigen Amtschreiber einquartirt, und muß heute schon Gebrauch davon machen, weil mich eine erlittene Quetschung für's Erste zum Dienste unfähig macht.“ Der Amtschreiber präsentirte sich ihm nun unter vielen Bücklingen als seinem künftigen Gaste, und stellte ihm

Frau und Tochter, und Felix als seinen „unmaßgeblichen Scribenten“ vor. Ein leises, kaum unterdrücktes: „Ah!“ strich über die bärtige Lippe, als der Leutnant das erröthende, holde Töchterchen sah, aber deutlicher stand auf seinem Gesichte zu lesen: gut Quartier. Da die Familie zu langsam war, um auch nur dem schreitenden Pferde gleichzukommen, erbot sich der gute Felix, dem Reiter den Weg zu weisen und ihn in sein Quartier einzuführen. Trotz der Quetschung konnte sich's der Offizier nicht versagen, sein Pferd anzutreiben, daß Felix über Stoppel und Stein neben ihm hertraben mußte. Da springt der Herzgute schwitzend und keuchend. Die langen Frackschöße, in welche die Mutter mehrere Semmeln und eine gute Portion Schinken geschoben hat, um sich im schlechten Dorfwirthshause besser zu erfrischen, schlagen peitschend auf seine mangelhaften Waden. Es ist der reinen Seele nicht möglich, etwas von Schadenfreude zu ahnen.

Sie traten endlich in des Amtschreibers Wohnung; Felix wies dem Gaste sein Zimmer an. Das Erste ist, daß er den Mantel abwirft, sich vom Bedienten, der indeß nachgekommen, den Mantelsack öffnen, die feinere Uniform auf's Zierlichste zurichten läßt, dann

sich umkleidet und mit ungewöhnlichem Fleiße seine Toilette macht. Da steht er vor dem Spiegel und puzt sich. Im Hause ist Alles so friedlich und mäuschenstille, nur daß in der entfernten Küche die Magd ein Liedchen singt. Was geht den jungen Gott dieser Geist des Friedens an? Er denkt an andere Dinge. „Ja, du hast mich schön geschaffen, Natur, spricht sein Herz vor dem Spiegel, dieses blitzende Feuer der Augen, interessant gedämpft durch meine jetzige Ermattung, dieser sanfte Leidenszug um die blassen Wangen, seit ich meine Contusion erhalten habe — Kraft und Anmuth in Einem — ich muß réüssiren!" Noch ein Blick in den Spiegel, und er klirrt die Treppen hinunter, um die Familie zu begrüßen, welche mit möglichster Eile zurückgegangen war, den Gast jezt erst würdig zu empfangen. Herrlich, sieglänzend steht der Held vor Luise, welche nach und nach an ihn hinaufzublicken wagt, während Felix voll herzlicher Freude über den vornehmen Gast hinter ihm herumtrippelt.

Man sezte sich nieder, und erkundigte sich erst nach der erlittenen Verletzung des Herrn von Mayenberg, wie der Leutnant sich nannte, worauf er, wie ein Mann, der dem Tode oft genug in den offenen

Rachen gesehen hat, mit ruhiger, langsamer, gleichgültiger Rede, als wäre es die unbedeutendste Kleinigkeit, eine gräßliche Schilderung machte. Frau Sabine trug indeß ein Vesperbrod von so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit auf, daß sich sechs Riesen hätten satt fressen können, indem sie sich natürlich nicht oft genug entschuldigen konnte, daß ihre geringe Küche es nicht besser vermöge. Luisens Augen glänzten, als der Herrliche anfing, von seinen Schlachten und Thaten zu erzählen; Felix sah ihn staunend an, und der Amtschreiber politisirte. Aber der Leutnant wußte mehr, als Das, zu sprechen; er wußte zu sprechen über Schiller, Jean Paul, Göthe; er wußte zu sprechen über Philosophie, Pferde, Hunde, Religion, Jus, Camerale und Medizin, über Maler, Bildhauer, er wußte zu sprechen über Alles. „Die Plänkler wären vor," sprach er in seinem Herzen, indem er anfing zu bemerken, daß der Inhalt seiner Monologen kein Publikum mehr fand, trotz allem guten Willen der Zuhörer; er schwieg, und legte sich einige Zeit darauf, blos ein interessantes Gesicht zu machen. Als er aber merkte, daß die Leute nicht merken, wie interessant es sei, trat er an's Fenster, pries Luischens Blumenstöcke, und nahm sie, da

sie zu ihm trat, etwas Weniges beim Kinn. „Ein Grübchen im Kinn? Wie bedürfen Sie, süßes Kind, doch noch Eine der sieben Schönheiten, da Sie ja selber die Schönheit sind.“ Luise verstand es nicht, und mit Recht, denn es hatte ja keinen Sinn; indessen strich etwas durch ihre Seele, das verdeutscht ungefähr so heißt: Ach Himmel! der Held, der Apoll, der kecke, vornehme, hochgebildete Herr läßt sich herunter zu mir schüchternem Kinde; es wird ja wohl keine Sünde sein, wenn ich nicht so spröde bin. „Sind Sie musikalisch?“ fragte der Leutnant. Diesmal ging doch dem Scribenten etwas wie ein Stich durch's Herz, als Luise schüchtern antwortete: „ein wenig,“ und sich gar nicht lange nöthigen ließ, sich an's Clavier zu setzen; denn ihm hatte sie diesen Gefallen nie gethan. Er hätte es so wichtig nicht nehmen sollen; denn wenn sie wirklich etwas von Zärtlichkeit gegen ihn empfand, so konnte ja gerade in seiner Gegenwart die Schüchternheit größer sein. Aber warum lag ihr denn so viel daran, vor dem Offizier nicht als blöde zu erscheinen, wenn er nicht beim ersten Anlauf schon ihr Herz verzaubert hatte? Sei's, wie es will; wer ergründet ein Weiberherz? Auch hätte er ja bedenken können, daß es zweierlei

Liebe gibt, eine schüchterne und eine kecke. Uebrigens ist es ein Bagatell, und nicht werth, daß sich der Leser so lange dabei aufhält.

Luise handthierte nicht wenig auf dem alten Hackbrett herum, ließ sich auch nicht lange bitten, zu singen, sondern mit anfangs zitternder, dann voller Stimme das Lied hören: „Einsam bin ich, nicht alleine.“ Sodann ihr neuestes: „Das Schiff streicht durch die Wellen.“ Gutes Gänschen! stand auf Mayenbergs Lippen zu lesen.

Indessen war der Wundarzt des Dorfes (Grünthal ist ein ansehnlicher Marktflecken und war ehemals ein Städtchen) von dem Gerüchte, es liege ein tödtlich verwundeter Offizier bei dem Amtschreiber, herbeigezogen worden. Er rasirte nicht mehr, sondern war ein Herr geworden, doch pflegt er das Unterste des Rockärmels noch etwas aufzustülpen, und die Arme im eilfertigen, pflichtbewußten Gehen nach hinten zu schleudern. Er machte seine Bücklinge; schon auf der Schwelle sagte er, daß er einst Militärarzt gewesen. Wie es doch kommt, daß der Offizier, der sonst derlei Leute militärisch zu behandeln pflegt, so ungemein höflich gegen ihn ist? daß er, ganz gegen seine Art, sich sogleich mit ihm auf sein

Zimmer begibt, und die Contusion untersuchen läßt. Wir müssen uns schon entschließen, ein wenig am Schlüsselloch zu horchen. „In drei Tagen, Herr Ober-Leutnant,“ sagt der Arzt nach einer langen Pause, innerhalb welcher er die wunde Stelle mit Kennerblick betrachtet hat, „in drei Tagen, ich garantire, sollen Sie hergestellt sein.“ — „Sie scheinen die Sache zu unbedeutend zu nehmen, antwortet der Offizier, ich werde immer acht, ja vierzehn Tage bis drei Wochen zu meiner Wiederherstellung bedürfen.“ „Bei meiner Ehre, bei meinem Männerwort, so wahr ich Klöpfer heiße, Sie sind in drei Tagen wieder gesund, wie der Fisch im Wasser,“ sagt der Chirurg, indem er Pflaster und Bandage hervorzieht. Er trat dabei ans Fenster, so daß der Offizier jezt erst seine Züge deutlich erblickt. Dieser fixirt ihn genau, und fragt plözlich: „Wie heißen Sie?“ — „Aufzuwarten: Klöpfer.“ — „So, so, Herr Klöpfer,“ spricht der Offizier, faßt ihn derb am Arme, dreht ihn herum, blickt ihm wie der schreckliche Kriegsgott in die blinzenden Augen, und fährt mit gedämpfter Stimme fort: „Spizbube, bei welchem Regiment haben Sie gestanden?“ — „Unterarzt beim Kürassier-Regiment.“ — „So, und meinen Sie, ich wisse nicht,

wer vor neun Jahren es war, der mit genauer Noth noch seinen Abschied nahm, ehe es an den Tag kam, daß er jenem Offizier, der ihn wegen seiner Unverschämtheit gehudelt hatte, die Wunde falsch behandelte, ihn auf ein schmerzhaftes Krankenlager streckte, und ihm beinahe eine Zeitlebens fließende Wunde zurückließ? Das will ich ausposaunen, will es der Welt verkünden und beweisen, oder —“ hier flüstert er leise; der zitternde Chirurg scheint sich zu beruhigen, macht freudig bejahende Geberden, und beide scheiden als die besten Freunde von der Welt. „Das wäre im Reinen,“ spricht der Leutnant laut mit sich, nachdem der Chirurg ihn verlassen hat. Er meint damit nichts Anderes, als daß er nun, so lang es ihm gefällt, in des Amtschreibers Haus verweilen kann; der Chirurg, den er so ganz zur rechten Stunde in seine Schlinge gefangen hat, wird das Alles schon einzurichten wissen.

Indessen war unten im Wohnzimmer Luise gegen Felix ungewöhnlich freundlich gewesen, und hatte auf den schüchternen Vorwurf, daß sie ja ihm niemals gespielt und gesungen habe, unaufgefodert mit einem Handschlag versprochen, in Zukunft ihm zu willfahren. Der Leser versteht das schon — sie

gibt Satisfaction sich selbst. Sie wußte ja auch nicht, ob nicht Felix es bemerkt hatte, wie sie dem Offizier ihr Kinn ließ zum Magnetisiren.

Der Pfarrer trat in's Zimmer und seine friedlich klaren Züge unterdrückten eine Rede über den Zehnten-Unfug, die sogleich dem Amtschreiber auf die Lippen trat. „Da hab' ich das Buch," sagte er, und zog Dr. Kerner's „Seherin von Prevorst" heraus. Der Amtschreiber las den Titel und sagte: „Seherin? Seherin? Prevorst? Wo liegt das? In Schottland?" „In unserm guten Schwaben, lieber Herr Amtschreiber," war die Antwort; dem Amtschreiber war es schon grün und gelb vor den Augen. Wieder überspanntes Zeug, dachte er, indem er seinem Staaren eine Fliege fing. Felix fiel nun neugierig über das Buch her, und freute sich nicht wenig auf die, in die unsrige hereinragende, Geisterwelt; er dachte nämlich, seiner neuesten Tendenz zufolge, hiebei nicht an Gespenster, sondern an Ideale, Genien, zitternden Mondschein und dergleichen. Der Offizier kam nun die Treppe herab und trat herein, (er pflegt die Thüre weit zu öffnen, und eine kleine Zeit auf der Schwelle zu verweilen, wie der Gott, wenn er aus Wolken tritt) und brachte in Kurzem

vor, der Chirurg habe ihm eröffnet, die Curzeit werde, da ein Brand zu seiner Quetschung zu treten drohe (wobei er witzig lächelte), sich verlängern, und ihn nöthigen, die Gastfreundschaft eines werthen Herrn Amtschreibers länger in Anspruch zu nehmen, als sein, übrigens auf wirklichen Dank sinnendes, Zartgefühl und seine Pflicht ihm sonst erlauben würden. Der Pfarrer streichelte gerade, den Rücken gegen die Thüre gekehrt, eine Katze, und hatte eine Erörterung begonnen, wie er doch die Katzen wegen des behaglichen, schmiegsamen, außerordentlich weichen Wesens liebe, wie selbst die Beobachtung ihrer Falschheit einen heiteren und pikanten Genuß gewähre u. s. w.; er drehte sich um nach der fremden Stimme, und sein Gesicht sah, als er den Kriegsmann erblickte, nicht anders aus, als wie das Gesicht eines Mannes, den mitten in einer feinen Gesellschaft die Frostbeulen oder Leichdornen bis zur Verzweiflung quälen, und der doch nichts merken lassen darf. Es ist eigentlich eine große Schwäche an dem Manne, daß er keinen Offizier ausstehen kann; denn welcher Denkende wird einen ganzen Stand verdammen? Uebrigens ist er ein feiner Physiognomiker, hat ein Auge wie ein Falk, und hat den Codex des Mayenbergschen

Gesichts vielleicht schon studirt, ehe er noch über die Schwelle war. Dem Amtschreiber und seiner Behaglichkeit war es eben keine besondere Ehre, den Gast so lange im Hause behalten zu sollen, aber seine ächte Höflichkeit ließ keinen Aerger aufkommen; zudem richtete ihn der Gedanke auf, wie er jezt ein gut Stück mit dem Vielbewanderten wegpolitisiren wolle. Frau Sabine ist bekanntlich eine gute Seele; sie hat schon gesehen, wie gut es der vornehme Herr mit ihrem Töchterlein meint, und sieht sie im Geiste schon als Frau Generalin.

Es ward nun beschlossen, daß man die nächsten Abende mit Vorlesen aus der Seherin zubringen wolle, und sogleich diesen Abend begannen der Pfarrer, der Leutnant, Felix und der Wundarzt abwechselnd mit Vorlesen; bisweilen, aber ungerne, läßt sich auch der Amtschreiber dazu bereden. Bemerkungen, Scrupel, Einwendungen, die sich sogleich laut machen wollen, schlägt der Pfarrer nieder und schiebt dies Alles auf eine weitläufigere Besprechung nach vollendeter Lektüre hinaus. Der Amtschreiber schüttelt den Kopf gar häufig, je tiefer man in die Geschichte hineinkömmt, und brummelt leise. Frau Sabine, anfangs schläfrig, sperrt Mund und Nase

weit auf; Felix wird bisweilen todesbleich, eine Gänsehaut rieselt ihm an den Beinen hinunter bis in die Zehen, und jene Thränen stehen ihm in den Augen, die Jeder kennen muß, der den Schauder schon gekostet hat, mit welchem uns Wunder- und Geister-Geschichten übergießen. Der Offizier lächelte, und der Pfarrer sieht bisweilen mistrauisch nach ihm hin, als dächte er: sage nur, was du denkst, so will ich dich kurz abfertigen. Warum, um's Himmelswillen, soll denn aber der Offizier nicht lächeln, da er doch Zweierlei ganz gewiß weiß; erstens, daß das Dummheiten sind; zweitens, daß eine Somnambüle neben ihm sitzt, die ihm unter dem Tischtuche ruhig ihre Fingerlein zum Streichen in verschiedenen Methoden überläßt*, und zum Glück keine Seherin ist?

Nachdem die Gesellschaft sich getrennt hatte, begab sich Felix auf sein Kämmerlein, um ruhig in stiller Nacht seinen lieben Gedanken nachzuhängen. Aber er wußte nicht, der Mondschein kam ihm heute nicht mehr so süß melancholisch vor; der Vorsatz schon, das begonnene Gedicht weiter zu führen, war ihm widerlich. Er war zum erstenmal in seinem Leben unzufrieden, er verstand, was das Wörtlein Unruhe bedeuten wolle. Er hätte blind sein müssen, hätte

er nicht bemerkt, wie viele Schanzen um Luisens Herzchen der junge Kriegsgott schon im ersten Anlaufe genommen habe; er wußte es, aber er sagte es sich nicht mit der Deutlichkeit der Reflexion; er verstand es nicht, er ahnte die Sache nur in dunklem Gefühle, in einer stechenden, unbeschreiblichen Angst. Es ist aber noch ein Ruhestörer in ihm aufgestanden: der Stolz. Grob war der Offizier eben nicht gegen ihn gewesen, nur hatte er ein paarmal auf eine naive Frage ihm eine Antwort gegeben, welche, in gutes Deutsch übersezt, hieß: Einfaltspinsel! Zudem hatte der Offizier eine ungewöhnliche Gabe, aus einer, an sich vernünftigen, aber nachläßig ausgedrückten Bemerkung, die etwa im Scherze hingeworfen absichtlich manche Denkgesetze hintansezte, das Dummlichte herauszukehren. Der Leser sieht schon, er ist nicht ohne Verstand. Einmal redete er den guten Scribenten französisch an. Diesmal war Felix wirklich sehr dumm. Die Ueberraschung raubte ihm so sehr die Sinne, daß er, weit entfernt, einen Spaß machen zu wollen, im Dusel sagte: „Kannitverstan.“ Er hatte das irgendwo gelesen, und meinte in der Eile, weil es nicht so recht deutsch sei, so sei es schon eher ein bischen französisch. Der Offizier

grins'te, wie ein Satan, und fing statt aller Strafe nur an, ihm aus seinen Feldzügen Münchhausensche Geschichten vorzulügen. So erzählte er ihm unter Anderem, einem Artilleristen sei, da er gerade seine Kanone laden wollte, der Kopf abgeschossen worden. Der brave Soldat habe aber denselben alsbald erwischt und ihn statt der Kugel in die Kanone geladen, worauf er erst todt niedergesunken sei. Felix hatte anfangs gutwillig zugehört, da es aber so handgreiflich kam, wurde er purpurroth; das Gefühl: er hat mich zum Besten, er lügt mich an, wie einen Gimpel, fuhr wie ein Messer durch seine Brust. Aber dem Leutnant ein einziges böses Wörtchen zu sagen, das war ihm durchaus nicht möglich. Nur den Muth hatte er, dem Offizier schnell den Rücken zu kehren und wegzugehen. Er trat zu Luise hin, und sprach, wie von einem dunklen Trieb der Rache getrieben, vertrauliche Worte zu ihr über Verwandte, über ein paar Familienanekdoten, die dem Offizier unbekannt waren. Er muß doch fühlen, so mochte Felix bei sich denken, daß ich hier ältere Rechte habe. Wenn nur bei der schrecklichen Rache nicht zwei so fatale Umstände gewesen wären! Einmal der, daß ihm Luise fast keine Antwort gab, sondern mit einem

Blicke nach dem Ritter sah, der zu fragen schien, ob er es denn erlaube, daß sie mit dem guten, aber blöden Scribenten auch ein Wörtlein spreche; ferner, daß der Offizier diesem Blicke mit einem anderen Blick entgegenkam, und mit einem Lächeln, das da sagte: nicht wahr, liebes Herzchen, den hab' ich schon weggestochen? Felix bemerkte dies so deutlich nicht, wie er denn überhaupt ein recht erbärmlicher Beobachter war. Konnte er doch wahrhaftig Jahrelang mit einem schielenden Menschen zusammenleben, ohne diesen Fehler zu merken; konnt' er doch einem Manne begegnen, der krummer gewachsen war, als ein lateinisches S, und er hätte sein Ehrenwort darauf gegeben, daß er kerzengerade sei; geschweige, daß ihm ein schief getretener Schuh, ein klein Bärtchen um eines Frauenzimmers Lippen jemals bemerklich gewesen wäre. So merkt' er denn auch alle jene fatalen Umstände nur, wie die Hühner in dunkler Nacht die Nähe des Marders wittern. Ein Charakter, wie Mayenbergs, war ihm überhaupt zu ferne und unverständlich, als daß sein Stolz zu einem sich selbst bewußten Widerstand so schnell hätte aufgereizt werden können. Verständlicher aber war ihm etwas Anderes, das aus Luischens Betragen neuerdings

hervorblickte, etwas, das kein Mann ertragen kann, — das Mitleiden. Heute hatt' er's noch nicht so empfunden, aber, armer Felix, es kamen böse Tage für dich. Der Leser kann sich unter Anderem von selbst vorstellen, wie viel der Offizier in Luisens Herzen durch seine Reitkunst ausrichtet; denn die leichte Quetschung war bald geheilt, und den Widerspruch seines verlängerten Aufenthalts mit dieser Heilung wußte er leicht zu bemänteln. Springt sie nicht jedesmal, wenn sein Pferd vorgeführt wird, vom dringendsten Geschäfte weg nach einem oberen Fensterlein, und sieht den jungen Gott auf dem stolzen Rappen fortfliegen? Der junge Gott läßt natürlich allemal das Thier recht schön sich bäumen und ausschlagen; ja er versteht die Kunst, beide Bewegungen dem Pferde an Einem Stück abzunöthigen. Und wenn er dann an der Ecke noch einmal so süß herauflächelt, wer sollte da ein saures Gesicht machen? Weiter, wenn er es wagt, noch ein Kußhändchen aus der Ferne heraufzuwerfen, wer sollte so grob sein, und es nicht endlich einmal erwiedern? Da kam einst Mayenberg auf den, für seine Zwecke offenbar trefflichen, Gedanken, dem Scribenten sein Pferd zu einem Spazirritt höflich anzubieten. Felix

konnt' es nicht abschlagen. „Sie ziehen doch den grauen Frack dazu an?“ fragte der Leutnant, und lächelte dabei bewußt nach Luisen hinüber. Das sieht der Felix. Ach, du schöner Traum, der Frack sei ein Wunder von einem Kleide, da liegst du zertrümmert! Der Rappe wurde vorgeführt. Ich will schon mit dem Thiere fertig werden, log sich Felix an, denn er war einmal auf einer alten Mähre eine ganze Stunde lang im starken Schritte geritten; sein Herz pochte, wie ein Hammer, er ließ sich's aber nicht merken, ging listig um das Pferd herum, und sezte den linken Fuß in den Steigbügel zur rechten Seite des Thiers. Der Leutnant brach jezt in ein schallendes, rasendes Gelächter aus; eine solche Ignoranz in allen höheren Wissenschaften hatte er sich wirklich nie träumen lassen. Er kömmt herbei, und nimmt den unglücklichen Ritter am vorderen Zipfel des Rockkragens, um ihn auf die linke Seite des Pferds herumzuführen. Das war doch zu viel. Felix reißt sich glühend los und tritt weg; zum erstenmal in seinem Leben saß ihm eine Grobheit auf der Zunge. Aber das Herz ist zu gut, die Zunge kann nicht zum Schusse kommen. Ja er läßt sich besänftigen, und steigt unter Anleitung des Offiziers

ordentlich auf, wie und wo es sich gehört. Er sizt recht keck, streckt die Fußspitzen herzhaft weit hinaus, und blickt gar nicht ohne Stolz auf Luisen, die unter der Hausthüre steht. Indessen schleicht Mayenberg hinterher und gibt dem Rappen mit der Gerte einen starken Schlag, daß er sich hoch bäumt und ausschlägt. Felix liegt im Staube. Troz der schmerzhaften Erschütterung des starken Falls fährt er auf, wie ein Pfeil, rennt in seine Stube, wirft sich in einen Sessel und weint wie ein Kind. Luise hatte während dieses ganzen Auftritts nicht gelacht, sondern war wirklich böse auf den Offizier, insofern sie es sein konnte. Nun tritt sie mit der Bürste zu Felix herein, und will den über und über Beschmuzten säubern. Wahrhaftig, es wär' ihm nicht so schmerzlich gewesen, hätte sie ihn ausgelacht. „Nein! Nein! Nein!“ sonst konnte er nichts rufen, und riß ihr die Bürste aus der Hand. Luise stand auf der Schwelle, sah lange zu Boden, und ging langsam, bedenklich die Treppe hinunter. Da saß nun der Adonis wieder selbst zu Pferde: wie sollte sie noch Zeit haben zu Grillen?

Ein Mann soll niemals lange bereuen, sondern die Reue soll sogleich den Entschluß erzeugen. Felix

fühlte eine doppelte Reue, und daraus ward ein doppelter Entschluß. Erstens die Reue, daß er solch ein Gimpel gewesen sei; daraus der erhabene Vorsatz, seine Sparbüchse anzugreifen zu einem neuen Rock. Zweitens die Reue darüber, daß er Luisen so barsch angelassen, und noch mehr, daß er den Moment nicht besser benützt habe, da er sie nachdenklich sah; überhaupt aber darüber, daß er den Offizier so walten lasse; daraus ward nicht sogleich, aber keimte ein Entschluß. Eine rechte Narrheit wär's aber, diesen zweiten dem Leser nur so geschwind auszukramen; war sich doch Felix selbst noch nicht recht klar darüber, und wird seiner Zeit schon Alles an's Licht kommen. Ferner ist noch unbekannt, warum der Offizier neuerdings mit dem Chirurgen wieder heimliche Unterredungen hat, besonders Einmal eine lange, nachdem er bemerkt, wie Luise vor Bettgehen dem Scribenten einen Handschlag gegeben und gesagt hatte: „gute Nacht, lieber, guter Felix!" Denn seit dem Reiterstückchen war sie ein wenig anders geworden, spröder gegen den Leutnant und zärtlicher gegen Felix. Damit hängt es vielleicht zusammen — wie? — das weiß der gute Himmel —, daß Felix neuerer Zeit viel zu gehen und zu rennen hat,

besonders nach dem Dorfe Feldheim, eine Stunde von Grünthal entfernt. Er sagt, er besuche seine Mutter, welche daselbst als Wittwe lebte, (ihr seliger Mann war Schulmeister in Feldheim gewesen). Wär' er lieber zu Hause geblieben, dann hätt' ihn auch der Oberamtmann, als er einstens in die Oberamtsstadt ging, nicht in die Wade gebissen. Das ging so zu. Er hatte seine Gründe, dem Oberamtmann eine Aufwartung zu machen. Dieser war ein fetter, mürrischer Mann mit schwarzem Haar, dicken, schwarzen Augbraunen, grauer Gesichtsfarbe, hängenden Backen, kurz der ächte Bullenbeißer. Felix ward verdrießlich empfangen und zweifelhaft entlassen. „Bitte recht sehr, der Herr Oberamtmann sind gar zu gütig, bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht," sagte Felix, ohne sich umzuwenden, indem er die dunklen Treppen hinabstieg; denn es polterte hinter ihm etwas herunter, was offenbar Niemand anders sein konnte, als der Oberamtmann. Da sich der Begleiter diese, verglichen mit seinem sonstigen Wesen unbegreifliche, Höflichkeit nicht nehmen läßt, fängt Felix an, schneller hinabzuhüpfen; aber der Begleiter (es war des Oberamtmanns Kettenhund) fuhr ihm an die Wade und that einen guten Biß hinein. Felix

sieht nicht mehr um sich, sondern springt in tollen Sätzen athemlos aus dem Hause. Man muß auch nicht vergessen, daß die Vorlesungen aus der Seherin fortdauern, wenn man sich etwa wundern wollte, daß Felix auf seinem Glauben blieb. Felix hätte aber aus noch einem Grunde zu Hause bleiben sollen, denn je öfter er ausgeht, desto mehr wird der Offizier wieder Herr in Luisens Herzen; übrigens plagt er den Felix wenig mehr, und sieht ihn oft ärgerlich an, denn ein paar Tage lang nach der Cavalcade hatt' es doch gedauert, daß ihm der Scribent das Terrain versperrte.

Der Amtschreiber mit Familie, der Leutnant, der Pfarrer, der Chirurg und Felix sitzen vertraulich zusammengerückt nach dem Abendessen um den Tisch. Die Seherin von Prevorst ist zu Ende gelesen, und nun sind Jedem seine Bemerkungen erlaubt.

„Ach du Himmel, wie schauerlich! rief Luise, nein! jezt geh' ich des Nachts nicht mehr allein aus dem Zimmer, denn jezt muß man glauben, daß es Geister gibt.“ — „Und alle die Prophezeihungen und die Maschinen und fremden Sprachen und Zeichen — ich kann wahrhaftig nicht mehr schlafen!“ fiel Frau Sabine ein. Felix war stumm; das

Mitleiden mit der armen, unsäglich leidenden Frau zerriß ihm das Herz; überdies dacht' er an den beissenden Oberamtmann; und endlich hatt' er zu träumen, wie er einst mit Luisen als ein seliger Geist in einer besseren Welt schwimmen werde.

„Ich sage unmaßgeblich, mein Grundsatz hierüber ist der, plazte der Amtschreiber unter seiner Zipfelkappe hervor, daß das überhirniges, überspanntes, phantastisches und rabiates Zeug sei. So was ist mir in meiner ganzen Praxis noch nie vorgekommen.“ — „Sie haben ganz Recht, lieber Herr Amtschreiber, sezte der Offizier bei, es sind unglaubliche Sachen; die Seherin ist eine schlaue Betrügerin, sei es auch nur aus Eitelkeit, und der Arzt will wenigstens Aufsehen machen. Dabei sollte man erwarten, daß die Mährchen besser ersonnen wären. Die Geister (ich will davon absehen, daß ich überhaupt keine glaube), was für dummes, kindisches, abgeschmacktes Zeug begehen sie? Heben eine Frau samt dem Stuhl in die Höhe, werfen einer Andern die Kleider hin und her, reißen der Frau Hauffe die Stiefelchen vom Fuße! Nein! es ist zu dumm, ich schäme mich, es nachzusagen! Die Möglichkeit solcher Fiktionen kann ich mir nur daraus erklären, daß

man nach und nach in die Lüge hineinwächst, und sich selbst anlügt, was man nur will. Geister aber, lispelte er darauf seiner Nachbarin Luise in's Ohr, glaube ich deswegen nicht, und kann es keine geben, weil es keine Unsterblichkeit gibt. Das ist eine Vorstellung für Schuster und Schneider." Der Witz ist gestohlen aus Voltaire; aber listig genug greift er's an, daß er Luisen manchmal solche Sächelchen vertraut, denn er hat viel gewonnen, wenn sie mit Schauder an ihm hinaufsieht, wie Gretchen an Faust. „Ach was! schrie jezt der Wundarzt mit seiner Froschstimme, schröpfen, schröpfen sollte man sie, denn sie sind alle miteinander wahnsinnig gewesen. Ich will nicht glauben, daß sie gelogen und betrogen haben, aber Eins hat das Andere mit der Dummheit und Tollheit angesteckt und um den gesunden Verstand gebracht."

„Mit keinem von diesen Urtheilen stimme ich überein, sagte der Pfarrer, in gelassener Rede vor sich blickend. Von Wahnsinn, um mit der lezten Bemerkung anzufangen, kann nicht die Rede sein, wo so viel Sinn ist; es ist ein verhüllter, aber ein tiefer Sinn, und ich versichere Sie, Herr Wundarzt, Sie denken in Einem tollen Traume mehr Vernünftiges,

als wachend in acht Tagen. Aber Sie, Herr Leutnant, sollten Sie wirklich so wenig Menschenkenntniß besitzen, daß Sie darum diese Geistergeschichten verwerfen, weil die Geister dumme und kindische Streiche ausüben? Die Geister, welche sich so lächerlich gebärden, sind nach dem System der Frau Hauffe unselige Geister, die ihrem unmächtigen Ingrimm durch derlei Kinderstreiche Luft machen wollen. Haben Sie denn noch nie erlebt, wie niederträchtige Menschen, seien sie sonst noch so klug, im Ingrimme dergleichen Dinge begehen? Wie z. B. ein Bedienter, der es nicht wagt, gegen seinen strengen Herrn aufzutreten, in dummer Bosheit ihm täglich die Stiefel an einen falschen Ort stellt, und dergleichen Kindereien mehr? Diese lächerlichen Streiche der Geister sind eine der treffendsten Züge in unserm Buche, so richtig gezeichnet, so tief psychologisch, daß ich im Gegentheil allen Schreiern zum Trotz mich dadurch am ehesten verführen lassen möchte, an jene Geister zu glauben. Von Betrug aber zu sprechen, mein Herr, ich weiß nicht, verräth das mehr Blindheit gegen den ganzen Geist, der in dem Buche weht, oder mehr übeln Willen.“ Der Pfarrer wird grob; es ist sonst nicht seine Weise. Der Leutnant streicht sich die

Haare in die Höhe, wirft die Lippen auf, und besinnt sich nur noch, welche Antwort großartig genug sein werde. Der Pfarrer blickt ihn fest an, und spricht ruhig weiter: „Deswegen stimme ich aber doch mit dem Glauben unserer Frauenzimmer nicht überein, denn auch ich halte die Geister der Frau Hauffe für keine wirklichen Geister; und doch, Herr Amtschreiber, glaube ich, daß es ganz richtige, wahre Erscheinungen sind.“ Jezt rächt sich der Leutnant: „Welcher Widerspruch, ruft er, also Sie sagen: es gibt Geister, und sagen: es gibt keine Geister!“ und lachte, daß es gellte. „Wenn Sie wollen,“ antwortet der Pfarrer, und nimmt das Lachen nicht übel. Er kennt das. „Ich will einmal sehen, fährt er fort, daß ich mich deutlicher ausspreche. Vor Allem aber will ich erklären, warum ich keine Geister-Erscheinungen glaube.“

„Erklären? fiel hier Felix ein. Hier läßt sich nichts erklären, hier muß man mit dem Gemüthe glauben, und den kalten Verstand gefangen nehmen. Der Verfasser klagt ja auch — und das hat mir eben so gefallen — wie es doch ein Unglück sei, daß der vom Glauben abgefallene, weltliche Verstand so sehr Meister werde, und die Innigkeit, den Sinn für die

Welt der Wunder und Geister so ersticke, daß uns nur bei einem großen Verluste, nur selten traumweise Kunde werde von jener unsichtbaren Welt."

Wie ist doch der Felix so keck und beredt geworden! Er sizt auch ganz stolz und aufrecht da, und erröthet nicht, wie sonst, da er sich länger sprechen hört. Woher hätte er vor einer Woche noch den Muth dazu gebracht, woher nur die Ausdrücke? Seine Keckheit rührt aber namentlich daher, weil er morgen früh einen neuen Rock vom Schneider erwartet. Ein zweiter Grund ist, daß er mit diesem neuen Rocke zugleich einen neuen Menschen anziehen wird. Er hat auch etwas Großes, Großes beschlossen, und will es theils heute, theils den kommenden Morgen unwiderruflich ausführen.

Der Pfarrer erwiederte mit wohlwollendem Blicke: „Ein gutes Herz, lieber Felix, braucht den Verstand nicht zu fürchten; er ist so böse nicht. Wer ist dummer, als der Teufel? Nichts trefflicher, als der Verstand im Dienste der Wahrheit, nichts unentbehrlicher. Sagt mir Einer: das läßt sich eben blos fühlen — je nun, so hätte er ganz schweigen sollen. Nur zu, nur zu mit dem strengen Verstande! Nur nicht auf halbem Wege stehen geblieben! Ist die

Rechnung geschlossen, so wette ich, der fromme Kinderglaube selbst wird sagen müssen: ach, du lieber Gott, das meinte ich ja eben auch. Kerner hätte daher freilich im Einzelnen mit mehr Zweifel an die Sache gehen sollen; gewiß, der Zweifel hätte seiner Sache kein Leid gethan, der Zweifel ist noch ein ganz anderer Mann, als der Doktor Paulus in Heidelberg. Hätte er es mit den Begriffen etwas strenger genommen, so wäre vielleicht auch der Titel des Buchs anders ausgefallen, denn mit dem „„Hereinragen““ haben Geisterwelten nichts zu schaffen. Im höchsten Grade unphilosophisch!“

„Ei was, philosophisch und wieder philosophisch! fiel hier der Amtschreiber ein, nicht wahr, das ist unmaßgeblich auch philosophisch, wenn man den Zehnten aus dem Dachfenster auf das Volk herunterschüttet?“

Der Pfarrer lachte herzlich, und fuhr fort: „Um nun endlich auf meinen Gegenstand zurückzukommen, so will ich Alles mit Einem Worte sagen: ein Geist ist ein silberner Zinnteller; d. h. die Vorstellung von Geistererscheinungen enthält solche Widersprüche, daß sie sich selbst aufhebt. Nicht, als ob ich meinte, ein Geist dürfe keinen Körper haben.

Behüte Gott! Wenn alle die guten Leute, die im Himmel sind, kein verschiedenes Temperament haben (und das sizt ja doch im Blute), da wären ja alle einander so langweilig ähnlich, daß sie vor lauter Wonne mit ihrem Kiefer aus Geist einander nur angähnen könnten. Oder sie sollen zwar für gewöhnlich keinen Leib haben, aber nach Belieben bei Gelegenheit sich in ein himmlisches Garderobestück werfen? Gewiß nicht. Lassen wir ihnen also den feinen Körper aus Nervenäther, den sie nach Frau Hauffe im Tode mitnehmen. Nun frage ich: kann man auch einen Frack oder lederne Hosen aus Nervengeist haben? Kann man sprechen und stöhnen mit einer Gurgel aus Nervengeist? Kann man an eine Thür pochen ohne einen Finger aus Fleisch und Bein?"

„Ei, nahm Felix das Wort, können ja doch die Menschen solche Töne und Bilder durch andere Apparate nachahmen. Der liebe Gott kann ja das den Geistern auf irgend eine Weise möglich gemacht haben."

„Solchen Apparat haben die Geister nicht, sagte der Pfarrer; wie der liebe Gott sie geschaffen hat, so hat er sie geschaffen, und ist schwerlich aufgelegt, ihnen um gewisser Zwecke willen, deren Vernünftigkeit

sehr in Zweifel steht, Taschenspielerei zu erlauben. Freilich, ich kenne Leute, die jenes Aechzen und Stöhnen hörten, die nachher vom Geisterglauben abfielen, und doch auch jezt nicht läugnen konnten, sie haben es gehört. Aber ich will lieber glauben, daß das Wirkliche einen kaum denkbaren Grund habe, als daß das Undenkbare wirklich sei."

„Ja, du barmherziger Gott, das verstehe ich Alles nicht, sagte Frau Sabine. Was sind denn dann das für Dinger, die zu der Frau Seherin gekommen sind?" Sie fuhr dabei mit der Hand über Stirne und Gesicht, gleichsam um sich die Kopfnerven zu stärken, die durch das bisherige Gespräch ganz confus geworden.

„Traumbilder sind es, erwiederte der Pfarrer. Ich will mich näher erklären, sobald wir uns das Wesen des Traums ein wenig vergegenwärtigt haben. Im Traume wird nichts blos gedacht. Im Traume hat Alles Fleisch und Bein. Der Träumende legt seine eigenen Gedanken in den Mund fremder Gestalten, und wundert sich dann, als hätt' er von diesen eine Neuigkeit erfahren. Er spielt Theater, und weiß nicht, daß er selber hinter den Coulissen steht, seine lebendigen Puppen an unsichtbaren Fäden leitet

und für sie spricht. Z. B. ich träume, mir gebe Jemand ein Räthsel auf. Ich bemühe mich vergeblich, es zu errathen; ja ich ärgere mich, daß der Andere so klug sei und ich so einfältig. Wer hat denn aber das Räthsel gemacht? Bin denn nicht ich es, der da träumte? Freilich diese Unterscheidung zwischen meinem Ich und der Welt ist hier nicht ganz am Orte. Ich stehe im Traume nicht mehr so außer und neben den Dingen, um mir über dieselben meine beliebigen Gedanken zu machen. Nicht ich bin es, der sich rühmen dürfte, er habe einen herrlichen, tiefwahren Traum gedichtet. Die Dinge schauen sich selbst in mir an. So erkennt Gott die Dinge, weil sein eigenes Wesen durch sie strömt."

Der Offizier lächelte hier sarkastisch, der Chirurg sah sehr dumm aus, der Amtschreiber brummelte wieder etwas von genialseinsollendem Zeug zwischen den Zähnen.

„Ich frage z. B., nahm der Sprecher wieder das Wort, hat je ein Mensch im wachenden Zustand ein so wahres, herrliches Bild der Liebe in sich erzeugen können, wie wir in seligen Träumen sie oft anschauen, in Träumen, wo wir im Auge der Geliebten das unergründliche Meer der ewigen Liebe sehen,

wo wir Engel Worte der ewigen Liebe flüstern hören, und eine unendliche Wonne, — wir wissen nicht mehr, woher sie entstanden ist, — noch lange, nachdem wir erwacht den Alltagsgeschäften wieder nachgehen, in uns nachzittert?"

„O das ist herrlich, ja das ist wahr und herrlich!" rief Felix mit leuchtendem Antlitz. Des Offiziers Gesicht, sonst wirklich hübsch zu nennen, nahm so etwas von einem Bock an. Mit einem Blick auf ihn sezte der Pfarrer hinzu: „Hat aber auch je ein Sittenlehrer die Schändlichkeit der Wollust so treffend geschildert, wie sie im Traume durch unbeschreiblich widerliche Bilder sich selber malt und verdammt? Aber auch ein tiefer Denker ist der Traum. Die schwierigsten Fragen lös't er; aber wenn wir erwachen, haben wir das Wort vergessen. Einmal erging mir's besser. Ich lag im Grase und schlummerte ein. Nicht entfernt hatte ich vor dem Einschlummern an tiefsinnige Grübeleien gedacht. Auf einmal erwachte ich mit dem Gedanken: Die Welt ist ein durchstrichenes Fragzeichen. Ich rühme mich nicht, denn nicht ich habe es gedacht, sondern der Traumgott; aber es steckt viel Sinn in diesem Bilde."

„Pah! rief der Amtschreiber, ich träume keine solche wunderlichen, überschwenglichen Dinge. Ich fertige eine Rechnung aus, oder besorge ein ander Geschäft, das ich den Tag über liegen ließ, oder ich gehe mit meinem Mops spaziren in aller Ordnung. Oder ja, manchmal träumt mir etwas recht Dummes. Par exemple hatte ich kürzlich einen gar ärgerlich tollen Traum. Ich schlief in einem Elsterneſt oben auf einer Pappel. Es regnete leise. Die Pappel schwankte sanft im Winde. Es war angenehm; aber wie zwecklos!“ — „Und mir träumte dieser Tage, sagte Felix, nachdem ich Tags zuvor — — — richtig! es träumte mir, ich sah den Herrn Oberamtmann über die Straße gehn. Ich stellte mich vor ihn, machte ein tief Compliment und sprach: O Herr Oberamtmann, man weiß recht wohl, daß Sie dahier im Wirthshause zur Krone zehn Jahre lang Kettenhund gewesen, zum Lohne für Ihre getreuen Dienste sofort zum Hausknecht, nach und nach aber zum Oberamtmann avancirt sind!“

„Der leztere Tranm besonders, meinte der Pfarrer, mag so dumm nicht sein. Ueberhaupt möchte ich den Traum um seines Humors willen noch besonders preisen. Uebrigens hüten wir uns allerdings,

den Werth des Traumlebens zu hoch zu stellen! Der Mensch hat andere Dinge zu thun, als zu träumen. Das gesteigerte Traumleben ist Krankheit. Dies führt mich wieder zu unsrer Seherin. Auf seiner höchsten und reinsten Stufe wird der Traum zum Hellsehen. Die Hellsehende blickt in's Herz der Welt, in die verborgene Werkstätte des Lebens. Mauern und Wände öffnen sich, ferne Strecken liegen vor ihrem Auge. Vergangenheit und Zukunft reißt ihren Schleier vor den Blicken der Unglückseligen. Gestalten zukünftiger und verstorbener Menschen treten vor die Staunende. Aus dem Munde dieser kommt ihr die Kunde längst vergangener Begebenheiten, guter und schlimmer Handlungen. Visionen also sind es, aber wahre; es ist ihr Schauen, aber ihr Schauen ist kein Spiel, kein verworrener Wahnsinn, sondern die Wahrheit selbst. Jene Züge kindischen Grimmes, die Frau Hauffe von ihren Geistern erzählt, erkennen wir nun als den treffenden Witz des Traumes, unter dessen Zauberstabe die Schatten den verkehrten Aberwitz ihres Lebens enthüllen müssen. Der Betrüger spielt die Geschichte seines Betrugs noch einmal auf den zauberhaften Bretern, der Geizige, der Wollüstling gesteht sein Verbrechen, so wie die Pflanze

ihre heimlichen Kräfte vor dem Seherauge bekennen muß. Mag hier noch viel Unerklärtes bleiben (wozu ich aber dieses Fernsehen in Zeit und Raum nicht rechne); ich bleibe auf meiner Ueberzeugung: jene Geister sind innerlich wahre Visionen, die der seltsame Schattenspieler, der Traum, den Somnambülen vorüberführt, aber keine äußerlich wirkliche Wesen. Mit diesem Widerspruch, meine ich, sollte der Verfasser unseres Buches nicht ganz unzufrieden sein, denn die Heiligkeit der Sache bleibt dabei ganz unangetastet."

Manche Einwendungen erhoben sich; die Frauen besonders wollten sich nicht zufrieden geben. Der Pfarrer vertiefte sich in der Widerlegung immer mehr, und das Gespräch zog sich bis gegen Mitternacht. Als die Thurmuhr ihre klagenden Zwölfe predigte, stand er auf und blickte lächelnd nach dem Amtschreiber, der für gut gehalten hatte, die Behauptungen des Pfarrers über das Wesen des Traums sogleich in der Wirklichkeit zu erproben; was wir ihm um so weniger übel nehmen wollen, da der Pfarrer sich selbst gestehen mußte, daß er für sein Publikum viel zu gelehrt gesprochen habe, worüber er sich übrigens mit der Erfahrung tröstete, daß auch

unwissenschaftliche Menschen vermöge eines gewissen Erkenntnißinstinktes unverstandenen Worten den Sinn abzulauschen wissen. Wenn der Leser indessen nicht ähnliche Versuche wie der Amtschreiber angestellt hat, so wird er gebeten, noch einen Blick nach dem Chirurgen Klöpfer zu werfen. Der gute Mann ist ganz scharlachroth und offenbar besoffen. Die Historiker haben noch nicht ermittelt, ob es mehr Zufall oder Plan war, daß er ganz nahe zum Weinkrug zu sitzen kam; das Licht reichte nicht bis zu der Ecke, an der er saß, und der zinnerne Deckel des Kruges ließ sich mit einiger Behutsamkeit ohne alles Geräusch öffnen und schließen. Felix hat Achtung gegeben, und verstanden, was er vermochte. Wie kühn und aufgeweckt er heute ist, haben wir schon gesehen. Da das Gespräch geendet hat, pocht ihm das Herz gewaltig; er denkt an sein Vorhaben. Frau Sabine denkt nichts. Am wohlsten ist es eigentlich dem Mops unter dem Ofen; man hat heute wegen der Herbstlnft und des armen, leidenden Offiziers etwas eingeheizt; er sieht aber nicht danach aus, als wolle er Probleme von Geistergeschichten lösen. Der Amtschreiber schrickt auf bei der plötzlichen Pause, und lallt: „Richtig, ja, ja,

unmaßgeblich haben Sie Recht, Herr Pfarrer, die Rechnung ist aber noch nicht ganz ausgearbeitet; und ich will den Henker auch wissen, was der Herr Leutnant und meine Tochter ...“

Als hätte der zuckende Blitz in die Glieder des Offiziers geschlagen, so riß er seinen Arm an sich, den er unbemerkt um Luise geschlungen hatte. Der Schrecken wäre nicht nöthig gewesen; man hatte die schlaftrunkenen Worte kaum gehört, und sie gingen nicht, wie zu befürchten scheint, aus einer aufmerksamen Beobachtung hervor. Nur so bisweilen hatte der Amtschreiber etwas gewittert, es war ihm aber nicht so recht zum Bewußtsein gekommen; im Traume nun mochte das Halbbemerkte zu einem undeutlichen Bilde geworden sein, das er aber eben so schnell wieder vergessen hatte, als seine schlaftrunkenen Lippen es ausgesprochen. Der Leutnant meint aber von nun an, der Amtschreiber habe wahre Luchsaugen; auch steht zu befürchten, Luise werde von Stund' an zum Nachdenken über ihr Verhältniß kommen. Wir wollen sehen.

Der Amtschreiber hatte sich indeß die Augen etwas gerieben, und faßte das Resultat des ganzen Gespräches so zusammen: „Summa, Alles ist dummes

Zeug, rabiates, desperates und überspanntes Wesen, sage ich unmaßgeblich, wovon man zur Zeit meiner Jugend nichts gewußt." Er wollte noch Weiteres in dieser Manier sagen, aber der Pfarrer brach auf. Daher ward Luise beordert, ein Laternchen oben von der Kammer zu holen. Sie zündete ein Licht an, dem Befehle nachzukommen; der Vater fuhr aber auf, und verlangte, sie sollte die Laterne oben im Finstern suchen bei Strafe seiner Ungnade. Luise zitterte und bebte; die Mutter schüzte sie, und der Amtschreiber, um seine Bravour zu zeigen, verließ nun selbst das Zimmer und ging hinauf in die dunkle Kammer. Der Leser muß wissen, daß es in dieser Kammer spucken soll. Nach wenigen Minuten kehrt der Amtschreiber zurück, aber ohne Laterne, bleich wie der Tod, die Augen weit aufgerissen, die Hände zitternd, übrigens mit festen, feierlichen Schritten. „Um Gotteswillen! was hat's gegeben?" ruft Frau Sabine. „Nichts!" antwortet der Amtschreiber langsam und dumpf, und spricht außer diesem Worte kein einziges mehr, er bietet nicht einmal dem Pfarrer und Chirurgen gute Nacht. Man hörte ihn auf seinem Arbeitszimmer noch lange nach Mitternacht mit großen Schritten auf und niedergehen.

Vielleicht eine unruhigere Nacht, als er, brachte der gute Felix zu; er thut aber frühe Morgens einen entschlossenen Sprung aus dem Bette, macht mit Sorgfalt seine Toilette, und da sie vollendet ist, steht, wie gerufen, der Bote da mit dem neuen Rock, den nicht der Dorfschneider, sondern der beste Kleidermachermeister im Städtchen ausgefertigt. Er ist modern, liegt recht gut an, und Felix bemerkt zum erstenmale mit Wohlgefallen seinen schlanken Wuchs. Erst nach der Rockmusterung öffnete er ein Briefchen, von dem der Bote gesagt hatte, daß er es in Feldheim übernommen habe. Mit zitternder Hand war darin geschrieben:

Lieber Felix!

Komm doch zu mir, ich bin recht sehr krank. Ich habe so ein heftiges Kadarrfieber. Ich bin so matt. Und wann der liebe Gott mich abrufen däte, daß ich den Trost noch habe, und in meines lieben Sohnes Armen sterbe. Und stehe mir bei in meinen Aengsten und Mattigkeit. Deine bis in den Tod getreue

Mutter

Christine Wagnerin.

Der Schrecken, der ihn bei dieser Nachricht ergriff, hätte tiefer und schmerzlicher gewirkt, wäre er nicht auf einen, durch die neuen Erfahrungen aufgerüttelten, und durch einen Entschluß gestärkten Willen gestoßen, und hätte Felix nicht die übertriebene Aengstlichkeit seiner Mutter gekannt, welche sie auch bei unbedeutenden Anfällen sogleich das Aeußerste befürchten ließ. Doch zitterte er heftig und Thränen kindlichen Mitleids rannen über seine Wangen. Wir müssen übrigens jezt schon gestehen, was für ein Entschluß es war, den er gefaßt hatte. In den paar Wochen, die er in des Nebenbuhlers Nähe zugebracht, hatte er erst angefangen, zu empfinden, daß er ein tüchtiger Geschäftsmann sei und in einem Alter stehe, das ihn zu Ansprüchen berechtige. Daß aus diesem neuen Bewußtsein alsbald eine Handlung wurde, das verursachte die Angst um Luise, und die Gelegenheit. Es war in Feldheim die Schultheißenstelle erledigt; er wußte, daß die Gemeinde günstig für ihn gestimmt sei, und seine Mutter besonders hatte ihn dringend aufgemuntert, sich zu bewerben. Die Stelle war ansehnlich, mit dem Geschäft und Gehalte eines Rathschreibers verbunden, und er konnte immerhin ein „Herrenschultheiß" werden. Vor wenigen Wochen

hätte er's freilich nicht für möglich gehalten, ein solches Wagniß auf sich zu nehmen. Mit dem Offizier aber waren bekanntlich neue Gäste bei ihm eingezogen: Zorn, Selbstgefühl, Muth; und so hatte er frisch und kühn das Ungeheure gewagt. Das waren die geheimnißvollen Gänge, die er seit einigen Tagen unternahm; darum war er zum Oberamtmann gestiegen. Hab' ich dann erst die Schultheißenstelle, dachte er, oder die gewisse Anwartschaft dazu, so — werbe ich um Luise. Sage nun noch Einer, daß aus dem schüchternen Felix nicht in kurzer Zeit ein Held geworden sei! Aber der Brief? Wenn er nun wochenlange seine kranke Mutter pflegen wird, was wird der Leutnant einstweilen in Luisens Herzen für Fortschritte machen! Darum schnelle zum Amtschreiber, und nicht nur, wie dieß noch gestern sein Vorhaben gewesen, ihm seine Bemühungen um die Schultheißenstelle mit leiser Berührung der schöneren Hoffnungen, die er daran knüpfte, mitgetheilt, sondern geradewegs um Luise geworben! So unverschämt wird doch der Leutnant nicht sein, nach einer Blume zu streben, auf welche ein Anderer schon die Hand gedeckt hat?

Da geht er nun über das Estrich hin im neuen

Rocke, anfangs mit festen, entschlossenen, dann aber je näher er des Vaters Thüre kommt, mit zweifelhaften, wankenden Schritten. Die erste That in seinem Leben! Armer Felix! dein Herz pocht hörbar; dichter Schweiß liegt auf deiner Stirne. Er hat's gewagt und hat an die Thüre gepocht. „Herein!“ tönt es dumpf und feierlich. Der Amtschreiber steht vor ihm in der Nachtmütze und im Schlafrocke. Er scheint größer, als sonst, sein Gesicht angespannt, die Augen weit offen. Er sieht den Scribenten lange ernst an. „Herr Amtschreiber, beginnt dieser, können Sie mir auf acht Tage oder länger Urlaub geben?“ „Urlaub?“ sagt der Amtschreiber lang gedehnt, als besinne er sich auf den Sinn des Wortes. „Ich muß meine kranke Mutter besuchen,“ fährt Felix fort. „Ist sie krank? fragt der Alte feierlich, wird sie sterben? Weihekuß in dunkler Mitternacht? Todesengel? Wer verachtet die Geister? Es hat sich viel in mir verändert, junger Mensch! Der Zweifler Thomas hat die Finger in die Wunden seines Herrn und Heilands gelegt.“ Er wollte hier eine Prise nehmen. Plötzlich schleuderte er die Dose weit von sich und rief: „und ich athme noch? und ich schnupfe noch? unmittelbar über dem Munde, den das Geister-

reich — war es eine Mahnung zur Besserung? war es ein Zeichen nahen Todes? über diesem Munde, in der Nähe dieser Wangen, soll sich eine schnupfende Nase aufhalten? Wie so? Geister schnupfen nicht!"

Was aber um's Himmelswillen ist aus dem sonst so vernünftigen Manne geworden, der, mit Tieck zu sprechen, so lange gehalten hat? Muß der graue Amtschreiber in seinem Alter noch ein Träumer und Schwärmer werden! Felix blickt fast so, als kennte er ein wenig den Grund dieser Veränderung; denn nicht Staunen ist es, was bei dieser Rede ihn ergreift, sondern eine verzweifelte Verlegenheit; er krabbelt am Halstuche, arbeitet in den Haaren (die er neuerdings um die Stirne nicht mehr schlicht hängen läßt, sondern in die Höhe streicht), er schwizt, wie ein Candidat im Examen; er will etwas hervorstottern, aber es erstirbt auf seinen Lippen. Nein! noch ist's nicht Zeit, so überlegt er, faßt sich ein Herz und kömmt zur Sache. „Herr Amtschreiber! beginnt er, ich — ich — ich muß gestehen, daß ich so frei sein wollte, Ihnen noch Etwas vorzutragen. Ich habe mich um die Schultheißenstelle in Feldheim beworben; ich habe gute Hoffnung, sie zu bekommen, nur über den günstigen Einfluß des Herrn Oberamt-

manns auf meine Wahl bin ich noch ungewiß, denn — es ist seltsam und mir unbegreiflich — denn, da ich ihm meine Aufwartung machte, hat er mich in die Wade gebissen!“ „Hat er das? fiel der Amtschreiber mit freudigem Gesichte schnelle ein, und seltsam nennst du es? Nichts natürlicher. Eine wahre Kleinigkeit. Ich war selber nicht besser, als mein Mops. Der leichte, schwebende Geist jedoch lösete mit seinen Lippen das siebenfache Mopssiegel. Ja, Felix, Geister existiren. Geister finden im höchsten Grade Statt. Selbst in Rumpelkammern halten sich welche auf. Was ich weiß, das weiß ich. Glaube einem alten, verklärten Amtschreiber!“

In seiner Herzensangst wußte Felix jezt nicht, ob er seine Hauptbitte anbringen solle. Aber von der einen Seite ermuthigte ihn die Anrede: „Sohn“, von der andern erinnerte ihn ein gellendes Gelächter des Leutnant's, das in diesem Augenblicke aus dem unteren Wohnzimmer heraufdrang, daß es hohe Zeit sei, sich auszusprechen. „Herr Amtschreiber, fing er an, ich gestehe, daß ich mit der Hoffnung auf die Schultheißenstelle noch eine andere verbinde. Darf ich — ich will — ich möchte Sie fragen — ich wäre eigentlich so frei, Ihnen vorzulegen, vorzutragen,

ob — ob —" Hättest du dich doch nur besser vorbereitet, guter Felix! Hatte ihm denn auch jemals eine Menschenseele gesagt, wie ein Freiwerber seine Sache vortragen müsse? Ist es nicht, mit seinem früheren Wesen verglichen, Fortschritts genug, daß er neuerdings ordentlich Acht gegeben und gelernt hat z. B., was man antworte, wenn uns Jemand sagt: es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen? — daß er recht ordentlich sich einzuführen weiß, wenn er zu einem Mahle eingeladen in ein Zimmer tritt? Und weiß er nicht auf eine Einladung mit seltenem Anstand zu sagen: Sie sind sehr gütig, ich werde so frei sein, von Ihrer Güte dankbaren Gebrauch zu machen? Hatte sonst Jemand zu ihm gesagt: ich bedaure ungemein, es thut mir ungemein leid, Sie nicht getroffen zu haben, Ihnen nicht dienen zu können u. s. w., so hatte er das immer in allem Ernste geglaubt, herzliches Bedauern mit dem Bedauern gehabt, und zur Antwort nur einen seltsamen, unarticulirten Ton von sich gegeben. Nun ist er bereits liederlich genug geworden, diese Redensart ohne allen Schmerz anzuhören und mit einem ditto zu beantworten. War es ferner neulich nicht ewig Schade, daß es nur die Bestie von Bullenbeißer hörte, wie er

so höflich zu sagen wußte: Bitte, bitte, bemühen Sie sich nicht? Ja so weit hat er's gebracht, daß er, wenn er einen Gast bitten soll, in eine Pastete einzuschneiden, oder sich Wein einzuschenken, nicht mehr sagt: Sein Sie so gütig und versehen Sie sich doch! sondern: bedienen Sie sich! Aber eine Werbeformel, die er nicht einmal vorher schriftlich zu concipiren Muße hatte — das ist noch zu viel für unsern Felix. Er stottert also noch Verschiedenes, wird endlich zornig über seine eigene Dummheit, und sagt in der Desperation: „ich möchte gerne die Güte haben, Ihre Jungfer Tochter zu heirathen.“ Es ist heraus; tausend Centner sind ihm vom Herzen. Der Amtschreiber sieht ihn mit zusammengefältelten Augenliedern blinzend halb von der Seite an; das schnelle Wort scheint zu gleicher Zeit verschiedenartige Eindrücke auf ihn gemacht zu haben; von der einen Seite, sofern er noch der alte Amtschreiber war, großes Staunen über einen Schritt, den er so gar nicht vermuthet hatte; denn ein schneller Blick war nicht seine starke Seite, — wie hätte ihm Felixens stille Liebe bemerklich werden sollen? Von der anderen Seite aber war er seit dieser Nacht offenbar zu erhaben zur Verwunderung über dergleichen weltliche Wünsche; ja es lag in dieser

Beziehung etwas Verächtliches in seinem Blicke. Dieser Eindruck behielt auch die Oberhand. „Du wagst es, sprach er, irdische Wünsche vorzulegen einem Manne, den eben erst das Jenseits mit seinen Zauberschwingen berührt hat? Dein Umgang seien Wesen einer andern Welt. Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien. In der Auferstehung werden sie weder freien, noch sich freien lassen. Ich erlaube dir — (er duzt jezt Jedermann) —, zu deiner kranken Mutter zu gehen, ich empfehle dir, sie magnetisiren zu lassen, und mir genaue Nachricht über den Erfolg zu geben. Aber verschone mich mit deinen weltlichen Wünschen. Leb wohl!“ Als aber Felix schon das Zimmer verlassen und die ersten Treppen zurückgelegt hatte, rief er ihm nach: „Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mutter gehorsamst, und ich lasse ihr von Herzen gute Besseruug wünschen!“ Doch wieder ein vernünftiges Wort! Aber sein „unmaßgeblich“ hat er weggelassen; kein gutes Zeichen. Wollte Gott, daß er in der Genesung fortführe!

Felix nimmt unten im Wohnzimmer mit gebrochener Stimme Abschied. Luischen erschrickt sehr über die schnelle Abreise. Ein Schrecken, der wohl sehr zusammengesezter Natur war; ein Schrecken über

die Krankheit der Mutter des Scribenten; ein Schrekken darüber, daß er vielleicht lange weg sein werde; und dieser wieder ein doppelter und dreifacher. Denn hatte sie ihn nicht von Herzen lieb und vermißte ihn bitter ungerne? Wenn sie ihn aber aus Gründen dennoch gerne vermißte, mußte sie nicht über sich erschrecken wegen des gerne Vermissens? Und ging ihr nun nicht die beste Gelegenheit ab, Bußwerke zu thun, da sie dem armen Scribenten nicht mehr da und dort eine unvermuthete Zärtlichkeit zuwenden konnte? Als Felix die Krankheit seiner Mutter als Grund der Abreise angab, trommelte der Offizier den Zapfenstreich an's Fenster, es wollte aber nicht recht gelingen. Er nahm Abschied, von dem Lezteren mit steifer Höflichkeit, von Luise zweimal: einmal im Zimmer, dann noch einmal unter der Hausthüre, wobei sie ihm sonderbar in die Augen sah.

Felix eilte vor seiner Abreise noch zum Pfarrer und schüttete ihm sein ganzes Herz aus, besonders gestand er ihm jenes Geheimniß, das er dem Amtschreiber fast gestanden hätte, als er ihn in seinem neuen Zustande sah, bat ihn auch, dem Amtschreiber, da er selbst zu furchtsam gewesen, die Augen zu öffnen. Der Pfarrer war aber anderer Meinung und

sagte, der Amtschreiber müsse ihm noch eine gute Weile zappeln. Im Uebrigen zeigte er die herzlichste Theilnahme, und wiegte, als Felix seine Furcht wegen des Nebenbuhlers andeutete, bedenklich den Kopf, als wollt' er sagen: ich weiß es ja schon lange und besinne mich, was thun. Beim Abschied legte er ihm die Hand auf die Schulter, und sprach: „Felix, nehmen Sie meinen Segen mit, ich hoffe, wir sehen uns fröhlich wieder."

Felix traf seine Mutter sehr angstvoll und hielt die Krankheit für gefährlicher, als sie war. Der Chirurg Klöpfer, mit dem der Oberamtsarzt Nachsicht hatte, wenn er in der Umgegend bisweilen medicastrirte, saß am Bette, und sagte immer: „gefährlich ist die Krankheit nicht, nein gewiß nicht, aber bedenklich, ja bedenklich"; er schärfte Felix wiederholt ein, so lange als möglich bei seiner Mutter zu bleiben, weil seine beruhigende Gegenwart vor Allem heilsam wirken müsse. Felix saß nun ganze Nächte lang bei der schlaflosen Frau, heizte ein, schwazte mit ihr von Vettern und Basen, hob und legte sie, las ihr aus der Bibel vor, und dachte, wenn sie im halben Schlummer lag, und nur der unruhige Athem der Kranken, oder das Summen einer Fliege an der

Decke des Zimmers, oder der Ruf des Nachtwächters die tiefe Stille unterbrach, an seine geliebte Luise. Seine Empfindungen in solchen Stunden waren nicht mehr so aus Mondschein gewoben, wie früher. Er hatte auch früher an den Offizier öfters lange, wohlgesezte, heroische Reden über seine Grobheit und Frivolität gehalten, wenn nämlich der Offizier ausgeritten und er allein auf seinem Zimmer war. Jezt trat an die Stelle solcher Reden eine größtmögliche Thätigkeit in der Schultheißensache. Wirklich ging hier Alles den besten Gang; er hatte die meisten Stimmen gewiß, und machte ein paar Tage vor der Wahl noch einen Besuch bei dem Oberamtmann, wo er denn auch die wahre Ursache seiner Wadenwunde entdeckte, und nicht begriff, wie er doch damals so heillos dumm gewesen sei, im Uebrigen äußerst gnädig empfangen wurde.

Während Felix von diesem Gange in's nahe Städtchen noch nicht zurück war, kam plözlich der Pfarrer von Grünthal athemlos zu der kranken Frau gerannt, bei welcher gerade der Chirurg saß. Er grüßte kaum, ging auf und nieder, bis er zu Athem gekommen war, und sezte sich dann an den oberen Theil des Bettes, so daß er den Chirurgen recht im

Auge hatte. Er griff den Puls der Kranken, und fragte, womit ihre Krankheit begonnen habe? Ein Schnupfen, war die Antwort, dessen Anfang mit einem Fieber verbunden war. Sie habe sich sogleich an den Chirurgen gewandt, der gerade im Dorfe gewesen sei. Der Pfarrer entwickelte nun medicinische Kenntnisse, die der Chirurg nicht bei ihm gesucht hätte; denn er begann, zu fragen, und immer gründlicher zu fragen über die Mittel, die er angewandt habe. Der Chirurg verwickelte sich, und fing an, sich zu widersprechen, indem er unter anderen entgegengesezten Mitteln auch solche nannte, welche die Fieberhitze der Frau gerade noch verstärken mußten; er lenkte jedoch jedesmal wieder ein, und suchte den Pfarrer durch eine unendliche Anhäufung technischer Ausdrücke zu verwirren. „Und warum haben Sie denn befohlen, immer so stark, als möglich, zu heitzen? Die Arznei her!“ rief der Pfarrer, nahm den Kolben, schüttelte, roch daran, besah sich den Inhalt am Fenster, blickte den Chirurgen lange an, und warf plötzlich das Glas an den Ofen, daß die Scherben weit umher fielen. „Schurke! rief er und packte ihn am Arme, Er hat das Fieber genährt, Er hat die Frau krank gemacht, hat sie krank erhalten, und ich

weiß, warum — Schweig' Er, sag' ich, widersprech' Er nicht!" Der Pfarrer wandte sich jezt zu der Kranken, beruhigte ihren Schrecken, versicherte sie einer leichten und baldigen Genesung, und ließ dann den Chirurgen unter seinen Augen zweckmäßige Mittel verordnen. Da derselbe hierauf in aller Eile Reißaus nehmen wollte, sagte er, so sei es nicht gemeint, erbat sich den Schlüssel zum Ofenloch, und sperrte den Widerstrebenden mit überlegener Leibeskraft in den noch ziemlich warmen Ofen. Die arme Frau meinte nicht anders, als sie sei vergiftet, und nur mühsam konnte sie der Pfarrer, der die Heftigkeit, womit er sie zu einem Zeugen seiner Entdeckung gemacht hatte, zu spät bereute, trösten, da er ihr den eigentlichen Grund des Schurkenstreiches nicht, wenigstens jezt noch nicht, entdecken konnte. Er mußte einstweilen die Sache so drehen, als habe der Chirurg hier Gelegenheit nehmen wollen, eine neue Cur zu versuchen und glänzende Kenntnisse zu zeigen, da er doch seine eigene Ignoranz einsehen sollte. Er blieb am Bette der Frau sitzen, bis Felix mit einem gar hoffnungsvollen Gesichte eintrat, seine gute Aufnahme bei'm Oberamtmann erzählte und nicht wenig verwundert war, den Pfarrer hier zu treffen. Sein

Erstaunen stieg, als er im Ofen leise wimmern hörte, und deutlich die Worte vernahm: „wenn doch nur schon den Leutnant — — —“ „Sein Sie ganz ruhig, sprach der Pfarrer, es ist kein Geist, wir wollen ihn herausziehen.“ Mit Asche und Ruß bedeckt erschien der Chirurg, auf welchen die Erscheinung des guten Felix wie ein kaltes Bad nach dem heißen wirkte. „Sieht Er, sagte der Pfarrer, ich hätt' Ihn eigentlich einsperren sollen, bis Er, stellenweise wenigstens, gebraten und geröstet gewesen wäre, ich habe aber Mitleiden gefühlt, da ich Ihn wimmern hörte. Ich will gnädig sein, und Ihm weiter keine Strafe zufügen, als daß ich dafür sorge, daß Ihm für die Zukunft das Medicastriren niedergelegt wird. Aber Eins sag' ich ihm, wenn Er mir vor zwei Tagen Grünthal wieder betritt, so zeig' ich Seine ganze Schändlichkeit der Polizei an.“ Der Chirurg schwur, was er vermochte, schüttelte sich, und flog die Treppen in, psychologisch und naturgeschichtlich merkwürdigen, Sprüngen hinunter.

Der Pfarrer wollte durchaus Felix noch diesen Abend mit sich nach Grünthal nehmen, aber dieser konnte sich nicht entschließen, von seiner Mutter zu weichen, bis er sich von ihrer Genesung überzeugt habe,

und zudem war morgen die Schulzenwahl. So mußte er denn versprechen, so bald er das Resultat wisse, nach Grünthal zu eilen und zwar zuerst in's Pfarrhaus.

In des Amtschreibers Hause war es die acht bis zehn Tage her, seit Felix entfernt war, etwas unheimlich zugegangen. Der Amtschreiber war stumm, wie ein Fisch. Sprach er etwas, so waren es sonderbare Behauptungen, wie z. B., er höre gegenwärtig die Zeit gehen: es sei nicht anders, als wie wenn man das Ohr an ein langes, blechernes Rohr halte. Ein besonders bedenklicher Umstand war, daß er nie mehr sagte: unmaßgeblich. Er kam viel mit einem alten Schäfer zusammen, der ihm Unterricht in der Sympathie und Magie gab, und ihm Jacob Böhme's und Swedenborg's Schriften lieh. Daneben las er in der Offenbarung Johannis. Frau Sabine hatte das fortwährende Entsetzen über ihres Mannes unglaubliche Veränderung ganz zu Boden geschmettert. Im Trüben ist gut fischen, dachte der Offizier, und brachte durch alle Mittel eines gewandten Abentheurers das gute Luischen auf jenen Punkt von Verwirrung und Verzauberung, wo es zweifelhaft ist, ob Erziehung und kindliche Liebe eine

ausdauernde Schutzwehr gewähren werden. Mehr Kraft und Sicherheit, als diese Bande und Rücksichten gab ihr der Gedanke an Felix.

Der Pfarrer hatte eine Bemerkungsgabe, wie Wenige, indem sich mit einem scharfen Auge die schnellste, bis an's Prophetische gränzende Combination verband. Man war von ihm beobachtet, wenn man es gar nicht für möglich hielt; las er doch während der eifrigsten Predigt, mitten im höchsten Pathos, in dem Gesichte eines Bauern, der im äußersten Winkel der Kirche saß, deutlich genug, ob er schläfrig, gleichgültig oder andächtig sei. Aehnlichkeiten in Gesichtern waren sein Lieblingsstudium; beim ersten Anblick eines ganz Unbekannten konnt' er mit Zuverläßigkeit sagen: das ist ein Bruder oder eine Schwester von Dem oder Jenem, der dort und dort lebt, und es traf oft genug ein. Ja, sah er nicht vielen Leuten ihren Taufnamen im Gesichte an? Hat er nicht bisweilen schon den Geschlechtsnamen sogar errathen? Am wenigsten konnten Eitle, Verlegene, Verliebte seinem Blicke entgehen, wenn er nämlich beobachten wollte, denn namentlich auf Beobachtung der leztgenannten Leidenschaft pflegte er sich gar nicht zu legen, da ihm der schlechte Witz, der Verliebte

aufspürt und foppt, unerträglich war. So hatte er denn auch dem Offizier und dem Mädchen längst in die Karten gesehen. Es lag aber nicht in seiner Art, sich ohne Noth mit Warnungen und guten Lehren einzumischen; er hätte vielleicht noch lange zugewartet, wäre er nicht zufällig zu einer neuen Entdeckung gelangt.

Er saß eines Morgens in seinem Garten hinter dem Dorfe und las. Dieser Garten ist eine völlige Wildniß; seit der Pfarrer ihn besitzt, ist keines Gärtners Hand darüber gekommen. Der Pfarrer ist schwach genug, aus Grundsatz es so zu halten, und noch eitel darauf zu sein. Besuchte ihn eine landpfarrerliche Gesellschaft, so pflegte er sich einen seltenen Genuß zu bereiten. Da er nämlich schlechterdings kein interessantes Gespräch zu führen wußte, wie z. B. über Zehnten, Fruchtpreise, politische Neuigkeiten, so fühlte die Gesellschaft bald lange Weile, und verlangte, den Garten zu sehen, die Blumen, den Kohl, die Kresse zu bewundern. „Ja wohl, ja recht wohl," pflegte er dann zu sagen, holte einen riesenmäßigen Schlüssel, schritt feierlich der Caravane voran, drehte lang den Schlüssel im Schlosse, riß dann plötzlich die Thüre weit auf und machte ein satanisches Gesicht. Er

hatte auf diese Weise bereis die gerechte Verachtung aller Pfarrhäuser in der Umgegend sich zugezogen. — In diesem Garten also saß er, da ging der Chirurg am Zaune vorüber. Die Sonne brannte ihm blendend auf den abgefärbten Rücken seines grasgrünen Biberrocks. Das geht wieder zum Leutnant, dachte er: was wohl die Kerle mit einander haben? Indem kam der Offizier vorübergeritten und hielt an, da er den Wundarzt sah. „Geht's gut?" fragte der Chirurg mit seiner widerwärtigen Vertraulichkeit. „Geht's gut? fragte der Leutnant zur Antwort, und sezte hinzu: er darf so bald noch nicht zurück." Der Chirurg besann sich, und sagte: „ich will sehen, wie ich's einrichte, aber lange kann ich's nicht mehr treiben; ich fürchte, sie möchte mir —". Die folgenden Worte verstand der Pfarrer nicht mehr. Er sprang auf, als hätte ihn die Tarantel gestochen. Denn er warf nun mit Einem Male einen ganz neuen Blick in die Gefahr, worin Luise schwebte. Er hatte bis jezt gemeint, der Offizier treibe blos aus langer Weile eine planlose Spielerei mit Luisen; nun sah er plözlich einen arglistigen Plan und schändliche Mittel zur Erreichung desselben. Er kannte zwar Luise als ein gutes Mädchen, die unter ihrer schüchternen

Schalkheit einen braven Sinn verberge. Aber er erinnerte sich zugleich an eine andere Bemerkung, die er in diesen Tagen gemacht hatte. Mayenberg hatte nämlich mit seinem Bedienten immer etwas zu munkeln gehabt, was dem Pfarrer verdächtig schien; dann hatte er den Bedienten fortgeschickt, und er war noch nicht zurück. Wenn das auf eine Entführung abgesehen wäre? dachte er; wenn er die Abwesenheit des Scribenten deßwegen veranstaltet hätte und dazu benützen wollte, das unerfahrene Kind, dessen Charakter er fester findet, als er glaubte, unter dem Vorwande solider Absichten zur Flucht zu bereden? Die Mutter warnt Luisen nicht; der Vater ist neuerdings so viel, als keiner. Doch, sollte Luise denn wirklich so schwach sein? Zwar: Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib. Söllte sie aber wirklich die Erbärmlichkeit des Offiziers nicht einsehen? Nun, es ist nur zu bekannt, daß die Leidenschaft von der sittlichen Beurtheilung unabhängig ist. Sei es, wie es wolle, und wäre auch gar keine Gefahr da, dieses leichtsinnige Spiel muß aufhören, und der Schurkenstreich an den Tag. Der Pfarrer sprang auf, und eilte nach Feldheim, wo er denn Alles fand, wie er es vermuthet hatte. Der Offizier hatte angefangen,

seinen Nebenbuhler zu fürchten, da Luise offenbar dem Felix zu liebe und im inneren Kampfe mit zwei verschiedenartigen Leidenschaften ihm jene kleinen Liebkosungen ganze Tage lang wieder verweigerte, die sie kaum zuvor noch erwiedert hatte. Zudem mußte er, je mehr er den Verliebten spielte, desto mehr erfahren, daß auch die schüchterne Luise in kurzer Zeit jenes Organ der Weiberlist, jene Kunst, mit Herzen zu spielen, in sich entwickelt hatte, und an ihm übte. Wir wollen sie deßwegen nicht zu den Schlimmen zählen; auch das ist nur eine Buße, die sie sich selbst auflegt, daß sie Eigenschaften, deren sie sich wohl als unschöner bewußt ist, an einem Manne übt, der sie durch seinen Glanz angezogen hatte und den sie doch nicht achten konnte. Gegen Felix hätte sie, das fühlte sie wohl, solche Kunst niemals in Anwendung bringen mögen. So konnte also unser Heros nicht agiren. Er war ein erklärter Feind des Stabilitätssystems. Das muß anders werden, dachte er; der Scribent muß fort, die Gegenwart thut Alles. Wer war geschickter, als der Chirurg, den er ganz am Faden hatte? So mußte denn die gute, alte Frau krank werden und ihr Söhnchen zu Trost und Pflege bedürfen.

Den Morgen nach dieser Entdeckung und Entlarvung des Chirurgen ging der Pfarrer in seinem Studierstübchen auf und nieder, und rauchte wacker. Er besann sich lange, wie er in der mißlichen Sache weiter handeln solle, und konnte zu keinem Entschlusse kommen. Endlich öffnete er ein Fenster und sah in den frischen Herbstmorgen hinaus. Ein kräftiger Duft wehte ihm entgegen, der Nebel war eben gesunken. Ferne hörte man den Schlag der Drescher. Es ward ihm friedlich und wehmüthig um die Brust. Er sezte sich an den Tisch und schrieb folgendes Billet an den Amtschreiber:

Herzlieber Freund!

Wenn Seine Tochter Luise ein Stündchen übrig hätte, so wäre mir gar lieb, sie bei mir zu sehen. Hab' ihr etwas zu sagen.

Sein

Diener und Freund ꝛc.

Er sprach nämlich mit dem Amtschreiber im Spaß immer nur per: Hör' Er, und konnt' es auch im Ernste nicht lassen. Das Billet erregte im Hause kein Aufsehen, denn der Pfarrer hatte mit Luisen seit ihren Kinderjahren einen beständigen Verkehr im Spaß und Ernst unterhalten. Nur seit der Offizier

da war, war derselbe in's Stocken gekommen; sie besuchte ihn nicht mehr, um wie sonst mit dem heiteren Manne sich unter tausend Scherzen über die Verwilderung seines Gartens und dergleichen herumzuzanken, oder sich Bücher von ihm geben zu lassen, und die gelesenen mit ihm zu besprechen, oder ernste, belehrende Worte von ihm anzuhören. Sie wußte wohl, warum sie es unterlassen hatte, sagte sich's aber zum erstenmale deutlich, als sie das Billet las. Gegen Abend erst entschloß sie sich, und zog mit Herzklopfen die Klinke am Pfarrhause; ein Gefühl, wie Wehmuth, überlief sie, als auf der Treppe die beiden jungen Kätzchen des Pfarrers, wie sonst, schmeichelnd zu ihr hüpften und mit ihr spielen wollten. Der Pfarrer saß, nicht, wie er pflegte, im bequemen Schlafrock, sondern schwarz angethan im Lehnsessel, grüßte die Eintretende kaum, und antwortete Nichts, als sie ihn fragte, was er begehre, sondern sah ihr nur schweigend und lange in die Augen. Eine peinliche Lage für das Mädchen. Da stand sie vor dem ernsten Manne stumm und stille. Sie wollte ein gleichgültiges Gespräch anspinnen; er antwortete nicht. Sie fing wieder an, er antwortete wieder nicht. Als endlich ein Zittern sie ergriff, nahm der Pfarrer ihre

beiden Hände, zog sie zum Sessel und sagte mit seiner tiefen, klaren Stimme: „Luise!“ „Was fragen Sie, Herr Pfarrer?“ stammelte das Mädchen. „Luise, erinnerst du dich der Stunde, wo ich dich confirmirte?“ Ihr Herz pochte von gewaltigen Stößen. „Weißt du noch, wie du als ein unschuldiges, seliges Kind, den Frieden im Herzen, vor dem Altare standst?“ „Ich weiß es,“ sagte sie mit gebrochener Stimme. „Wie du dem dreieinigen Gott den Eid der Treue schwurst?“ „Ich weiß es.“ „Wie du niederknietest und ich die Hand auf dein Haupt legte und dich segnete? Weißt du es noch?“ „Ich weiß.“ „Und weißt du auch noch, worüber ich damals predigte?“ „Von dem guten Hirten.“ „Weißt du auch noch die Stelle von dem Wolfe?“ „Ein Miethling, der nicht Hirte ist, siehet den Wolf kommen, und verlässet die Schafe, und fleucht, und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe.“ Jezt richtete sich der Pfarrer auf, stand vor ihr, und sprach mit ernstem Nachdruck: „Dich hat der Wolf der Versuchung ereilt! Luise! dich! Sage mir, ich beschwöre dich, wie steht es um dein Herz, seit du in den Banden des eitlen Mannes bist? Leichtsinniges, unerfahrenes Kind! Denkst du auch wohl, daß er ein

Wollüstling und fast — ein Giftmischer ist? Du wärest dem gleißenden Wolfe zum Abgrunde gefolgt, hättest deines Vaters graue Haare und deiner Mutter Liebe vergessen, und warst im Begriff, ein reiches, herrliches Herz, treu wie Gold, zu brechen!" Er sezte sich nieder, Luise sank in die Knie, warf ihr Haupt auf seinen Schooß, und ein Strom von heißen, glühenden Thränen war das Geständniß ihrer Reue. In dieser Stellung verweilten sie lange, ohne ein Wort zu sprechen; der Pfarrer schaute sie mitleidig an, wie sie laut schluchzend und stöhnend ihr Haupt auf seinen Knien verbarg. Sie bemerkten es nicht, daß Felix eingetreten war und sprachlos hinter ihnen stand. „Und hast du denn Felix nicht lieber gehabt, als den glatten Fremdling?" fragte endlich der Pfarrer. „Ach freilich! freilich! freilich!" rief Luise, schlug die Augen auf, und sah Felix hinter dem Pfarrer stehen. Mit einem Schrei der Ueberraschung sprang sie auf, und entfloh in's anliegende Zimmer.

„Lieber Himmel! was hat sie, Herr Pfarrer?" rief der Erstaunte. Der Pfarrer drehte sich langsam nach ihm um, stand auf und schien sich zu besinnen, wie er beginnen solle, um ihm diesen Auftritt zu erklären. So gespannt Felix auf diese Erklärung

war, konnte er doch die Antwort des Pfarrers nicht abwarten, sondern wollte vor Allem seine Neuigkeit mittheilen: „Ich bin Schulth — —“ „Nicht ob du Schultheiß bist, fiel der Pfarrer mit ernstem Lächeln ein, ob du Christ bist, frage ich jezt.“ „Warum fragen Sie?“ sagte Felix. „Ich meine, ob du eine Verirrung, eine ordentliche Sünde gegen dich einem Menschen verzeihen kannst und ihn dennoch lieben, oder ob du vornehm sein willst und ihn verachten, als ob du nicht selbst auch ein Sünder wärest?“ „Ich verzeihe,“ antwortete Felix. „Ich meine, ob du dann einen solchen Menschen noch lieben kannst, und mit Neigung?“ Felix schwieg ängstlich. „Ob du es nicht wenigstens dann kannst, fuhr der Pfarrer fort, wenn du gewiß weißt, dieses Herz hat troz und während seiner Sünde dich recht innig geliebt und nur seine Liebe vergessen.“ „Lieber Himmel, rief Felix jezt, o, ich verzeihe, verzeihe ihr von Herzensgrunde!“ „Da thust du gut, rief der Pfarrer, jezt wird sie dich erst lieben, und tiefer und reicher als vorher, denn sie hat in wenigen Wochen viel, viel gelernt. Und sei nur nicht so bange: sie hat den Fremdling mit einer eitlen Liebe geliebt, sie hat den Abgrund nicht gesehen, an dem sie schwebte, ich habe

sie rein und schuldlos aus seinen Händen gerissen, die bessere Liebe zu dir, lieber, guter Mensch, ist geläutert aus diesen Schlacken gestiegen; nun ist sie dein, ganz dein. Willst du sie denn noch lieben?" — „So wahr Gott lebt, ich will und kann!" rief Felix mit nassem Auge. Der Pfarrer holte Luise aus dem Zimmer, welche zitternd, schaamroth, die verweinten Augen niederschlug, legte die Hände der tief Erschütterten in einander, und ging schnelle aus dem Zimmer.

Der Amtschreiber saß zu Hause im Lehnstuhl und las im Swedenborg; die Katze durfte nicht, wie sonst, spinnend auf seinem Schooße sitzen. Dann stand er auf, ging unruhig auf und nieder, und murmelte geheimnißvolle Worte, sezte sich wieder und stand wieder auf — kurz, er war der alte Amtschreiber nicht mehr. Frau Sabine stand am Fenster und betrachtete ihn sorgenvoll. Mayenberg schien eben nicht in der behaglichsten Laune, er rannte vom Zimmer in den Stall nach seinem Pferde, vom Stalle wieder in's Zimmer, und von diesem in ein anderes, und ob er gleich bisweilen Etwas pfiff, sein Schnurrbärtchen strich, und verschiedene Trompetersignale summte, so stand doch auf seinem Gesichte geschrieben:

wo bleibt sie doch? Was hat doch der Pfarrer mit ihr zu sprechen? Da trat der Pfarrer ein. Der Offizier schien ihn eben nicht gerne zu sehen, doch hielt er's unter seiner Würde, deßwegen das Zimmer zu verlassen. Der Pfarrer sezte sich nieder, nahm ihn fest in's Auge, und fragte: „Nun, wie geht's, Herr Leutnant?“ „Gut!“ „Ich glaube nicht. Wollen wir nicht Etwas im Gesangbuch lesen? Ein Lied von der Bekehrung?“ „Ist das Ihr Ernst, antwortete der Offizier, so muß ich Ihnen sagen, daß ich dergleichen Pietistereien verachte; ist es Spott und soll irgend eine geheime Beziehung haben, so bedenken Sie wohl, wen Sie vor sich haben.“ „Ich bedenke; sagte der Pfarrer (immer ganz langsam und eiskalt), haben Sie Nichts von Felix und seiner Mutter gehört, Herr von Mayenberg? Wissen Sie nicht, was der Chirurgus Klöpfer in dieser lezten Zeit so viel in Feldheim zu schaffen hatte?“ „Was geh'n mich diese Leute an?“ rief der Offizier hastig. „Ich meine denn doch, ein Lied von der Bekehrung — nicht, Herr von Mayenberg?“ „Schweigen Sie!“ wollte der Offizier donnern, aber der Pfarrer stand auf, jezt übernahm ihn auch der Zorn, und mit donnernder Stimme rief er: „Hinaus, Giftmischer!“

Man liest in einem alten, guten Ritterroman folgende Passage: „Da stand der Ritter in so gewaltiger Rührung, daß ihm die Räder in den Sporen klirrten.“ Diese Worte schien der Offizier in der That wahr machen zu wollen. Er wollte Verschiedenes sprechen, er bewegte die Füße, ungewiß, ob er stehen bleiben, oder auf den Pfarrer zuschreiten, oder aus dem Zimmer eilen wolle. Plötzlich kehrte er sich um, und war wie ein Pfeil aus der Thüre.

Der Amtschreiber hatte träumerisch zugehorcht; es war seit seiner Umwandlung zum erstenmale, daß er auf Etwas Acht gab, was außer ihm vorging. Doch hatte er dem ganzen Auftritte nur mit jenem Blicke zugesehen, womit ein zerstreuter Mensch uns anzusehen pflegt, und den wir einen gläsernen nennen, weil das Auge zwar auf uns gerichtet ist, aber der Lichtpunkt desselben uns nicht trifft. Er sieht uns an, und sieht uns doch nicht an; wir merken deutlich, daß sein Geist zugleich anderswo ist. „Jezt nur ruhig, ruhig! sagte der Pfarrer besänftigend, als nach des Offiziers Abflug der Amtschreiber und seine Frau auf ihn zustürzten, ihr seid beide Narren gewesen; übrigens die Sache ist so fürchterlich nicht. Er wollte den Felix weg haben, um das Herz eures uner-

fahrenen Kindes ihm wegzufischen; darum hat er den Chirurgen bestellt, dessen Mutter auf's Krankenbett zu werfen. Da habt ihr's; nun könnt ihr sehen, in welchen Netzen ihr blind und unthätig eure Tochter zappeln ließet. Indeß ihr die Hände in den Schooß legtet, hab' ich besser gesorgt, und euer Lamm vom Abgrunde weggezogen. Und der arme Felix! Habt ihr denn gar kein Einsehen gehabt? Wartet nur eine kleine Weile." Er wollte forteilen, aber der Amtschreiber hielt ihn am Rocke, indem Frau Sabine die Hände rang, als wäre der Himmel eingefallen. „Ist es denn wahr, rief Jener, meine Tochter, mein leiblich Kind, meine Luise konnte so ehrvergessen sein, konnte meinen grauen Haaren den Schimpf anthun, sich an den Kriegsmann wegzuwerfen, ja ihn vielleicht hinter meinem Rücken zu küssen? O ich unglücklicher, alter Mann! Aber vor mein Angesicht soll sie nicht mehr treten, ich will nicht mehr ihr Vater sein!" Er wollte in seinen Ausrufungen fortfahren, aber der Pfarrer zeigte ihm deutlich, wie er durch seine schwärmerische Zerstreutheit, die Mutter durch ihre nicht bös gemeinte, aber kindisch kupplerische Freude an diesem Umgange dem Mädchen selbst Riegel und Thor geöffnet haben. Er

wußte mit seiner einschneidenden Beredtsamkeit den Amtschreiber in Kurzem so weit zu bringen, daß er, je mehr er sich selbst Vorwürfe machte, um so milder und mitleidiger gegen seine Tochter gestimmt wurde, und als endlich der Pfarrer sich erbot, die ganze Erscheinung, durch welche er in diese Schwärmerei geworfen worden sei, und deren wahre Beschaffenheit er längst wisse, ihm aufzuklären, so versprach er, Alles zu verzeihen. Die gespannte Neugierde befriedigte nun der Pfarrer nicht sogleich, sondern erhielt sie so lange, bis er die beiden jungen Leute bei den Eltern eingeführt und die Versöhnung mit denselben in bester Form so eingeleitet hätte, daß zugleich die Wünsche seines Schützlings Felix erfüllt werden könnten. Denn diese Spannung ließ sich offenbar benützen, um einen zweiten Ausbruch des Zorns zu hemmen, wenn der Amtschreiber seine Tochter erblickte.

Er verließ nun den Erwartungsvollen, und kam in wenigen Minuten mit dem versöhnten Paare zurück, in dessen Augen Schüchternheit, holde Schaam, Reue und ein Himmel von Liebe glänzten. Felix war nicht anders, als wie wenn er in Drähtchen ginge, und ein inneres Licht aus der durchsichtigen Haut des Antlitzes hervorschimmerte. Hat er aber

auch je von ferne geträumt, daß ein Mädchen, sage: ein schönes, liebliches Mädchen, tausendmal lieblicher durch ihre Reue, ihn wirklich leibhaftig an ihr Herz drücken und ihm Lippen und Wangen und Stirn mit tausend Küssen bedecken werde? Wäre ihm das noch vor wenigen Wochen zu Theil geworden, hätt' er's nicht sauer, sauer erworben, wahrlich es hätte ihn wahnsinnig gemacht.

„Sieht Er, Herr Amtschreiber, sprach der Pfarrer, das ist der neu erwählte Schultheiß Felix Wagner von Feldheim; derselbe ist gesonnen, Seine Tochter Luise zu ehlichen, und damit Er ein für allemal ihm nicht mehr an die Auferstehung verweis't, wo man nicht mehr freit, noch sich freien läßt, so lasse Er sich ein Geschichtchen erzählen."

Der Pfarrer erzählte nun den wahren Hergang jenes nächtlichen Auftritts, der den guten Amtschreiber beinahe um seinen Verstand gebracht hätte. Das verhielt sich aber also.

Als Luise die Weisung erhalten hatte, in der dunkeln Kammer die Laterne für den Pfarrer zu holen, schlich sich Felix aus dem Zimmer, und schweifte auf dem oberen Stockwerk in der Nähe gedachter Kammer im Dunkel umher. Er geht hastig auf und nieder

und kämpft mit einem Riesengedanken. Nichts Geringeres führt er im Schilde, als um jeden Preis Luisen zu küssen. Es kömmt die Treppen herauf; die Kammerthüre öffnet sich. Jezt! jezt! Jezt oder niemals! ruft der angehende Heros in seinem Herzen, zieht zitternd die Stiefel aus (denn nur durch leisen Ueberfall wird ihm das Wagniß gelingen), schleicht hinein und sieht bei kärglichem Mondlicht eine dunkle Gestalt, die ihm den Rücken bietet. Der Staar, der ihr auf der Schulter saß, rief verführerisch und schalkhaft: Hui Dieb! Das Thier saß gewöhnlich am liebsten auf Luisens Schulter. Es kann nicht fehlen. Er schleicht hin, biegt seinen Kopf über ihre Schulter und drückt einen sanften Kuß auf ihre Wange. Aber es war keine weiche, sammetne Haut, auf welche seine Lippen stießen, sondern eine stopplichte, bockslederne, alte Männerwange. Der Amtschreiber ließ einen Schrei, wie ein fremder Vogel. Felix schwebte mit Windesschnelle ab, und saß schwitzend wieder bei der Gesellschaft, als der Amtschreiber zu derselben zurückkehrte.

Als der Pfarrer seine Erzählung vollendet hatte, fing es in des Amtschreibers Gesichte an, zu leben und zu thauen. Die Muskeln begannen, aus der

langen, ungern angewöhnten Spannung sich zu lösen, konnten sich aber nicht sogleich wieder in die gesunde Stellung finden, sondern stritten unter sich, wie chemische Stoffe, die sich ausscheiden, dann schnellten sie zurück, wie ein elastisches Rohr, die Augen fingen an, zu glänzen, er sah von den Vieren, die um ihn standen, Eins nach dem Andern an, und brach dann in ein unglaubliches, unauslöschliches Gelächter aus, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen stürzten. So gerührt die Uebrigen waren, sie konnten nicht widerstehen; und so standen denn die Fünfe in einem Kreise und lachten, Jedes in seiner hergebrachten Manier und Tonweise, immer Eins toller, wie das Andere. Der Amtschreiber durchlief die Scala in vollen Stößen von oben nach unten, im tiefen Baß. Frau Sabine war nicht musikalisch, sie begnügte sich mit Einer Note, desto schneller, zahlreicher und schmetternder folgten aber die einzelnen Triller auf einander. Der Pfarrer war im Lachen ein sehr ungewandter und ungebildeter Mensch. Er durchhüpfte die Tonleiter von unten nach oben, anfangs wiehernd, dann grillend, und die höchsten Töne mußten dem Unerfahrenen oder Ignoranten als schreckliche Jammer- und Wehetöne erscheinen. Luise läßt ihre

Discanttöne anfangs einfach, dann je zwei, drei bis sechs an Einem Stück vernehmen. Felix näselt, wenn er lacht; er glich ganz einem Clarinet, das anfangs gestimmt wird, dann lustig zu einem Kirchweihtanz aufbläs't. Man hörte wirklich ganze Walzer. Der Offizier rasselte eben die Treppen herunter und hörte das klappernde Concert, mochte es aber just jezt nicht mithalten; er hatte selber in aller Eile gesattelt und gepackt, saß auf und flog von dannen.

„Nun ja, in Gottes Namen,“ begann der Amtschreiber, als die Zwerchfelle beruhigt waren und sich von den heftigen Schmerzen der Erschütterung erholt hatten, „so erlaube ich denn sofort unmaßgeblich und gebe meinen väterlichen Segen dazu, daß Ihr hinfüro Braut und Bräutigam seid, und will dir, meine Tochter, deinen Leichtsinn und glücklicher Weise zur Vernunft gebrachte, unstatthafte Verliebtheit um so mehr verzeihen und vergeben, alsmaßen ich durch einen höchst sonderbaren Zufall außer Tüchtigkeit versezt worden, dich durch väterliche Aufsicht, Vermahnung und Abwarnung davor zu salviren, welchen obgedachten sonderbaren Zufall ich seinem Ursächer und Urheber nicht minder vergebe und verzeihe.“

Es ist zu bemerken, daß er jezt nicht nur: „un-

maßgeblich" sagt, sondern auch ein: „sofort" dazu sezt. Er pflegte dies nur an hohen Freudenfesten, um etwas Uebriges zu thun.

Luise hing dem alten Mann am Hals und bedeckte ihn weinend mit Küssen. Der Leser kann sich selbst vorstellen, welch ein Abend es war, den die Familie nun zubrachte, nachdem der böse Geist aus ihr gewichen. So sehr war der Amtschreiber genesen, daß er seine alte Ulmertabakspfeife hervorholte und nach langer Zeit zum erstenmale wieder rauchte. Mehreremal, wenn er seine glücklichen Kinder so ansah, wenn der Blick der holden, reuevollen, wiedergeborenen Tochter auf ihm ruhte, traten ihm die hellen Thränen in die Augen; doch mochte er deßwegen die Pfeife nicht erlöschen lassen, sondern sah gemüthlich im Spiegel nach, wie das Rauchen zum Weinen lasse. Er sagte, es sei ihm nicht anders, als wie einem Manne, der einen schweren Ranzen, den er lange getragen, von den Schultern geworfen habe. Derselbe habe ein Gefühl auf dem Rücken, als trage er den Ranzen noch, jedoch nicht als Last, sondern nur — (fiel der Pfarrer ein) „als einen idealen Ranzen;" dieses Gefühl erhöhe daher die Wollust seiner nunmehrigen Erleichterung, indem es ihn anhalte, die Zeit, wo er

den Ranzen getragen, ohn' Unterlaß mit der Gegenwart, wo er ihn nicht mehr trage, zu seinem nicht geringen Genusse zu vergleichen. Ein solches Gleichniß hätte der Amtschreiber noch vor kurzer Zeit nicht nur nicht ausgesprochen, sondern, wenn er es von einem Andern gehört hätte, phantastisch gescholten. Man will aber wissen, er habe von der Zeit an überhaupt selten mehr mit dergleichen Ausdrücken um sich geworfen. Von dem fatalen Interim selbst sprach er wenig; doch gestand er unter Anderem, das erscheine ihm jezt besonders seltsam, daß er in jenen Tagen, so oft ihm die Zeitung in die Hände gekommen sei, seinen eigenen Trauerbrief darin aufgesucht habe.

In kurzer Zeit war die Trauung, bei welcher die schnelle genesene Mutter des Schultheißen natürlich nicht fehlte. Der Pfarrer wählte den Text: „Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben." Nach dem Mittagsmahle nahm das neuvermählte Paar Abschied. Die Mutter konnte vor Thränen kein Wort sprechen. Der Amtschreiber zog weinend seine Mütze herunter, zauderte aber, sonderbar genug, als ihm Felix die Hand zum Abschied bot, ihm die seinige zu reichen. Das Geheimniß

erklärt sich so: der gute Mann hat, wie viele andere Menschenkinder, die Gewohnheit, über Tisch ein klein Stückchen weichen Brodes zwischen den Fingern zu kneten, das er dann oft den ganzen Nachmittag mit sich herumträgt. Wohin nun mit der Brodkugel, da er in der andern Hand die Mütze hält? Er war entschlossen, drückt' ihm das Kügelchen in die Hand, umarmte und küßte ihn und gab ihm seinen Segen. Felix hatte nachher das Kügelchen noch lange in der Hand und meinte, er hab' es selber geknetet. Wir wollen ihm übrigens nicht übel nehmen, daß er sich draußen den Mund abwischt; der Amtschreiber küßt etwas naß. Eine Escorte von berittenen Bauern, auf den Pferden baumelnd und mit dem Kinn weit vorliegend, begleitete die alte Pfarrchaise, worin das junge Paar nach Feldheim abfuhr.

A. Treuburg.

Gedichte

von

Julius Krais.

1.

Die Weinlese.

1.

Noch in der herbstlichen Frühe schweigen
Nebelumschleiert Gebirg und Au;
Aber die Sonne drückt im Steigen
Tiefer und tiefer das düstere Grau.
Oben der hell durchblickende Himmel
Kündet den Tag, entwölkt und schön:
Siehe! da regt sich ein frohes Gewimmel
Hier in den Thälern und dort auf den Höh'n.

Wie aus des Dorfes ländlichen Hütten,
So den Gassen der Stadt hervor
Kommen die Winzer in Schaaren geschritten,
Klimmen die Berge voll Reben empor.
Häupter beschwert aus dem Nebel tauchen
Mit der Geschirre buntem Gemisch;
Noch in die Hände sieht man sie hauchen,
Rauh ist der Athem des Morgens und frisch.

Golden und bläulich und purpurn im Laube
Lächelt dem nie ermatteten Fleiß
Jetzo die sonnendurchkochte Traube,
Die er begossen mit glühendem Schweiß.
Emsig und rasch an das frohe Geschäfte
Eilen sie Alle, Groß und Klein,
Schneiden die Trauben und pressen die Säfte,
Keltern aus ihnen den köstlichen Wein.

Bald ist manches Geschirr zum Drücken
Voll, daß es nimmer den Reichthum faßt;
Auf des stämmigen Burschen Rücken
Laden sie nun die schwellende Last,
Welchem auf rosigfrischen Wangen
Glüht der Gesundheit üppige Glut;
Stolz hinschreitet er, jubelnd; es prangen
Rebenbekränzt ihm Gefäß und Hut.

Aber die Winzerin schlägt zur Strafe
Scherzend er im Vorübergehn:
„Gretchen, wie bist du noch halb im Schlafe?
Ließest am Stock ja die Hälfte stehn!“
Und die Dirne, so lieblich erschrocken,
Kehrt nach dem heimlich Geliebten sich um,
Lächelt erröthet aus schwarzen Locken,
Droht mit dem Finger ihm schalkhaft stumm.

Siehe! was wirft doch ein schelmischer Junge
Dort auf den Boden mit lauerndem Blick
Hinter die Winzermädchen? im Sprunge
Weicht er dann wieder vom Orte zurück.
Mit Gekrach aufhüpft es von feurigen Fröschen,
Mit Gekreisch entflieht, wer daneben stand:
Eilet, o rettet, o helfet ihn löschen,
Löschen den argen gefährlichen Brand!

Schimmernd erhebt sich ein Häuschen am Hügel,
Drinn ein geräumiges, helles Gemach;
Grün sind die Läden, die Fenster wie Spiegel,
Sonnig erglänzt, wie von Silber, das Dach.
Dort ist hohe Versammlung; es blicken
Bunte Gewande von Damen und Herrn,
Schleifenumflatterte Hüte winken,
Farbige Fahnen der Liebe von fern.

Hochaufdampfende Tische brechen
Schier von der Speisen köstlicher Zahl;
Hundertjähriger Wein in Bächen
Sprudelt den Gästen am heiteren Mahl.
Glockengeläute das Klirren der Flaschen,
Klang der Pokale, so silberhell:
Auf, um die Lust, die beschwingte, zu haschen,
Denn sie verrauscht und verklingt ja so schnell!

Kleine geflügelte Götter der Liebe
Tauchen sich unter im goldenen Wein,
Tauchen herauf und huschen, wie Diebe,
In sorglose Gemüther hinein.
Eh' es die Jugend gewahrt mit Schrecken,
Bauen sie drinn sich ein lustiges Haus,
Wo sie gar heimlich ängsten und necken
In muthwilligem Saus und Braus.

Lauter wird rings auf den Hügeln das Lachen,
Lauter der mächtigen Freude Schall;
Hundertfach wälzt des Geschützes Krachen
Fort der donnernde Wiederhall.
Hoch will im Mittag die Sonne verweilen
Droben mit lächelndem Angesicht,
Selber die Wonne der Fröhlichen theilen,
Die sie erschuf mit segnendem Licht.

2.

Hell in dem Saale glänzen die Lichter,
Heller der Schönen anmuthiger Kranz,
Und viel jugendlich frohe Gesichter
Feiern den Abend in festlichem Tanz.
Doch aus dem rauschenden bunten Gewühle
Tret' ich hinaus auf den Berg, in die Nacht,
Labe mich an der erfrischenden Kühle
Und an der fernhin geöffneten Pracht.

Dort muß die Abendröthe verglimmen;
Und, wie ein lautauftosendes Meer,
Schallen des Jubels unendliche Stimmen
Noch von den äußersten Bergen her.
Meilenweit jauchzt mir entgegen die Ferne,
Aber mit sanft aufschimmerndem Stral
Steigen empor der Mond und die Sterne
Ueber den Höhen und über dem Thal.

Hier auf dem Strom hin breitet sich duftig
Mondversilberter Nebelflor,
Und aus den Wassern heben sich luftig
Schwebende Nixen in lockigem Chor,
Die um die Wurzel der Berge gezogen
Rings den Gürtel der nährenden Flut,
Während herab von dem himmlischen Bogen
Sie durchwärmte die sonnige Glut.

Leise nur plätschert in flüchtigem Reigen
Ueber die ruhige Fläche der Fuß,
Und, wie Musik, im Fallen und Steigen
Klingender Wellen ertönt der Fluß.

Wie sie den Strom hinauf und hinunter
Tanzen, in lustiger Lieder Klang
Mit heimziehenden Winzern so munter
Stimmt ihr zauberisch lieblicher Sang!

Siehe! Raketen in feurigen Streifen
Fliegen die Bahn durch den Himmel jezt
Weithin, gleich den Kometenschweifen,
Bis sie mit Krachen bersten zulezt.
Sanfte, vergängliche Lichtgestalten
Sind, wie Sternlein, dazwischen gestreut:
Aber was will dort unten entfalten
Sich für strahlende Herrlichkeit?

Nächtlich im Gras wirft bläulichen Flimmer
Um sich der Glühwurm dort und da:
So entzünden in röthlichem Schimmer
Jetzo die Fackeln sich fern und nah.
Bald hinwandelnd im Thale sprühen
Ihrer tausend in flammenden Reihn:
Möchten beschämen das irdische Glühen
Gar an dem Himmel der Sterne Schein?

Aber die Lichter, die Stimmen alle
Langsam ersterben am Thore der Stadt,
Bis in der dunkeln schweigenden Halle
Sie das Getöse verschlungen hat.
Drüben auch schweigt des Festes Gebrause,
Und im Saale verstummt die Musik:
Sorglich gehüllt in die Mäntel, nach Hause
Ziehen die Schaaren der Gäste zurück.

Einsam noch steh' ich, versunken in Sinnen
Und in den Anblick der nächtlichen Pracht:
Glockenschlag von des Thurmes Zinnen,
Wächterruf um die Mitternacht!
Alle die Fröhlichen, ohne Sorgen
Auf das ruhige Lager gestreckt,
Schlummern jezt, bis der grauende Morgen
Wieder das frohe Getümmel weckt.

3.

Offen die Adern der Traube fließen;
Nun zermalmt und zertreten im Tod
Muß sie aus tausend Wunden vergießen
Ströme des Blutes, so purpurroth.
Süßer Saft in die Menge der Kufen
Sammelt sich vollauf mehr und mehr,
Die hier stehn an des Berges Stufen,
Dort an den Häusern gereiht umher.

Und durch der Kelter hallende Räume
Stimmen der Männer bei Nacht und Tag:
Horch! wie knarren und ächzen die Bäume,
Dröhnen die Balken im Niederschlag!
Bis auf den lezten Tropfen erpressen
Sie den feurigen, edeln Most,
Welcher verjagt, die am Herzen fressen,
Sorgen und Gram und des Alters Frost.

Also gekeltert in purpurnen Fluten
Wird auch auf eherner Schlachten Gefild;
So muß vom Beil und am Kreuze verbluten
Wohl manch heiliges Märtyrerbild.

Viel wird von stillen Duldern gelitten,
Wie von den Ringern im heißen Gefecht,
Bis sie das Heiligthum siegend erstritten,
Geistern das Licht und das ewige Recht.

Doch in die dunkeln Gewölbe verschlossen
Ist nun der Wein, und ein starres Gewand
Fest um den flüssigen Leib ihm gegossen,
Fester umklammert von eisernem Band.
Aber wider die Fesseln mit Brausen
Sträubt sich der Jüngling, er schwillt und gährt,
Regt sich und ringt mit geschäftigem Sausen,
Bis er in milderes Feuer sich klärt.

So wildgährend vermischen getrennte
Kräfte der Völker sich, Feind mit Feind,
Kämpfen Jahrhunderte die Elemente,
Eh' noch ein friedlicher Bund sie vereint.
So in den Köpfen gährt es den Weisen,
Die in gewaltig erbittertem Krieg
Oft um den Wirrwar einander zerreißen,
Daß einst die Klarheit gewinne den Sieg.

So in des Dichters frühen Träumen
Regt sich der Jugend üppiger Drang;
Brausend über die Ufer schäumen
Will er und muthig verspotten den Zwang.
Aber hat er vertobt, der wilde,
Gleich dem gährenden jungen Saft,
Ist er geläuterte, feurigmilde,
Sinnen und Geister entzückende Kraft.

2.

Sophokles.

In Athen des Volks Gewimmel
Auf dem Markte hin und her
Wogt, dem flutenden Getümmel
Gleich im windbewegten Meer.
Aber zeigt, dem Meer entsprossen,
Sich der Schönheit Götterbild,
Sind die Wogen schnell zerflossen,
Ihr zu Füßen hingegossen,
Stralt die Fläche, friedlich mild.

Jetzo durch des Volkes Mitte
Majestätisch geht ein Greis,
Sieh! daher mit festem Schritte,
Seine Locken schimmernd weiß.
Doch, wie Pindus Häupter glühen,
Abendrosig, schneebekränzt,
Will noch frisch die Wange blühen,
Milde Glut das Auge sprühen,
Drüber hoch die Stirne glänzt.

Kennt ihr ihn, den größten Meister,
Dem die Bühne staunend lauscht,
Der gewaltig alle Geister
Oft mit Bild und Klang berauscht?
Seines Ruhmes stolze Dauer,
Ein Jahrhundert füllt sie schon,
Seit zu heilig ernster Trauer
Mit unnennbar süßem Schauer
Stimmte seiner Harfe Ton.

Wie er durch die Menge schreitet
In dem Wogenschwall heran,
Tritt das Volk zurück und weitet
Rasch voll Ehrfurcht ihm die Bahn.
Aber vor des Himmels Tage —
Fährt auf sie der Donner nicht
Her von Zeus mit wildem Schlage? —
Gegen ihn mit lauter Klage
Stehn die Söhne zu Gericht.

Weil er oft, in sich versunken,
Still des Geistes Tiefen maß,
Von Apollons Feuer trunken,
Eitler Güter Tand vergaß,
Spricht ihr Frevelmund: veraltet
Ist er, am Verstande blind,
Ganz an Kraft und Sinn erkaltet,
Hat er schlecht sein Gut verwaltet,
Ward er wieder, als ein Kind.

Auf des Greises strahlenvolle
Züge sind umher gespannt
Aller Augen: eine Rolle
Trägt er in der rechten Hand.
An die Richter dann gewendet,
Hebt er deutend sie empor:
„Einem Werke, kaum vollendet,
Von der Musen Gunst gespendet,
Leihet günstig nun das Ohr!“

Und er singt die alte Sage,
Wie noch an des Lebens Schluß
Sich des Schicksals Räthselfrage
Lös't dem Dulder Oedipus,

Der unwissend schlug, erkoren
Zum Unheil, des Vaters Haupt,
Mit dem Weib, das ihn geboren,
Sich vermählt, in Wuth verloren
Dann der Augen sich beraubt:

Wie er blind und ohne Habe
Irrend mit der Tochter ging,
Seiner Leuchte, seinem Stabe,
Bis ein Hain ihn mild empfing,
Wo Aëdon klagt, die Taube
Nistet in des Lorbeers Grün,
Ueppig, golden schwillt die Traube,
Halbverhüllt vom dichten Laube,
Reich des Oelbaums Früchte glühn.

Hier im Hain der Eumeniden
Auf Kolonos Flur ein Gast,
Fand er nach dem Jammer Frieden,
Von Verzweiflung süße Rast.
Ausgetilgt mit ihren Qualen
Und gesühnt ist jede Schuld;
In dem stillen Herzen malen
Mit der Abendröthe Stralen
Will sich neu der Götter Huld.

Zu Athen, wo man willkommen
Gastlich hieß die Gramgestalt,
Und in starken Schirm genommen
Ihn vor feindlicher Gewalt,
Soll den Schlaf, den stillen, frohen,
Schlafen Oedipus Gebein,
Und wenn Feindes Speere drohen,
Soll mit heimischen Heroen
Er des Landes Schirmer seyn.

Also von dem blinden König
Hoch im Lied die Sage schwebt;
Doch darein goldharfentönig
Ist der Heimat Ruhm gewebt,
Die erzieht der Männer Heere,
Welche Pallas muthbeseelt,
Und der Musen holde Chöre,
Und als Herrscherin der Meere
Sich Poseidon anvermählt.

Wie in goldgewirkter Schale,
Stark und mild, im Purpurschein,
Geistentzückend geht am Mahle
Rund umher der greise Wein:
Wogt in reichen Harmonieen
Zaubermächtig der Gesang;
Klagenvolle Schwäne, ziehen
Sanfte Trauer-Melodieen
Durch die Herzen süß und bang.

Mit der Wehmuth leisem Schüttern
Werden drinn die Saiten wach,
Und es lockt ihr tiefes Zittern
Aus dem Aug' den Thränenbach,
Wie des Schicksals Sturm, der wilde,
Schweigt, und hoch aus blauer Luft
Donnernd, nun der Götter Milde
In die seligen Gefilde
Den verklärten Dulder ruft.

Auf den Sänger hat mit nassen
Blicken stumm das Volk geschaut:
Nun den Sturm der Wonne fassen
Soll des Jubels hellster Laut.

Schon ist aller Streit geschlichtet,
Und der Frevler freches Paar
Steht erbleichend, steht gerichtet,
Durch des Himmels Fluch vernichtet,
Vor dem Greis im Silberhaar.

Von den Richtern dann geleitet
Und des Beifalls Stimmenbraus,
Hoch, wie im Triumphe, schreitet
Heim der Dichter in sein Haus.
In den Strom der reinsten Schöne
Taucht sich Phöbus grauer Schwan,
Er, der liebste seiner Söhne,
Bis der Geist in's Reich der Töne
Schwebt, ein goldner Klang, hinan!

3.

Das Land der Verheißung.

Vierzig Jahre zogen durch die bange
Wüste hin die Kinder Israels,
Dorngebüsch umher und kahler Fels,
Drinnen hausen Skorpion und Schlange.
Durchgeglüht vom schwülen Sonnenbrand,
Oft vom Glutwind aufgehaucht in Wogen,
Um Erfrischung zu dem blauen Bogen
Seufzt empor umsonst der dürre Sand.

Zwar vom Himmel fällt den Pilgern Speise,
Trank entsprudelt auch des Felsen Mund;
Einsam da und dort im grünen Grund
Kühlt die Palme auf der langen Reise.

Im Gewitter spricht vom Sinai,
Und am Tag vorwandelnd in der Wolke,
In der Flammensäule Nachts dem Volke,
Führt Jehovah durch die Wüste sie.

Doch die Herzen alle hoffend schweifen
Nach dem Land, wo Milch und Honig fließt,
Wo in Sarons Thal die Rose sprießt,
Und am Karmel goldne Trauben reifen;
Wo auf Libans Höh'n die Zeder rauscht,
Und der Adler der uralten Sage
Von der Schöpfung erstem Sonnentage
Hoch im schattig grünen Wipfel lauscht.

Ach! wie lange wandern wir? erscheine,
Du, des Landes heiß ersehnte Flur,
Das der Ewige den Vätern schwur,
Wo sie ruhn, die friedlichen Gebeine;
Dort im prachtgeschmückten Heiligthum,
Wenn dahin gestürzt in großen Siegen
Ihm zu Füßen alle Feinde liegen,
Feiern dankend wir Jehovahs Ruhm.

Schönes Land, wohin mit stillem Zuge
Sich dereinst das Volk des Herrn gesehnt!
Schöneres, wohin die Schwingen dehnt
Ach! der Geist zum langgehemmten Fluge!
Dich auch suchen müder Pilger viel;
Ist die Zeit der Wallfahrt abgeronnen,
Land des ew'gen Friedens, Land der Wonnen,
Grüßen sie dich, ihrer Wünsche Ziel!

Dorther strömt balsamisch mir die Welle
In die Brust erquickend reiner Luft;
Dorther glänzt es über finstrer Kluft
Mir so ahnungsvoll und himmlisch helle.

Mühsam nur und kärglich hier genährt,
Werden dort in einem bessern Lichte
Reifen mir des Geistes edle Früchte,
Wo kein Glut= noch Frosthauch sie verzehrt.

In dem Buch des Schicksals werd' ich lesen
Aufgehellt den räthselvollen Traum,
Schauen durch den unermeßnen Raum
Und in das Geheimniß aller Wesen.
Horch! den weiten Tempel füllt ein Klang
Hoher Feier von vieltausend Stimmen!
Auf der großen Stufenleiter klimmen
Hoch und höher wird auch mein Gesang.

Sei, so lang ich wandre durch die Wüste,
Meines Fußes Stab und Leuchte du!
Leite mich auf sichern Pfaden zu
Der Verheißung goldbeglänzter Küste!
Gib vom Himmel Brod des Lebens mir,
Will die glutverlechzte Kraft ermatten,
Gib mir frischen Quell und kühlen Schatten,
Bis du nah mich führst und näher dir!

4.

Marius auf den Trümmern Karthagos.

Sage, wer sizt auf der umgestürzten
Moosigen Säule dort,
Ein seltsamer Fremdling
Unter den Resten
Halbversunkener Pracht,
Wo lautauf die Brandung

An den Felsen des Ufers schäumt?
Mit einander hadern
Wild um die altergrauen Locken,
Wie um des Mannes Geschick,
Verwirrende Winde.
Bald gemildert im Auge
Von wehmüthigem Sinnen
Das dunkle Feuer,
Schweift vorbei am versandeten Hafen
Nach italischem Strande
Meerhinüber sein Blick,
Bald in rasch aufflammender Wuth
An den erhabenen
Trümmern rollt er
Auf und ab.

„Laß mich klagen mit dir
Gleiches Schicksal, uralte,
Noch im Untergang herrliche, Stadt,
Einst der Inseln und Meere,
Erdumkreisender
Flotten reiche Gebieterin,
Jezt verstümmelter Leichnam,
Den Raubmörder am einsamen
Strand hinwarfen.
Selber, wie du, ein halbverwittertes
Denkmal voriger Herrlichkeit,
Umgewälzt vom Rad des Geschickes
In brausendem Schwung,
Schau' ich hier mitleidig
Dir in die todtesbleichen
Züge des edeln
Angesichts.

Doch hinweg, unmännliche Thräne!
Wenn ich mit nervigem Arm,
Wie in Tagen der Jugend,
Fasse des Schwertes Griff,
Bin ich derselbe nicht heute noch,
Der im glühenden Sand
Der numidischen Wüste
Einst in Ketten die Löwen schlug,
Der auf den Schultern,
Wie des Himmels Gewölbe der Atlas,
Trug die erschütterten
Sieben Hügel,
Und aufthürmte so hoch, als sie,
Der teutonischen Riesen,
Die herschwärmten aus Norden,
Erschlagene Leiber?
Damals empfing im stolzen Triumphe
Mich, der verlorenen
Legionen Rächer,
Grüßte mit tausendstimmigem Jubel
Mich, den Vater des Vaterlandes,
Hing mit liebenden Armen
Freudeweinend am Halse
Mir die gerettete,
Ewige Stadt:
Nun verstoßen und flüchtig
Heißt die Undankbare
Mich durch die Schrecken der feindlichen Wogen,
An unwirthlichen Küsten vorüber
Reißen dies alternde Haupt!
Deine Feindin, Karthago,
Ist auch die meine geworden,
Aber gerechter, als dein Haß,

Ist der meine!“
Herschaut, wie ein Gespenst der Nacht,
Noch vom Hügel ein Thurm,
Mit ausgebrannten Fenstern,
Hohläugig, rauchgeschwärzt.
Als einst in die goldnen Palläste
Karthago's den Brand der Vertilgung
Der Erbfeind warf,
Da stürzte von diesen Zinnen die Mutter,
Ein Kinderpaar umklammernd,
Zerrissen vom Sturme
Gewand und Haar,
Sich dem Grabe der Heimat
In den feurigen Rachen,
Der umzischend mit blutigrothen
Zungen die Opfer
Hinunterschlang.

An den finsteren Thurm
In stillem Sinnen heftet
Nun der Römer den Blick:
Aber Entsetzen schüttert auf einmal
Ihm durch Mark und Gebein;
Denn verwandelt erscheint er
Ihm, der alten Titanen
Einer, entstiegen
Des Tartarus nächtlichem Schlund,
Und auf riesigem Nacken empor
Trägt er die flammengeopferte Mutter,
Nun der Furien jüngste,
Mit schlangenumflattertem Haupt,
Die schlangengeflochtene Geißel
Hoch in der Rechten,

Die Fackel der Rache,
Die unauslöschliche,
Glutdüsterrothe,
Hoch in der Linken.

„Ha, willkommen! ertönt
Mit furchtbar wildem Frohlocken ihr Gruß,
Willkommen, Römer,
Auf Trümmern Karthago's!
Drunten im Abgrund,
Wo ich harrte so sehnlich bang,
Rief des ewigen Schicksals
Donnertritt
Mir in das Ohr die Kunde,
Daß gekommen der Tag,
Wo verbluten auf eisernem Altar
Müssen der Römer
Hunderttausend erwürgte
Opfer als Sühne dem lechzenden
Schatten Hannibals,
Der an Acherons Strande noch
Ruhelos irrt,
Bis er empfangen die Ehre der Todten,
Und dann in die elysischen
Fluren der Seligen komme
Zu der alten Helden
Versammlungen.
Sei mit der Weihe des Abgrunds
Du, der Rache Gefäß, mir
Jetzo geweiht!
Wüthen soll in des Bruders
Eingeweiden der Bruder
Grimmig mit kaltem Stahl,

In zwieträchtigen Flammen
Hochauflodern
Soll die Höhle der Räuber,
Die an ihren Brüsten die Wölfin
Aufgesäugt, Verwüster des Erdballs,
Und im Meere von Blut
Des verhaßten Geschlechtes
Spät ersticken der Brand!«

Also ruft sie, und schüttelt
Ihm in den Busen
Der Nattern eine von ihrem Haupte
Und von der Fackel
Sprühende Glut.
Aber hinweg dem Römer geschwunden
Ist, wie ein Traum, das schreckliche,
Dunkle Gesicht.
Niederschaut von der Höhe
Einsam und kahl der Thurm.

Siehe! da naht ein Bote
Geflügelten Laufes:
»Dir, dem Verbannten, befiehlt
Durch meinen Mund der Prätor,
Daß von Afrika's Küste
Weiche dein flüchtiger Fuß!
Dir an den Sohlen haftet,
Wenn du noch zögerst, der Tod!«
Aber jener erhebt sich:
»Geh' denn, Sclave, verkünde
Deinem Gebieter,
Daß den Marius
Du, den Geächteten,
Auf den Trümmern Karthagos
Sitzen geseh'n hast!«

5.

Der Sängerbund.

Den unendlichen Raum in flammenden Kreisen
Durchwandelt von Sängern ein heiliger Bund.
Wie Donnerklang tönt in harmonischen Weisen
Den tausendmal tausenden allen der Mund.
Doch sind sie nur Saiten der himmlischen Leier,
Die mit seines Hauches allmächtigem Feuer
Unsichtbar des Ewigen Geist belebt,
Daß rastlos in rauschendem Schwunge sie bebt.

Und von der Erden und Sonnen Gesange,
Der fortbraus't im unermeßlichen All,
Erwacht mit geheimnißvoll seligem Drange
In der menschlichen Brust ein Wiederhall.
Es lockt in dem Heiligthum reiner Geister
Aus verborgenen Tiefen die Töne der Meister,
Da gehen, wie Stern an Stern, hervor
Die Sänger, versammelt im lichten Chor.

Als im Osten mit lieblich dämmerndem Scheine
Der Tag der Menschheit begann den Lauf,
Da schwebte sie über den Palmen der Haine
Am Jordan, am Ganges hellglänzend herauf.
An hellenischem Strande, die Häupter umflossen
Vom Stralengelock, den Fluten entsprossen,
Da sie tauchten empor aus dem purpurnen Meer,
Wie staunten Wald, Ufer und Hügel umher!

Wie spiegeln ihr Bild, und wie rauschen verwundert
An ihnen vorüber die Wogen der Zeit!
Doch den Hohen gesellte manch spätes Jahrhundert
Wettkämpfer im herrlichen Liederstreit.

Einstimmen mit ihnen in stolzen Akkorden
Sie aus den germanischen Hainen im Norden,
Vom Westen und Süden der glühende Sohn,
Mit ihnen der Riese von Albion.

Auch die Gauen der Heimat im schwäbischen Lande
Vormals verschönte des Liedes Glanz;
Des Staufens Gipfel im sonnigen Brande
Umschwebte von Sängern ein goldener Kranz.
In die hundert Harfen der Minne geklungen
Hat hier einst die Sage der Nibelungen,
Wie im Kreise der Frauen, so zart und mild,
Schwertklirren der Helden, so riesig und wild.

In heiligen Chören die Sänger schreiten
Von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land,
Und reichen hoch über die Kluft der Zeiten
Einander die brüderlich grüßende Hand.
Die Jünglinge, sie, die nimmer veralten,
Mit unwiderstehlichen Zaubers Gewalten
In Fesseln des Liedes führen dahin
Sie der horchenden Völker entzückten Sinn.

Sie stimmen harmonisch zu reinem Gefühle
Der ewigen Schöne der Hörer Herz,
Und reißen es los von des Staubes Gewühle
Und lösen in Einklang den irdischen Schmerz.
Sie tönen und leuchten, den seligen Sternen,
Den hohen Geschwistern, gleich, in die Fernen;
Und umhüllt sie im stürmischen Mantel die Nacht,
Sie treten heraus in der vorigen Pracht.

Noch jüngst sind herrliche Sonnen gestiegen,
O heimatlich Land, aus deinem Schooß,
In des Gesanges weithallenden Siegen,
Beseelt vom unsterblichen Feuer, groß:
Und wir auch ringen vor unserem Volke
Durch hemmende Schichten von Nebel und Wolke,
Wo die Brüder, die Meister, uns winken, hinan:
Rasch theilt sich und hinter uns schwindet die Bahn.

Wie der Stern an dem Sterne die Fackel entzündet,
So nähren auch wir an einander die Glut;
Wenn mit Freundes Klängen der Klang sich verbündet,
Wächs't jugendlich erst dem Gesange der Muth.
Laßt rauschen die Harfen mit Macht um die Wette,
Und reiht euch hinein in die strahlende Kette,
Ein Jeder mit eigener Melodie
In die tausendstimmige Harmonie!

6.

Weibliches Urtheil.

Mögt ihr doch, gelehrte Damen,
Schlürfen jeder Weisheit Schaum,
Aus in süßen Worten kramen,
Was ihr halb verstanden kaum,
Bei dem Thee um euch versammeln
Staunender Kunstjünger Schaar,
Seltsamlich mit ihnen stammeln
Auch in fremden Zungen gar:

Ob ihr waget euch zu brüsten
Mit gestohlnen Federn laut,
Aus unziemlichen Gelüsten
Verse macht, Romane braut:
Nicht von euch ein gnädig Lächeln
Will erbuhlen meine Kunst,
Meine Lieder soll umfächeln
Nie der Wind von eurer Gunst.

Eine nur, die in der Hülle
Holder Demuth Witz und Scherz,
Geist und Anmuth birgt die Fülle,
Rein im Busen trägt das Herz,
Eine weiß ich, ihr vor allen,
Eingehaucht von ihr, ertönt
Mein Gesang, und ihr gefallen
Soll er, sei von ihr gekrönt!

Wenn sie lies't und hört, Entzücken
Im verklärten Auge blinkt,
Und den Thau aus ihren Blicken
Durstig meine Lippe trinkt,
Wenn sie mir in hundert Küssen
Schenkt den überreichen Sold,
Will ich gern den Beifall missen,
Den Kritik dem Sänger zollt!

Gedichte

von

Ludwig Bauer.

1.

Wie sie ihn sah.

Sah von der Seite nur auf ihn,
Am Freitagmorgen just,
Ein Blümlein fiel ihm von der Brust,
Nach diesem blickt' ich hin.

Die Blümlein sind so süß, so lieb,
Ging hin und hob es auf,
Nahm's, drückt' es an mein Herz herauf,
Und lange stehen blieb.

„Die Mutter schlummert jezt noch fort,
Der Vater wacht noch nicht,
Es ist gar schön im Morgenlicht,
Gar still an diesem Ort.“ —

Die Sonne stieg am Wald empor
Mit funkelrothem Schein,
Und sengend Feuer, heiße Pein,
Der Flur ringsum sie schwor.

Die Lüfte, da sie solches schwor,
Entflatterten den Höh'n,
Und flüsterten's mit leisem Wehn
Den Blumen in das Ohr.

Da sah ich in der Laube ihn,
Ein Quell daneben floß,
Der durch die Weidenbüsche goß
Die leichten Wellen hin.

In dieser Laube sah ich ihn,
Ein Buch in seiner Hand,
Zu eng ward mir mein Busenband,
Ich mußte eilends flieh'n. —

Dort auf des stillen Hügels Rand
Ging ich in Abendluft,
Und Berg und Thal ein blauer Duft
In Eins zusammenwand.

Roth weinte sich des Himmels Aug',
Als jezt die Sonne sank,
Ein kleines Abendwölkchen trank
Des Lebens lezten Hauch.

Da traten in des Himmels Au,
Bei hellem Fackelschein,
Die Himmlischen in lichten Reih'n,
Und weinten in das Blau.

Und jede Thräne faßten nun
Die Blumen auf der Flur,
Und ließen diese Perlenschnur
Um ihre Schläfe ruhn.

Und in dem düstern Lindengang
Begegnet er mir schnell:
Sein Auge blizte lieblich hell,
Mir ward so wohl, so bang.

Und wie sein ferner Schatten schwand,
Wogt' mir das Herz so warm,
In ihren wehmuthsvollen Arm
Mich tiefe Sehnsucht wand.

Im Traume drauf erschien er mir
Als Engel mild und klar,
Bot einen goldnen Ring mir dar,
Und sprach: „Bewahr' ihn dir!“

Und dieser goldne Ring uns drang
In unser Herz hinein,
Und wuchs, bis er mit Sternenschein
Die ganze Welt umschlang.

2.

Einfalt und Tiefe.

So freundlich neigt der Himmel sich hernieder,
Er küßt die Hügel, badet sich im Meer,
Malt seine Flächen auf des Schmetterlings Gefieder
Schwimmt lächelnd zu des Fischers Füßen her,
Es will das Kind in kindlichen Gefühlen
Mit seiner blauen Decke spielen — —
Und selbst des Lichtes jugendliche Schwingen,
Zu seiner Gränze können sie nicht dringen!

3.

Den schwell'nden Busen zeigten
Die Blumen lebensfrisch,
Und an einander neigten
Sich Pappeln buhlerisch.
Mein Blick, wie Meeresflächen,
Die nicht ein Lüftchen schwellt,
Ruht auf den klaren Bächen,
Ruht auf dem heitern Feld.

Da sah ich mit Entzücken
Ein Mädchen Blumen pflücken,
Sich freudig und geschmeidig
Zum grünen Boden bücken,
Und mit den holden Rosen
So lieb und freundlich kosen.
Und wie sie sich bekränzte,
Ihr braunes Auge glänzte
Hell wie des Mondes Scheibe;
Mir hüpft das Herz im Leibe,
Mein ganzer Busen brennte,
Drum ruf' ich ihr behende:

Sieh, Mädchen! sieh mich Armen,
Sieh mich an mit Erbarmen!
Thät'st mir ein Blümchen pflücken,
Wie würdest mich beglücken!
„Das kann ja wohl geschehen,
Hier seh' ich eines stehen,
Ein herziges Vergißmeinnicht!
Wenn Sie's am Herzen tragen,
So hat's nicht viel zu sagen;
Und tragen Sie's auch drin,
Ist's doppelter Gewinn!“

Da kann ich mich nicht halten,
Mir will das Herz sich spalten:
Das Mädchen, ach! das holde,
So lieblich als von Golde,
In meine Arme schließ' ich,
Im Kusse schon zerfließ ich.

Doch sie, von meinem Kosen
So roth, wie Frühlingsrosen,
Kehrt mit bewegtem Sinn
Sich nach dem Bache hin.

Die Wellen zitterten und sogen
Ihr liebes Bild begierig ein,
Und alle Vögel flogen
Betäubt in dichten Reih'n,
Und alle Zweige bogen
Sich sehnsuchtsvoll herein. —

Ihr Zweige, die ihr uns umzogen,
Erhellt von ihrer Augen Schein,
Ihr sollt der Himmelsbogen,
Sie meine Sonne sein!

4.

Wie ich mein Liebchen nenne,
Das süße, goldne Kind,
Nach der ich sehnlich brenne,
Heiß wie des Südens Wind?
Sie heißt nicht Gretchen, heißt nicht Dorchen,
Sie heißt mein liebes Lorchen!
Die Stirne klar und wolkenlos,
Ruht wie des weiten Himmels Schoos

Auf lachenden Gefilden;
Zwei schöne Sonnen stralen ihr
Die braunen Augen hell herfür;
Die Wangen sind ein Blumenbeet,
Von ihres Athems Hauch umweht.
Der Gärtner, ich, begieße sie
Mit Küssen oft, o süße Müh'!
Und siehe, sie vertrocknen nie.

Auch eine Quelle rauscht nicht weit,
Die von der Rede Heiterkeit,
Von lieblichem Geschwätze fließt,
Und holden Klang und Harmonie,
Und sel'ge Liebesmelodie
In meine Seele niedergießt.

Die Locken sind ein Labyrinth,
So herzig nett gekräuselt,
Der weiße Hals, ein hübsches Thal,
Von Frühlingshauch durchsäuselt;
Zwei Hügel, ach, des Busens Höh'n,
Wo Liebende bewundernd steh'n
Und weit in's Land der Liebe seh'n.

Der Schatz.

Mährchen

von

Eduard Mörike.

Im ersten Gasthofe des Bades zu * * verweilte eines Abends eine kleine Gesellschaft von Damen und Herren länger als sonst im großen Speisesaale, der nur noch sparsam erleuchtet war. Der Hofrath Arbogast, ein Vierziger von imposanter Gestalt, ein munterer, doch sonderbarer Mann, schickte sich an, eine Geschichte zu erzählen.

Er war, durch räthselhafte Umstände begünstigt, vom Goldschmied aus sehr schnell zur ansehnlichen Bedienung des damals sogenannten königlichen Schatzmeister-Amtes gelangt und eine Zeitlang gingen, sogar im höhern Publikum, seltsame Sagen über diese Carriere, indem man die Sache mit einer, auf keinen Fall ganz grundlosen Gespenstergeschichte, welche den Hof zunächst anging, in Verbindung zu bringen geneigt war.

Nun wurde man auch gegenwärtig wieder durch eine lustige Wendung, die das Gespräch genommen hatte, von selbst auf diesen Gegenstand geführt und da man dem Hofrath mit allerlei Späßen und Anspielungen stets näher auf den Leib rückte, versprach

er der Gesellschaft auf die Gefahr hin Genüge zu thun, daß man Unglaubliches zu hören bekommen und sich am Ende ganz gewiß bitter beklagen würde, als wenn er sie mit einem bloßen Kindermährchen hätte abspeisen wollen. — „Nur zu! wir wissen schon; nur angefangen!“ rief man einstimmig. „Es ist nur gut, sagte er, daß meine Frau sich heute zeitig von der Gesellschaft beurlauben wollte, meine Erzählung dürfte sonst weit weniger aufrichtig werden, als ich sie zu geben gedenke.

In Eggloffsbronn, einer der ältesten Städte des Königreichs, lebte mein Vater, ein wackerer Goldschmied. Ich, als der einzige Sohn, sollte dieselbe Kunst dereinst bei ihm erlernen, allein er starb frühzeitig und es war für das größte Glück zu halten, daß mich Herr Vetter Orlt, der erste Goldarbeiter in der Hauptstadt Achfurth, umsonst in die Lehre aufnahm. Ich hatte große Lust an dem Geschäft und war so fleißig, daß ich nach fünf Jahren als zweiter Gesell in der Werkstatt saß.

Mein gutes Mütterlein war indeß auch gestorben. Wie gern gedacht' ich ihrer, wenn ich in Feierstunden oft an meinem Eckfenster allein zu Hause blieb, mit welcher Ehrfurcht zog ich dann zuweilen ein gewisses Angebinde hervor, welches ich einst aus ihrer Hand empfing! Es war am Tag der Konfirmation. Ich hatte nach der Abendkirche mit den andern Knaben und Mädchen einen Spazirgang

gemacht, — wie das so Sitte bei uns ist, daß die festliche Schaar in einem stillen Schritt mit großen Blumensträußen an der Brust einen Gang vor das Thor macht, — und war nun eben wieder heimgekommen, da holt meine Mutter aus dem Schrank ganz hinten ein kleines wohlversiegeltes Paket hervor, worauf geschrieben stand: „Franz Arbogast am Tage seiner Einsegnung treulich zu übergeben.“ Die Mutter versicherte mir, sie wisse nicht, woher es eigentlich komme, ich sei noch ein kleiner Bube gewesen, als sie es eines Morgens auf dem Herd in der Küche gefunden. Mir klopfte das Herz vor Erwartung, ich durfte den Umschlag mit eigenen Händen erbrechen, und was kam heraus? Ein Büchlein, schwarz in Corduan gebunden, mit grünem Schnitt, die Blätter schneeweiß Pergament mit allerlei Sprüchen und Verslein von einer kleinen gar niedlichen Hand fast wie gedruckt beschrieben. Der Titel aber hieß: „Schatzkästlein zu Nutz und Frommen eines Jünglingen, so als ein Osterkind geboren ward, in 100 Reguln allgemeiner Lehr, nebst einer Zugab für sondere Fäll in Handel und Wandel; wahrhaftig abgefasset von Dorothea Sophia von R.“

Ich meinerseits war freilich insgeheim in meiner Hoffnung ein wenig getäuscht; die Mutter aber legte vor freudiger Verwunderung ihre Hände zusammen. „Ach Gott!“ rief sie aus, „es ist die Wahrheit, ja am Ostersonntag Mittags zwölf Uhr hast du zum

erstenmal das Licht der Welt erblickt!" Sie pries und segnete mich. „Mein Sohn," sagte sie, „du wirst im Leben viel Glück haben, wenn du dich christlich hältst und auf die Weisungen in diesem Büchlein merkst." Sie unterließ auch nicht, mir meine Pflichten wiederholt an's Herz zu legen, als sie mir bald darauf mein Wanderbündel schnürte, darin das wunderliche Schatzkästlein den besten Platz erhielt.

Ich könnte gerade nicht sagen, daß ich die nächsten Jahre einen absonderlichen Segen von diesem seltenen Besitzthum spürte, obwohl ich gar bald die sämmtlichen Sprüche von vorn und von hinten auswendig wußte; ja zu einer gewissen kritischen Zeit, da ich gerade angefangen hatte, Wirthshaus, Tanzboden, Kugelbahn öfter als billig zu besuchen, waren es, wie mir däuchte, nicht sowohl die hundert Reguln, als vielmehr die Erinnerung an meine gute Mutter, die Vorstellungen meines ehrlichen Meisters, was mich bald wieder in's Geleise brachte. Uebrigens sei es hier gelegentlich bemerkt, daß mir von allen Arten der Versuchung just die am wenigsten gefährlich war, die sonst in jenen Jahren die allergewöhnlichste ist, die Neigung zu dem weiblichen Geschlechte. Es hatten deshalb meine Kameraden das ewige Gespött mit mir, ich hieß ein kalter Michel hin und her, und weil ich doch zulezt um keinen Preis der Tropf sein wollte, der nicht wie jeder

andere brave Kerl sein Mädchen hätte, nahm ich etliche Mal einen tüchtigen Anlauf, kam bei ein Stück Fünf oder Sechsen herum, darunter wirklich ein Paar Goldfasanen, die redlich ihren Narren an mir fraßen; allein was war's? nach vierzehn Tagen wollt ich Gift und Galle speien, vor lauter Langerweile und heimlichem Verdruß. Kurzum, auf diesen Punkt schien wohl mein Schatzkästlein Recht zu behalten — „Dein erstes Lieb, dein leztes Lieb.“ Ich konnte dieses Wort lediglich nur auf eine Kinderliebschaft mit einem guten armen Geschöpfe beziehen, das ich als das Opfer eines frühzeitigen Todes von Herzen beweinte.

Mein Vetter schenkte mir sofort ein immer größeres Vertrauen. Er schickte mich manchmal auf kleine Geschäftsreisen aus, er fing nichts Neues von Bedeutung an, eh' er mit mir es erst besprochen hatte, und als er den Befehl erhielt, auf die Vermählung seiner Majestät des Königs mit einer Prinzessin von Astern, den Krönungsschmuck für die durchlauchtige Prinzessin Braut zu fertigen, so konnte er mir wohl keine größere Ehre erzeigen, als daß er das Hauptstück des wichtigen Auftrags, nämlich eine Krone von durchaus massiver, doch zierlicher Arbeit, wie sie sich in die Haare einer schönen, blutjungen Königin geziemt, mir größtentheils allein zu überlassen dachte. Die Zeichnung war gemacht und höchsten Orts gebilligt. Bevor man aber an das Werk selbst ging,

war noch Verschiedenes zu thun. Besonders fehlte es noch an einigen Steinen, die man im Lande nicht nach Wunsch erhalten konnte, daher mein Vetter sich nach reifer Ueberlegung zulezt dahin entschied, ich sollte selbst nach Frankfurt gehen, die Steine auszuwählen. Es handelte sich nur darum, auf welche Art ich am sichersten reise, denn leider waren die Posten damals noch nicht so vortrefflich als jezt eingerichtet; indessen fand sich doch Gelegenheit, die ersten Stationen mit ein Paar Kaufleuten zu fahren. Der Vetter zählte mir vierhundert blanke Goldstücke vor; wir packten sie sorgfältig in mein Felleisen und ich reis'te ab.

Den zweiten Tag, in Gramsen, wo das Gefährt einen andern Weg nahm und mich daher absezte, fiel Regenwetter ein, ich mußte mich bis zu Mittag gedulden, da ich es mir denn gern gefallen ließ, daß mir der Gramsener Bote ein Plätzchen ganz hinten in seinem Wagen gab, den eine Bläue gegen Wind und Wetter schüzte. Ein junger Mann, ein Jude, wie mir schien, war meine einzige Gesellschaft. Wir waren gar bequem zwischen Wollsäcken gelagert, nur ging die Fahrt etwas langsam. Es wurde Nacht bis man Schwinddorf erreichte, wo der Jude sich absetzen ließ, indeß wir noch drei gute Stunden bis zu dem Städtchen Rösheim vor uns hatten. Als ich nun so allein in meinem dunkeln Zelte lag und an Verschiedenem herumdachte, war mir, als hätt' ich

längst einmal gehört, daß diese Gegend nicht im besten Rufe stehe; besonders schwebte mir die sonderbare Geschichte eines Galanteriehändlers vor, welchem sein Kasten, während des Marschirens, auf ganz unbegreiflich listige Art, Schubfach für Schubfach soll ausgeleert worden sein. Mein Fuhrmann wollte zwar so eigentlich Nichts von dergleichen wissen, doch konnte ich mich nicht enthalten, von Zeit zu Zeit durch die Tuchspalte hinten mit Einem Aug' hinauszuschauen. Der Himmel hatte sich wieder geklärt, man konnte jeden Baum und jeden Pfahl erkennen, man hörte auch Nichts als das Klirren und Aechzen des Wagens, inzwischen ließ ich doch die Hand nicht von meinem Gepäck und tröstete mich mit des Fuhrmanns großem Hund; nur kam es mir ein paarmal vor, als wenn die Bestie sonderbar winsle, das ich aber zulezt mitleidig dem puren Hunger zuschrieb.

„Jezt noch ein Viertelstündchen, Herr, so hat sich's!“ rief mir der alte Bursche zu und ließ zum erstenmal die Peitsche wieder herzhaft knallen. „Die Wahrheit zu gestehn,“ fügte er bei, „sonst ist es auch gerade nicht mein Sach', so spät wegfahren: ein Fuhrmann aber, wißt Ihr wohl, hat's halt nicht immer am Schnürlein. Nu —

'ſ Löwenwirths Rother
ist allzeit hell auf!“

Es schlug halb zwölf, als man vor's Städtchen

kam. Am nächsten Wirthshaus hielten wir. Es schien kein Mensch mehr auf zu sein. Ich hob indeß getrost mein Gepäck aus dem Wagen. Aber — Hölle und Teufel! wie bin ich bestürzt — das Ding war so leicht, war so locker! Den Angstschweiß auf der Stirn eil' ich in's Haus, ein Stallknecht, halb im Schlaf, stolpert mit seiner Laterne heraus, ein zweites Licht reiß' ich ihm aus der Hand und jezt in der Stube gleich athemlos wie der Feind über's Felleisen her. Das Schlößchen find' ich unverlezt, ganz in der Ordnung, weiter, Geduld — Allmächtiger! mein Gold ist fort! Der Schlag wollte mich treffen. Nein, nein, ums Himmelswillen, nein! es ist nicht möglich! rief ich in Verzweiflung und wühlte, zaus'te Alles durcheinander. Das Schatzkästlein fällt mir entgegen (ich hatte es nur gleichsam aus Erbarmen so mitlaufen lassen): im Wahnsinn meiner Angst hielt ich es einen Augenblick für möglich, das Büchlein habe mir meine Dukaten verhext und gefressen; mit Wuth, ja mit Grauen werf' ich den schwarzen Krüppel an die Wand, allein wie schnell verschwand der vermeintliche Zauber, da sich ein Messerschnitt, vier Finger breit, in meinem Felleisen entdeckt! Jezt wußt' ich vor der Hand genug: der Jud hat dich bestohlen!

So eben wollt' ich hinaus, die Hausleute, die Nachbarschaft aufschreien, — da muß mein Fuß nochmals auf jenes arme Büchlein stoßen und wie ein

Blitz schießt der Gedanke in mir auf: Halt! wie, wenn heut Sankt Gorgon wäre? Mechanisch nehm' ich das Büchlein vom Boden, indem tritt der Kellner herein, grüßt, fragt, ob ich noch zu trinken verlange? Ich nickte stumm, gedankenlos, und sah mich überall nach einem Wandkalender um.

„Was ist gefällig, Neuer? Alter? Drei und achtziger? Vier und achtziger?“

„Versteht sich, einen neuen!“ rief ich mit Ungeduld und meinte den Kalender; „den heurigen, nur schnell! nur her damit!“

Der Kellner lächelte hochweise: „Wir haben hier zu Land noch keinen heurigen!“

„Wie? was? um diese Zeit? verflucht! so bringt in's Kukuks Namen einen alten. Das ist mir aber doch, beim Donner, eine Wirthschaft, wo man — ei daß dich, da hängt ja doch einer!“ Ich riß den Kalender vom Nagel, ich blätterte mit bebender Hand — richtig! Gorgonii, der 9. September! Und daß ich jezt nicht wie ein Narr vor Freuden in der Stube herumtanzte, den Gläserschrank zusammenschlug, den Kellner umarmte, war Alles. Von nun an wußte ich, was für ein herrliches Kleinod mein Schatzkästlein sei. Stand nicht ein Verslein drin, ein Reimlein, ach, mehr wérth als alle Reime der Welt? (der siebente war's in der Zugab für sondere Fäll):

Was dir an Gorgon wird gestohlen,
Vor Cyprian kannst's wieder holen;

Jag nit darnach, mach kein Geschrei,
Und allerdings fürsichtig sei.

Ich zweifelte nicht einen Augenblick an der Unfehlbarkeit dieses prophetischen Rathes. Denn, dacht' ich, wär' es überhaupt nicht richtig mit dem Büchlein, wie konnte es denn wissen und mir so treulich melden, daß man mich just auf Gorgonstag bestehle? und dann — und kurz, es war in mir ein unwiderstehlicher Glaube: vor Cyprian kannst's wieder holen. Bis dorthin waren's freilich noch immer siebzehn Tage; nun ja, meint' ich, das ist der äußerste Termin, wer weiß, es kann so gut auch morgen und übermorgen glücken. Wart Mauschel, wart Halunk! wird sich bald ausweisen, wo deine Krallen es eingescharrt haben; ich denke wohl, drei Schritt von deinem Galgen.

Franz Arbogast sezte sich hinter den Tisch, mit einer Empfindung, mit einem Gesicht, wie ungefähr ein Kaufmann haben mag, wenn er gerade einen Brief aus Nordamerika bekam, des Inhalts: Mein Herr! Ich habe die Ehre zu melden, daß Ihr sehr wackeres Schiff, die Faustina, nachdem wir sie bereits in der Gewalt der Seeräuber geglaubt, so eben wohlbehalten im Hafen eingelaufen ist.

Ich aß und trank nach Herzenslust, schenkte besonders auch dem Fuhrmann tapfer ein, der mir gestand, der Kellner habe ihm vorhin in's Ohr gesagt, ich müsse wohl ein Wiedertäufer sein oder

Separatist, weil ich mein Gebetbuch ein paarmal so eifrig geküßt; „gut," habe er darauf gesagt, „wenn's nur kein Jude ist; denn der so ich heute gefahren, der Spitzbub, stiehlt mir ein paar nagelneue Handschuh weg! Ich hatte sie am Reif im Wagen hängen. Und das war nicht genug, beim Abschied im Finstern was thut er? drückt mir den breiten nichtsnutzigen Knopf da in die Hand statt einem Funfzehner! Aber, nur stät, es gibt allerhand Knöpf', ganz besondere Sorten! Wißt Ihr wohl, Herr, welches die besten Knopfmacher sind, will sagen, die flinksten, und macht doch einer lang kein Duzend nicht im Jahr? Ihr rathet's nicht. Die Henkersknecht! Mein Seel, wenn mir der Jud' wieder begegnet, das Räthsel geb' ich ihm auf; was gilt's, er hat's heraus, eh' ich ihm zweimal mit der Peitsch' gewunken?"

„Hört," sprach ich zu dem Fuhrmann, „Ihr seid ein braver Kerl, wißt Ihr Was? vielleicht daß mir der Jude doch noch früher in die Hände läuft als Euch; laßt mir den stählernen Knopf, hier ist ein Zwölfer dafür." Der Handel fand keinen Anstand. — Mir fiel inzwischen ein, daß noch mein Stock im Wagen liege; ich ging mit Licht hinaus und fand bei der Gelegenheit noch einen meiner goldenen Füchse zwischen dem Flechtwerk des Korbes stecken und gleich dabei ein ziemlich großes Loch im Boden. Ich wußte nicht recht Was ich dabei denken

sollte; ich ließ es gut sein und sprach: Sankt Cyprian, mein Heiliger, wird ja für Alles stehen.

Singend und pfeifend ließ ich mir meine Schlafkammer zeigen, und ruhiger schlief ich in meinem Leben nicht als diese Nacht.

Am andern Morgen nun, nach ernstlicher Erwägung meiner Lage, schien es mir keineswegs gerathen, mich aus der Gegend zu entfernen. Ein jeder Schritt schien zwecklos, wo nicht bedenklich. „Jag nit darnach.“ Das war für mich eben, als wenn ein Daniel mit eigenem Mund zu mir gesprochen hätte: Mein Sohn, bleib Er ganz ruhig sitzen im Löwen zu Rösheim: Er sieht, es ist ein braves Wirthshaus hier; thu Er sich etwas gütlich auf den gehabten Schreck und scheer' Er sich den Teufel um die Sache, Er wird bald hören, was die Glocke schlägt. Ich kam dieser Weisung gewissenhaft nach. Rösheim ist ein lustiges Städtchen, es fehlte mir nie an Gesellschaft, besonders meine Wirthin war die gute Stunde selbst. So gingen drei, sechs, sieben Tage hin. Dazwischen gab es freilich auch tiefsinnige Momente und nachgerade ward mir doch die Zeit zu lang.

Ich stehe eines Nachmittags am Fenster und gräme mich über das köstliche Wetter, das mir so jämmerlich verloren geht: kommt eine Chaise vor das Haus gefahren, die ich sogleich für dieselbe erkenne, mit welcher ich damals von Achfurth abgereis't. Ein Herr steigt aus, es war einer von jenen

Kaufleuten, der nächste Nachbar meines Meisters, ein wusliger, kleiner, geschwätziger Mann. Schnell wollt' ich noch entweichen, doch eh' ich mich's versah, ist er herein.

„Ah! was der Tausend — da ist ja Herr Franz! Schön, schön, daß wir uns unvermuthet treffen! auf Ehre, wie bestellt! Wie steht's in Frankfurt? gute Geschäfte gemacht?"

„O ja, so so, so ziemlich ja."

„Charmant. Und, mein Freund, nun fährt er natürlich mit mir, ich gehe direkte nach Haus und bin ganz allein."

Ich fing nun an, mich zu entschuldigen — ein guter Bekannter, den ich nothwendig, Geschäfte halber, hier abwarten müsse, besondere Affairen — kurz, Alles was zu sagen war. Der Kaufmann stuzte, wollte nicht begreifen, sondirte, fragte, schwieg zulezt und trank sein Schöppchen Würzburger, gelben. Ich bat mir Feder und Dinte aus und schrieb etliche Zeilen an den Vetter; daß ich Frankfurt dato noch nicht gesehen, ein kleiner Unfall habe mich verspätet, bereits sei aber Alles wieder ganz auf gutem Weg, so daß ich hoffe noch zeitig genug mit meinen Einkäufen in Achfurth einzutreffen; übrigens möge er sich ja ganz stille halten, mit Niemand weiter von der Sache reden, mir aber ganz und gar vertrauen. — Der Kaufmann sprach indessen leis mit dem Wirth in der Ecke. Gewiß erfuhr er von diesem,

wie lang ich schon hier liege, da er sich denn freilich an den Fingern abzählen konnte, daß ich noch nicht über die Gränze kam. Ich ließ mich Das weiter nicht kümmern, versiegelte den Brief, empfahl ihn dem Herrn Nachbar zur Besorgung, er steckte ihn sehr seriös zu sich und leerte gelassen sein Restchen. Viel Glück nach Frankfurt! rief er mir mit höhnischem Gesicht beim Abschied zu. Der Wagen rollte fort.

Jezt war auch meines Bleibens hier nicht länger. Ich hatte weder Rast noch Ruhe mehr: obgleich ich nicht wußte wohin. Ich frage nach der Zeche, man ist sogleich bereit und wahrlich unverschämter ward sie niemals einem Grafen gemacht; ich hätte heulen mögen wie ein Weib, als ich bemerkte, daß mir nur wenige Gulden übrig blieben.

Aber mein Muth sollte noch tiefer sinken. Denn auf der Straße, als ich schon ein gutes Weilchen fortgewandert war, fiel mir auf einmal ein, daß ich von nun an nirgend mehr im Lande sicher sei. Wird sich wohl der Vetter mit meinem Brief beruhigen? muß er nicht das Aergste befürchten? Wenn er nun fahnden läßt auf dich! wenn man dich greift! Mir wurde es schwarz vor den Augen. Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, verfluchte abermals das Schatzkästlein, denn dieß war Schuld, daß ich die Sache nicht sogleich vor Amt angab wie jeder Andere, der nicht ein ganzer Esel war, gethan hätte; jezt freilich war die Katz' den Baum hinauf und Alles war zu spät.

Noch volle zwei Tage trieb ich mich, bald da, bald dort verweilend und mich dabei immer auf's Neue wieder an meinem Osterengel aufrichtend, im gleichen Reviere umher. Zulezt kam mir in Sinn, daß nicht gar weit von hier, über der Gränze, ein paar weitläufige Verwandte meiner Mutter, vermögliche Pelzhändler wohnten, die meinem Vater viel zu danken hatten. Glückshof, so viel ich wußte, hieß der Ort; hier war doch vor der Hand Trost, Rath und Unterkunft zu hoffen. So sezte ich denn meinen Weg zum erstenmale wieder in einer entschiedenen Richtung fort und, eingedenk der Flasche des trefflichen Likörs, womit mich meine gute Base beim Abschied noch versah, bediente ich mich dieses Stärkungsmittels zu meinem Encouragement ein über's andere Mal mit solchem glücklichen Erfolg, daß ich seit langer Zeit wieder ein Liedchen summte und endlich meinen vielberühmten Baß mächtig und ungebändigt walten ließ.

Allein das wunderbare Schicksal, unter dessen Leitung ich stand, kündigte sich nunmehr auf eine höchst seltsame Weise an. Es war etwa fünf Uhr des Abends, als ich getrosten Herzens so fort schlendernd in eine gar betrübte Gegend kam. Da lag nur öde Heide weit und breit; rechts drüben sah ein düsteres Gehölz hervor und links vom Hügel her ein langweiliger ausgedienter Galgen, so windig und gebrechlich, daß er den magersten Schneider nicht mehr

präſtirt haben würde. Die Pfade wurden zweifelhaft, ich ſtand und überlegte, marſchirte noch ein Stück und traf zu meiner großen Freude jezt auf einen hölzernen Wegweiſer. O weh, dem armen Hungerleider war die Schrift hüben und drüben rein abgegangen vor Alter! Er ſtreckte den einen Arm rechts den andern links hinaus und ließ die Leute dann das Ihre dabei denken. Du wärſt ein Kerl, ſprach ich, für den ewigen Juden, dem's wenig verſchlägt, ob er in Tripstrill oder Herrnhut zur Kirchweih ankommt. Nun ſah ich unten einen Schäfer ſeine Heerde langſam die Ebene herauftreiben. Dem rief ich zu: „He, guter Freund, wo geht der Weg nach Glückshof?“ — Kaum iſt mir das lezte Wort aus dem Mund, ſo klatſcht es dreimal hinter mir, eben als ſchlüge Jemand recht kräftig zwei hölzerne Hände zuſammen. Erſchrocken ſeh ich mich um — o unbegreiflicher, entſetzenvoller Anblick! Er hatte ſich gedreht! der Wegweiſer — gedreht, ſo wahr ich lebe! Mit Einem Arme wies er ſchief über die Heide, den andern hatte er, damit ich ihn ja recht verſtehen ſollte, dicht an den Leib gezogen. Des Schäfers Antwort ging indeß im Wiederhall des Walds verloren. Ich ſtarrte und ſtaunte den Wegzeiger an und hörte wie mein Herz gleich einem Hammer ſchlug. Alter, ſprach ich in meinem Sinn, du gefällſt mir nur halb; du hältſt wohl gute Nachbarſchaft mit dem dreibeinigen Geſellen auf der Höhe, mich aber ſollſt du nicht dran kriegen! Damit

rannt' ich davon, als wär' er schon hinter mir her. „He, Schäfer!“ „Je, was gibt's? ist doch kein Wolf um Gotteswillen —“ „Nein, sagt nur, wo geht's Glückshof zu?“ Der Mann mochte glauben, ich hätte gestohlen, er maß mich von Kopf bis zu Fuß, deutete aber dann gelassen nach der Waldecke hin: „von dort seht ihr in's Thal, ein Fußpfad führt nach dem Weiler hinab, da fragt Ihr weiter.“ Inmittelst hatt' ich mich etwas gefaßt. Der Mann schien mir eine ehrliche Haut, doch nahm ich Anstand, ihm mein Abenteuer zu vertrauen. „Aber, fragt' ich, und hielt den Finger in der Richtung, in der das hölzerne Gespenst gewiesen, apropos, sagt einmal, was mag wohl dahin liegen?“ „Ei nun, da kämt Ihr schnurgerad' auf's graue Schlößlein.“ „So? daß mich Gott bewahre!“ sagt' ich, dankte dem Schäfer und folgte seiner Weisung nach dem Walde. Im Gehen macht' ich mir verschiedene Gedanken, und schaute wohl noch zehnmal um nach dem verhexten Pfahle; er hatte seine Alltagsstellung wieder angenommen und sah wahrhaftig aus, als könnte er nicht Fünfe zählen. Was wollte er doch mit dem grauen Schlößchen? Ich hatte früher mancherlei davon erzählen hören; es gehörte den Freiherren von Rochen und war, so viel ich wußte noch unlängst bewohnt; es stand im Rufe arger Spuckereien, doch nicht sowohl das Schlößchen selbst, als vielmehr seine nächste Umgebung. Die Sichel fließt unten vorbei

darin schon Mancher, durch ein weibliches Gespenst irre geführt den Tod gefunden haben soll. Nun glaubte ich nicht anders, als der Versucher habe mich in Wegweisersgestalt nach dieser Teufelsgegend locken wollen. Jedoch, erhob sich wieder ein anderes Stimmchen in mir, wenn du ihm Unrecht thätest? wenn du gerade jezt deinen Dukaten entliefst? Was also thun? kehr' ich um? geh' ich weiter? So stritt es hin und her in meiner Seele. Ermüdet und verdrossen sezt' ich mich oben am Waldsaum nieder, wo ich denn immer tiefer in mich selbst versank, ohne zu merken, wie die Dämmerung einbrach und daß der Schäfer lange heimgetrieben. Rasch und entschlossen stand ich auf. Gut' Nacht, Wegweiser! — Ich stieg bergab, dem Weiler zu. Ein dichter Nebel hatte sich wie eine weiße See durchs Thal ergossen, er reichte bis zu mir herauf und ich stieg immer mehr in ihn hinein. Zum Glück war die Nacht nicht sehr finster, die Sterne thaten ihre Schuldigkeit. Aber ach, ich glaubte bereits in der Tiefe zu wandeln, während ich nur auf einem fahrbaren Absatz des Berges, rings um denselben herum und ganz unmerklich wieder aufwärts lief. In Kurzem spazirte meines Vaters sein Sohn wieder ganz hübsch auf der flachen Heide herum, ungefähr da wo mir vor drei Stunden zum erstenmal das Trumm verloren ging. — Sie fragen, meine Werthesten wie mir zu Muthe gewesen bei dieser Entdeckung?

Je nun, ich dachte, jezt säß' ich wohl eben so gut bei meiner braven Meisterin, wenn sie den Abendsegen lies't, meinthalben auch beim Storchenwirth und Fritz der Färber gäbe die Geschichte Preis, wie er Anno 70 im Kniebis verirrte. Allein Was anfangen? zurück wollt' ich nicht mehr. Wenn Einer spürt, es ist ihm angethan, thut er am klügsten, er steckt den Verstand in den Sack und läuft wie seine Füße mögen; so that ich auch und fing das frische Kernlied an zu singen: Seid lustig und fröhlich ihr Handwerksgesellen. — Auf einmal schien es hell und immer heller um mich her zu werden, ich sah mich um, da ging der volle Mond sehr herrlich hinter goldnen Buchenwipfeln auf. Von Furcht empfand ich längst nichts mehr; nur Selbigem wünscht' ich zum zweitenmal nicht wieder zu begegnen! So oft er mir einfiel, that ich einen herzhaften Zug aus der Flasche und hub alsbald wieder mit heller Stimme an:

Hamburg, eine große Stadt,
Die sehr viele Werber hat.
Mich hat nicht gereut,
Vielmehr erfreut,
Lübeck zu sehn;
Lübeck eine alte Stadt,
Welche viel Wahrzeichen hat.

Nun schritt ich über Stoppelfeld. Gottlob, das war doch eine Menschenspur. Aber, Goldschmied, wenn es nun allgemach hinunter und an's Wasser

ging' und dir die bleiche Edelfrau ein kühles Bad anwiese?

Dresden in Sachsen,
Wo schöne Mädchen wachsen;
Ich denk jetzund
Alle Stund
An Nürnberg und Frankf —

patsch! lag ich auf der Nase. Der Schmerz trieb mir die Thränen in die Augen, mir schwebte ein Fluch auf der Zunge; aber nein —

Augsburg ist ein kunstreicher Ort,
Und zuletzt nach Elsaß fort.
Alsobald mit Gewalt
Geh ich nach Strasburg.
Es ist eine schwere Pein
Von Jungferen insgemein,
Wenn man alsdann
Nicht herzen kann
Und wieder soll mareschiren fort.

Nunmehr aber bis an den Rand der Ebene gekommen, bemerkte ich auf gleicher Höhe mit derselben, links hin, wo sie in einem spitzen Vorsprung auslief, nur dreißig Schritt von mir, ein altes guterhaltenes Gebäude, mehr schmal als breit, mit etlichen Thürmchen und hochgestaffeltem Giebel. Ich konnte nicht mehr zweifeln wo ich sei. Ganz sachte schlich ich näher. Es schimmerte Licht aus einem verschlossenen Laden des unteren Stocks; hier mußte

der Hausschneider wohnen. Ein Hund machte Lärm und sogleich öffnete ein Weib das Fenster.

„Wer ist da?“ „Ein Handwerksgesell, ein verirrter.“ „Welche Profession?“ Ich wagte, eingedenk meiner gefährdeten Person, die Wahrheit nicht zu sagen. Ein Schneider! sagt' ich kleinlaut. Sie schien sich zu bedenken, entfernte sich vom Fenster und ich bemerkte, daß man drin sehr lebhaft deliberirte; es wisperten mehrere Stimmen zusammen, wobei ich das fatale „Schneider“ einige Mal nur gar zu deutlich unterscheiden konnte. Jezt ging die Pforte auf. Der Hausvogt stand bereits im Gang; die Frau hielt auf der Stubenschwelle und hinter ihr ein sehr hübsches Mädchen, welches jedoch auffallend schnell wieder verschwand. Die Eheleute sahen einander an und baten mich in's Zimmer zu spaziren. Hier war nun Alles gar sauber und reinlich bestellt. Ein Korb mit dürren Mohnköpfen, ingleichen mit Welschkorn, zum Ausmachen bereit, wurde bei Seite geschoben, man nahm mir mein Gepäcke ab, indem man mich durchaus mit einer Art verlegener Höflichkeit behandelte. Es war zehn Uhr vorüber. Die Alte deckte mir den Tisch, derweil ich mit dem Mann ein ziemlich unbedeutendes Gespräch unterhielt. Das Mädchen ging einige Male geschäftig von der Küche durch's Zimmer, ohne mich kecklich anzusehen. Man brachte endlich eine warme Suppe und einen guten Rahmkuchen. Ich aß und trank mit vielem Appetit,

worauf mein Wirth sich bald erbot, mir meine Schlafstätte zu zeigen. Die Frau ging mit dem Licht voran, er selbst trug meinen Ranzen die Treppe hinauf nach einem hohen geweißten Eckzimmer, worin es neben einem frischen Bette nicht an den nöthigsten Bequemlichkeiten fehlte. Ich sagte dankbar gute Nacht, sezte mein Licht auf den Tisch und öffnete unter kuriosen Gedanken ein Fenster. Der Nebel ließ mich wenig unterscheiden, doch schien die Höhe da hinab beträchtlich, und, was mir nicht das lieblichste Gefühl erregte, dem sanften Rauschen eines Wassers nach, mußte die Sichel ganz unmittelbar am Fuß des Felsen, der das Schlößchen trug, vorüberziehen. Sei's drum! ich riegelte getrost die Thüre, und zog mich aus. Mich niederlegen und schlafen war Eins. Es regnete die halbe Nacht, ich merkte Nichts davon, mir träumte lebhaft von dem schönen Mädchen.

Am andern Morgen, durch und durch erquickt, fand ich die Sonne schon sehr hoch am Himmel über dem engen Sichelthale stehn, welches, reichlich mit Wald geschmückt, die Aussicht hier sehr still und reizend beschränkte, alsdann mit einer kurzen Beugung um das Schloß, dem offnen flachen Lande sich verband. — Ein Glockengeläute, ohne Zweifel von dem benachbarten, gutsherrlichen Dorf an der Seite des Berges, erinnerte mich, es sei Sonntag. Indem ich mir jedoch den gestrigen Abend zurückrief, verhehlte ich mir freilich nicht, daß ich ein bischen viel

beschnapst gewesen sein müsse; ein Umstand der denn auch die tolle Spuckerei mit dem Wegweiser genugsam aufzuklären schien.

Ich eilte jezt zu meinem Wirthe hinunter, der mir mit Heiterkeit ankündigte, es sei nur noch ein Stündchen bis Mittag, sie hätten mich nicht wecken wollen in der Hoffnung, ich würde wohl noch länger ihr Gast bleiben. Nach einigem, wiewohl nur scheinbaren Bedenken und auf ein wiederholtes Zureden nahm ich die unerwartete Gastfreundschaft an und blieb geruhig in meinen Pantoffeln. „Zwar werden wir Euch leider über Tisch für dießmal nicht Gesellschaft leisten," sagte der Schloßvogt; „der Schulmeister im Dorf läßt heute taufen, da sind wir zu Gevatter gebeten und müssen gleich fort: Josephe aber, meine Nichte, wird Euch Nichts abgehen lassen." Ich war Alles zufrieden.

Das Ehpaar hatte sich in Staat begeben und außen wartete ein Fuhrwerk. Sie baten nochmals um Entschuldigung, mit dem Versprechen, vor Abend wieder da zu sein.

Ich befand mich allein in der Stube, und mit Josephen, die draußen am Herde beschäftigt sein mochte, allein im ganzen Schlosse. Die Nähe dieses Mädchens, zu dem ich von der ersten Stunde an ein stilles unerklärliches Vertrauen hegte, obgleich wir bis jezt kaum ein Wort mit einander gewechselt, beunruhigte mich ganz sonderbar. Es zog und zupfte

mich immer, sie in der Küche aufzusuchen, allein wenn ich eben dran war, schien mir von allen den bei Handwerksburschen üblichen galanten Redensarten nicht Eine gut genug. Auf Einmal kam sie selbst herein, band sich die Küchenschürze ab, stellte sich dann mit einigem Erröthen mir grade gegenüber und sprach, nachdem sie ihre offenen braunen Augen ein ganzes Weilchen auf mir ruhen lassen: „Also Ihr kennt mich wirklich gar nicht mehr?“

Da ich betroffen schwieg und nun mit halben Worten zu erkennen gab, daß ich auf eine frühere Bekanntschaft mit einem so scharmanten Frauenzimmer im Augenblick mich nicht besinnen könne, verbarg sie sehr geschickt ihre Beschämung und Empfindlichkeit hinter ein flüchtiges Lachen und that, als hätte sie den puren Scherz mit mir getrieben. „Nein! Nein!“ rief ich, sie eifrig bei der Hand nehmend, „dahinter steckt Etwas — Ihr seid betreten, Ihr seid gekränkt! um's Himmelswillen, beste, schönste Jungfer! helft mir nur ein wenig darauf — wenn, wo — wie hätten wir uns denn gesehen, es wird mir gleich beifallen!“ In der That ihr Gesicht wollte mir nun bereits ganz außerordentlich bekannt vorkommen, nur wußt' ich's nirgend hin zu thun. Ich bat sie wiederholt um einen kleinen Fingerzeig.

„Seid erst so gut, versezte sie, und nennt mir Euren Namen.“ Da ich bestürzt ein wenig zauderte und eben eine ausweichende Antwort geben wollte,

brach sie kurz ab, wie wenn sie ihre Frage selbst bereute: „Das Essen verbrennt mir — verzeiht, ich muß gehen.“ In Kurzem kam sie wieder, schob ohne Geräusch einen Tisch in die Mitte der Stube und fing sodann, indem sie ihn sehr ruhig deckte, als wäre Nichts geschehn, vom Wetter an. Als ich mich auf dergleichen nicht einließ, sondern mich nachdenkend und fast verdrießlich zeigte, nahm sie zulezt, um dieser lächerlichen Spannung zu begegnen, das Wort: „Hört, thut mir doch den einzigen Gefallen, denkt nicht mehr an die einfältige Posse. Ich habe mich in der Person geirrt und das ist Alles! Noch einmal, ich bitte, denkt nicht mehr daran.“ — Dagegen war nun freilich schicklicher Weise Nichts weiter zu sagen, obgleich ich ihren Worten nur halb traute.

Wir sezten uns zum Essen. Josephe that Alles um mich zu zerstreuen. Sie war die lautere Unbefangenheit, Anmuth und Herzensgüte. Zum erstenmal, ich darf beinah so sagen, zum erstenmal in meinem Leben begriff ich, wie es möglich sei sich in ein Weibsbild zu verlieben.

„Man sagt so viel von Eurem grauen Schlößchen,“ hub ich an, indem sie die herrlichsten Aepfel zum Nachtisch aufstellte, wie wär's, Ihr schenktet mir, weil wir gerade so beisammen sind, einmal recht reinen Wein darüber ein?“ „Das kann geschehen,“ antwortete sie; „wir reden sonst nicht leicht mit Jemanden davon, allein man macht wohl eine

Ausnahme. Zudem seid Ihr ein verständiger Mann und werdet Euch bei uns nicht fürchten. (Hier sah sie mir sehr scharf, wie prüfend in's Gesicht.) Auch ist noch keiner Seele seit Menschengedenken im Hause selbst das Mindeste zu Leid geschehn, und außerhalb, nun ja man hütet sich; es gab wohl schon so leichtsinnige Menschen, die mögen immer ihren Fürwitz büßen." Sie hatte sich gesezt und eine kaum erst angefangene Strickerei, mit grün und schwarzem Garn zur Hand genommen, der Knaul lag ihr im Schooße. „Ach mein! so seht doch, was das regnet! was das schüttet! Wie gut ist's, daß Ihr heut' nicht auf der Straße seid. Aber ich fange an."

„Vor ungefähr vierhundert Jahren wohnte allhier ein Graf mit Namen Veit von Löwegilt, ein frommer und tapferer Ritter. Er ehlichte als Witwer ein junges Fräulein, Irmel von der Mähne, welche ein Ausbund von Schönheit gewesen sein muß und sehr reich. Am Hochzeitabend als der Tanz im kerzenhellen Saal begonnen hatte und nun die Frau bald dem, bald jenem Gast die Hand zum Reigen gab, da sah Herr Löwegilt eine ganze Zeit mit Wohlgefallen zu, bald aber kam seltsame Wehmuth über ihn, wie eine böse Ahnung, davon er sich jedoch Nichts merken ließ; nur gegen das Ende des Tanzes gab er der Dame einen Wink, daß sie ein wenig aus dem Saale käme. Er nahm ein Licht

und führte sie in ein ander Gemach. Mein liebstes Herz! sprach er, da sie alleine waren, Euren Gemahl hat wunderlich verlangt, daß er sich abgesondert von den Leuten mit einem Küßlein Eurer Lieb' versichere. Damit schloß er sie in den Arm und küßte sie und sie that gleich also. In ihrem Innern aber war sie ungehalten und dachte: was will mir der Narr? es ziemt den Wirthen schlecht, die Gäste zu verlassen. Jezt zog Herr Veit eine schwere, goldene Kette unter dem Goller hervor mit den Worten: Betrachtet diese Kette. Mein Ahnherr schenkte sie einst seiner Frau, der züchtigen und edeln Richenza vom Stain, nachher ist das Kleinod als ehrenwerthes Denkzeichen der glücklichsten Ehe von einem Sohn auf den andern gekommen und jetzo, heut, da Ihr erstmals mein väterliches Erbe als Hausfrau betreten, vergönnt, daß ich Euch diesen Schmuck umhängen mag: ich weiß, Ihr werdet ihn mit Ehren tragen. — Ich danke meinem Herrn und Gemahl, antwortete die schöne Frau sehr freundlich, dafern Ihr aber irgend Zweifel habt an mir, so sei es nicht genug an meinem Wort, das Ihr in Marien-Kapelle empfangen und ich gelobe nochmals hier, Euch als ein treues Weib zu dienen, so Gott mir nach dem Tode gnädig sei. — So gingen sie, und Irmel war vergnügt über die gelbe Kette und zeigte das Geschenk mit Freuden der Gesellschaft vor.

Im Anfang ging Alles ganz gut. Die Gräfin

schenkte ihrem Mann im ersten Jahre einen Sohn. Das Hauskreuz aber stellte sich bei Zeiten ein. Die Frau wurde geizig über die Maßen. Ein Sprichwort ging beim Volk, sie singe der Henne um's Ei. Es hieß: Frau Irmel ist nicht dumm: weil sie der Tropfen Oel im Lämplein dauert, läßt sie die Mägde bei Mondschein spinnen. Sonst war Gesang und Harfenspiel ihr schönster Zeitvertreib, jezt that sie nichts wie rechnen und ihre Leute scheren. Das Aergste aber war, sie fing ohne Wissen Herrn Löwegilt's an, viel Geld auszuleihen auf Zins an ihre Unterthanen und in der Nachbarschaft umher. Wenn nun die armen Leute nicht zu rechter Zeit bezahlten, sprach sie zum Vogt: so lang mein Mann daheim, mag ich Nichts anfangen; er ist zu gut und dankt mir's wohl wenn ich ihn mit dem Plack verschone. Aber das nächste Mal, daß er mit Reisigen aus ist, auf einen Monat oder zwei, da sollt' Ihr sehen, wie ich mein Zornfähnlein auf's Dach stecke! wir schicken den Presser herum und brauchen Gewalt; man muß dem Gauchenvolk die Frucht vom Acker und die Kuh von der Raufe wegnehmen. — Zu allem Glück kam es nicht gar so weit. Herr Veit erfuhr die feine Wirthschaft der Frau Gräfin und wollte sich beinah zu Tode schämen, allein weil er die Dame Tausendschön im Ganzen doch wie närrisch liebte, verfuhr er christlich mit ihr und legte ihr in aller Güte den saubern Handel nieder. Das nahm

sie denn so hin, wohl oder übel. Aber wie hätte ihr auch nur im Traum einfallen sollen, ihr Veit könnte so gottlos sein und den verwünschten Bauern ihre Schuld bis auf den lezten Heller schenken? Er machte das ganz in der Stille ab und eines Tages bei Gelegenheit bekannte er's ihr frei und ohne alles Arg. Frau Irmel hört ihn an, verblaßt und sagt kein Sterbenswort. Sie geht mit ihm denselben Tag, weil eben Ostern war, zu Gottes Tische. Aber ich sorge sehr, Frau Irmel hat ihr eigen Gift hinabgegessen anstatt den süßen Leib des Herrn. Von Stund an war sie wie verstockt. Es sah just aus, als hätte sie zu reden und zu lachen und zu weinen für immerdar verlernt. Wenn er so vor ihr stand und ihr zusprach mit guten klugen Worten, schaute sie unter sich wie ein demüthig Muttergottesbild und wich mit falschem Seufzen auf die Seite; war der Gemahl hingegen auf der Jagd oder sonst ausgeritten, damit er einen Tag seinen Kummer vergesse, da sei der kalte Fisch daheim lauter Leben, lauter Scherz und lustige Bosheit gewesen. Wer sollte glauben, daß der Graf für eine solche Kreatur auch nur ein Fünklein Liebe haben können? ich sage Euch, es heißt, er hing an ihren Augen troz einem Bräutigam. Einige meinten drum, sie hätt' es ihm im rothen Wein gegeben.

Einst saß er allein auf dem Saal und hatte seinen Knaben, nicht gar ein jährig Kind, sein liebstes

Gut, auf seinem Schooß und war sehr traurig, denn der Knabe war seit kurzer Zeit elend und siech geworden und aß und trank nicht mehr und wußte Niemand was ihm fehle. Tritt leise die Amme herein, ein braves Weib und fängt zu weinen an: Ach lieber Herr, ich habe Etwas auf dem Herzen, das muß heraus und wäre mir die größte Sünde, so ich's vor Euch verschwieg. Dürft aber mich um Gotteswillen nicht verrathen bei der gestrengen Frau. — Der Knabe, da sie Solches sprach, bewegte sich mit Angst in seines Vaters Arm, als hätte er verstanden und gewußt wovon die Rede sei. Der Graf winkte der Wärterin zu reden, die denn fortfuhr: Neulich, Ihr war't eben verreis't, geh' ich des Morgens, wie ich immer pflege, nach der Kammer zum Kind. Das hört ich schon von weitem schrein, als hätte man's am Messer. Indem ich eintrete, Gott steh' mir bei, muß ich mit diesen meinen Augen sehn, wie die gnädige Frau den jungen Herrn, bevor sie ihm das Röcklein angezogen, glatt auf den Tisch gelegt, und ihn gequält, geschlagen und gekneipt, daß es zum Erbarmen gewesen. Wie sie mein ansichtig geworden, erschrack sie fast und that dem Söhnlein schön und kitzelt es, daß das arm Würmlein gelacht und geschrien unter einander. Schau, was er lacht! rief die Frau, ist er nicht seines Vaters Conterfei? — Ich dachte: wohl, du armes Kind, drum mußt du also leiden. — — Herr, haltet's mir zu Gnaden,

daß ich so frech vor Euer Edlen Alles sage; glaubt aber nur, man hat wohl der Exempel mehr, daß eine Ehfrau ihres Mannes Fleisch und Bein im eigenen Kind hat angefeindet, und, mein' ich, solches thut der böse Geist, daß einer Mutter Herz sich so verstellen muß und wüthen wider die Frucht ihres Leibes.

So redete Judith und sah wie ihrem Herrn ein über's andere Mal die Flammen zu Gesichte stiegen und wie er zitterte vor Zorn. Er sagte lange Nichts und starrte vor sich nieder. Jezt stand er auf, sprach zu dem Weib: Geh, sage Kasparn, daß er gleich drei Rosse fertig halten soll, den schönen Schimmel mit dem Weibersattel, den Rappen und sein eigen Pferd. Du selber lege dein Feierkleid an und nimm des Kindes Zeug zusammen in ein Bündlein, wir werden gleich verreisen. Fürchte dich nicht, dir soll dein Lebenlang kein Leid geschehen. — Sie lief und that wie ihr befohlen war, derweil Herr Veit sich rüstete. Alsdann nahm er das Büblein auf und eilte nach dem Hof. Auf seinen Wink bestieg Judith ihr Pferd, es war das edelste von allen aus dem Stall. Veit nahm das Söhnlein vor sich hin, so ritten sie zum Thor hinaus, der Knecht hinterdrein. Frau Irmel aber sah am Erkerfenster halb versteckt dem Allen zu, höchlich verwundert und erbos't und bildete sich freilich ein was es bedeute. Sie folgte dem Zug mit höhnischen Blicken den Burgweg hinunter, und als die Rößlein dann in's schöne Sichelthal einlenkten,

sprach Irmel bei sich selbst: Richtig! jezt geht es nach Schloß Greifenholz zu der lieben gottseligen Frau Schwägerin. So war es auch; dort hatte der Graf seine nächsten Verwandten, bei denen er viel Trost und für den Knaben und die Wärterin die beste Aufnahme fand. Am zwölften Morgen kehrte der bedrängte Mann um eine große Sorge leichter zu seinem Fegfeuer zurück, denn sichtbarlich gedieh das Kind fern seiner Mutter, wie eine Rose an der Maiensonne. Die Gräfin fragte, wie man denken kann, mit keiner Sylbe, nach dem Junker, und beide Gatten lebten so fortan als ein paar stille und höfliche Leute zusammen.

Drüber geschah's einmal, daß Löwegilt in seines Kaisers Dienst mit Kriegsvolk auswärts war sechs ganzer Monate, vom Frühling bis tief in den Herbst. Das wäre eine schöne Zeit zur Buße gewesen, Frau Gräfin! Es gibt ein altes Lied, da steht der Vers:

In Einsamkeit
In Einsamkeit
Da wächst ein Blümlein gerne,
Heißt Reu und Leid ...

Das war auch des Grafen sein Hoffen und Beten, wenn er manchmal bei stiller Nacht in seinem Zelte lag und seines Weibes dachte.

Und als nun endlich Friede ward und Fürsten, Ritter und Knechte, des Siegs vergnügt, nach Hause

zogen, da dachte Löwegilt: Gott gebe, daß ich auch daheim den Frieden finde. Er führte seine Mannschaft unverweilt auf den kürzesten Wegen zurück. Sie hatten noch zwei kleine Tagreisen vor sich, da sie eines Abends ein Städtlein liegen sahen, wo man zu übernachten dachte. Begegnet ihnen ein Mönch, der betete vor einem Kreuz. Ei, ruft der Graf, indem er stille hält, das ist ja Bruder Florian! willkommen, frommer Mann! Ihr kommt vom Gebirge herüber? — Ja, edler Herr. — Nun da habt Ihr wohl auf dem Schlosse eingekehrt? — für diesmal nicht, Gestrenger, ich hatte Eil und hielt nur kurze Rast im Dorf. — Das ist nicht schön von Euch; und nicht ein Wörtlein hättet Ihr von ungefähr vernommen, wie es daheim bei mir steht? — Ach Herr, antwortete der Mönch, die Leute dichten immer viel, wer möchte Alles glauben! Begehret nicht daß Euer Ohr damit beleidiget werde. — Bei solchem Wort erschrack der Löwegilt in seiner Seele, er nahm den Mönch bei Seit', der machte ihm zulezt eine Eröffnung von so schlimmer Art, daß man den Grafen laut ausrufen hörte: Hilf Gott! hilf Gott! hast du die Schande zugelassen, so lasse nun auch zu, daß ich sie blutig strafen mag! damit spornt er sein Roß und sprengt voll Wuth davon. Er läßt im nächsten Ort seine Leute zurück und reitet, nur von Einem Diener begleitet, die ganze Nacht hindurch, als wenn die Welt an tausend Enden brennte.

Frau Irmel indessen glaubt ihren Gemahl noch hundert Meilen weit dem Feinde gegenüber, sonst hätte sie wohl ihre Schwelle noch zu rechter Zeit gesäubert. Seit vielen Wochen nämlich beherbergte sie einen Gast, einen absonderlichen Vogel. Derselbe kam eines Tags auf einer hinkenden Mähre geritten und fragte nach Herrn Veit, seinem sehr guten Freunde. Der Gräfin machte er viel vor: er sei ein Edelmann: landsflüchtig, so und so. Ein Knecht aber vom Schloß raunte den Andern gleich in's Ohr, daß er den Kauzen da und dort auf Jahrmärkten gesehen habe Latwerg und Salben ausschreien. Man warnte die Gräfin, sie hörte nicht drauf: der Bursche hatte gar zu schöne, schwarze Haare, Augen wie Vogelbeer, und singen konnte er wie eine Nachtigall. Er wußte eine Menge welscher Lieder, die Gräfin schlug ihre Harfe dazu und ließ ihn nicht mehr von der Seite. Die Knechte aber und die Mägde unter sich hießen ihn nur den Ritter von Latwerg.

Nun saß das feine Paar so wie gewöhnlich nach dem Mittagmahl allein im Saal am großen Fenster und schauten unter lustigem Gespräch in die offene Gegend hinaus, wie sie im hellen Sonnenschein, mit dem lieblichen Fluß in der Mitten, da lag. Frau Irmel nahm ihre goldene Kette vom Hals, spielte damit und schlang sie so um ihren weißen Arm. Was dünkt Euch, Lieber, sagte sie, wenn ich ein Kettlein hätte, seht, nicht länger als die kleine Strecke dort,

so weit die Sichel im Bogen zwischen den Wiesen längs dem Dörflein läuft. Versteht, ein jedes Glied müßte nicht größer sein als wie ich hier den Mittelfinger gegen den Daumen krümme, schaut!

Ei, sagte der Galan, was Ihr für kurzweilige Einfäll' habt! Das hieße mir doch ein Geschmeide; hätten zwei Riesen genug dran zu schleppen. —

Nicht wahr? und nun was meinet Ihr (das sagte sie aber Herrn Veiten zum Spott, weil er von Hause aus nicht zu den Reichsten gehörte) wenn man dem Löwegilt sein Hab und Gut verkaufte, merkt wohl, nach Abzug Dessen was mein ist, und machte den Plunder zu Gold und schmiedet' eine Kette draus, wie ich eben gesagt, wie groß schäzt Ihr daß die ausfallen würde? — Es lachte der Galan und rief: Ich wollte schwören, sie reichte just hin, Frau Irmels Liebe zu Herrn Veit damit zu messen! — Da klatschte Irmel lustig in die Hände und sezte sich dem Ritter auf den Schooß und küßte ihn und ließ sich von ihm herzen.

Auf Einmal sprach er: Horcht! ist mir doch immer, ich höre Jemand in der Kammer, wird doch das Gesinde nicht lauschen? — Ihr träumt, sagte die Frau, die Kammer ist verschlossen gegen den Flur. Doch laßt mich sehen.

Aber, indem sie aufstehn will, o Höllenschreck! wer tritt hinter der Glasthür vor — Graf Löwegilt, er selber, ihr Gemahl!

Die falsche Schlange, schnell bedacht, wirft sich mit einem Schrei der Freuden dem Manne um den Hals, er schleudert sie hinweg, daß sie im Winkel niederstürzt. Sodann greift seine starke Faust den Buhlen, wie dieser eben auf dem Sprung ist auszureissen, und übergibt ihn seinen Knechten zum sicheren Gewahrsam. Jezt ist er mit dem Weib allein. Da steht die arme Sünderin und deckt ihr Angesicht mit beiden Händen; er aber schaut sie lange an, dann nimmt er ihr die Kette ab, reißt solche mitten von einander, sprechend: Also sei es von nun an zwischen uns. Und diese Kette, wie du selbst im eiteln Frevelmuth begehrt, werde für dich zu einer Zentnerlast, und sollest ihr Gewicht jenseit des Grabs mit Seufzen tragen, bis ihre Enden sich wieder zusammenfügen. Damit wirft er die beiden Stücke durch's offene Fenster hinab in den Fluß.

Ich mache kurz was weiter folgt. Dem saubern Ritter ward ein lüftig Sommerhaus gezimmert mit drei Säulen, nicht fern von hier, man nennt's am Galgenforst. Frau Irmel aber saß jezt unten in der Burg wohl hinter Schloß und Riegel. Es heißt, sie habe Alles aufgeboten zu entfliehen, ja sogar ihren Beichtvater bestechen wollen. Demselben habe sie denn auch bekannt, sie hätte, weil sie ihren Mann vom ersten Tage an nicht lieben können, ein großes Unheil, wie nun leider eingetroffen, lange

vorausgesehn, und drum bei Zeiten ihre Zukunft vorgesorgt, indem sie einen reichen Schatz bei Seit' gethan und außerhalb dem Schloß verborgen. Den Wächtern sagte sie: wer ihr zur Freiheit helfe, deß' Hände würde sie mit purem Golde füllen. Hierauf sei wirklich ein Versuch zur Flucht gemacht, aber schmählich vereitelt worden. Jetzo verzweifelte sie ganz. Am andern Morgen fand man sie in ihrem Kerker todt; sie hatte eine große silberne Nadel, womit sie immer ihre schönen Zöpfe aufzustecken pflegte, sich mitten in das Herz gestochen.

Nicht lang darauf verließ der Graf das Schloß und die Gegend für immer. Er lebte weit von hier auf einer ganz einsamen Burg, der Hahnenkamm genannt, davon die Trümmer noch zu sehen sein sollen. Der junge Hugo war der Trost seines Alters. Er zeigte frühe schon die edlen Tugenden und Fähigkeiten, dadurch er nachher als treuer Vasall und tüchtiger Kriegsmann in höchste Gnaden kam bei seinem Kaiser. Geschlecht und Name der von Löwegilt ward nach und nach zu den berühmtesten gezählt in deutschen Landen; es kam ja das Herzogthum Astern an sie, davon sie auch seitdem den Namen führen, und, wie Euch wohl bekannt sein wird, die schöne Prinzeß Fritillary, von deren Vermählung mit unserem Könige man im ganzen Lande spricht, ist eine Tochter des jezt regierenden Herzogs Ernst Löwegilt von Astern."

„Was?“ rief ich voll Erstaunen, „hier also, dieses Schloß, wäre das Stammschloß der von Astern? und jene Irmel eine Ahnfrau der Prinzeß?“

„Nicht anders! Warum fällt Euch dieß so sehr auf?“

„Und hat das seine Richtigkeit, daß diese Irmel noch bis auf den heutigen Tag — nun, Ihr versteht mich schon —“

Josephe nickte ja, indem sie sich ein wenig an meinem Schrecken zu weiden schien. Wir schwiegen beide eine ganze Weile und allerlei Gedanken stiegen mir auf.

„Aber,“ so fing ich endlich wieder an, indem ich unwillkürlich leiser sprach, „aber auf welche Art erscheint sie denn? und wo?“

Nun gab mir das Mädchen mit unbegreiflicher Ruhe, doch ernsthaft wie billig, Folgendes an.

„So viel man weiß, zeigt sie sich immer nur bei oder auf dem Wasser, zunächst beim Schloß, dem großen Saale gegenüber und dann abwärts eine Strecke bis gegen den Steg. Feldhüter und Schäfer versichern, sie nehme ihren Lauf auch wohl bis nahezu an's Dorf, weiter in keinem Fall. Ich selber sah sie blos ein einzig Mal und zwar vom Küchenfenster aus, die Küche aber liegt gerade unterm Saal. Es war um Johannis, etwa drei Stunden vor Tag, wir hatten eben eine Wäsche und waren deßhalb früh=

aufgestanden. Der Mond schien hell. Von ungefähr schau' ich hinaus und auf die Sichel hinunter. Da steht schneeweiß gekleidet ein schlankes Frauenbild in einem Nachen, der drüben an den Weidenbüschen so halb aus dem Schatten des grünen Gezweiges hervorstach, und ob es wohl kein rechter Nachen war, ich meine kein natürlicher, so hörte man doch deutlich wie die Wellen am Schifflein unten schnalzten. Weiter, was wird? Sie kauerte sich nieder, dann beugte sie sich weit über den Bord heraus, indem sie mit den Händen hinab in's Wasser reichte und ringsherum wie suchend wühlte. Jezt zog sie langsam langsam, und mit dem ganzen Leib rückwärts gebeugt, Etwas herauf, das schimmerte und glänzte als wie das lautre Gold und war, wie ich auf's Deutlichste erkannte, eine dicke mächtig schwere Kette; Elle um Elle zog sie herein in den Kahn und dabei klirrt' und klang es jedesmal im Niederfallen so natürlich als nur etwas sein kann. So ging es lange fort, es war kaum auszudauern. Ich hatte meine Leute gleich herbeigeholt; sie sahen alle Nichts und weil ich mich nach meiner Art weiter nicht ängstlich dabei anstellte, so hätten sie mir's nimmermehr geglaubt, wenn sie nicht jene sonderbaren Töne so gut wie ich vernommen hätten. Auf Einmal klatschte das Wasser laut auf, die Kette mußte abgerissen sein, so heftig schnellte es, und, dabei sag' ich Euch, folgte ein Seufzer so tief aus einer hohlen Brust, so lang

gezogen und schmerzlich, daß wir im Innersten zusammenschracken. In diesem Augenblick war aber auch Gestalt und Kahn, Alles wie weggeblasen.

Und — ja, daß ich Das auch noch sage — verzeih' mir Gott, noch muß ich lachen, wenn ich dran denke. Wir Weiber gingen mäuschenstill an unsere Kessel und Zuber zurück, und rieben und seiften drauf los und traute sich keine ein Wörtlein zu reden; auch dem Herrn Vetter, merkt' ich wohl, war der Schlaf für heute vergangen: er ließ sein Licht fortbrennen und ging allein die Stube auf und nieder. Kaum guckt der Tag ein wenig in die Scheiben, so sticht der Muthwill schon eine von uns an, nämlich ein junges Weib vom Dorf —, man nannte sie nur die lachende Ev. Die zieht so ein langes gewundenes Leintuch ganz sachte sachte aus dem Seifenwasser, Frau Irmel nachzuäffen und macht ein paar Augen gegen uns — husch! hat sie eine Ohrfeige."

„Eine Ohrfeige? was?"

„Ja denkt! aber nicht vom Geist. Es war mein Herr Vetter, der zufällig hinter ihr stand und ihren Frevel so von Rechtswegen bestrafte."

Josephe lachte so herzlich, daß ich selber den Mund ein wenig verzog. Doch sogleich tadelte sie sich: man sollte nicht spaßen auf diesen Punkt.

Sie schwieg und strickte ruhig fort. Der Regen hatte aufgehört, nur die eintönige Musik der

Dachtraufen klang vor den Fenstern. Was mich betrifft, mir war ganz unheimlich geworden. Die Vorstellung, daß ich jenem Gespenst so nahe sei, die Möglichkeit, daß erst meine Beraubung, alsdann meine Verirrung auf das Schlößchen das Werk dieses schrecklichen Wesens sein könne — Dieses zusammen jagte mich im Stillen in einem Wirbel von Gedanken und ängstlichen Vermuthungen herum. Das kluge Mädchen konnte mir vielleicht einiges Licht in diesen Zweifeln geben und wenn ich auch nicht wagte, ihr meine Lage offen zu entdecken, so nahm ich doch Anlaß, ihr die Geschichte des bestohlenen Galanteriekrämers mit Zügen meiner eigenen Geschichte zu erzählen und so ihre Meinung darüber zu hören. Sie ließ mich ausreden und schüttelte den Kopf. „Dergleichen hörte ich wohl auch," erwiederte sie, „sind aber dumme Märchen, glaubt mir: Spitzbuben machen sich's zu nutz, vexiren und schrecken einfältige Leute, daß sie in Todesangst ihr Hab und Gut im Stiche lassen."

„Aber die Kette!" versezte ich ruhig, bedenke Sie Jungfer, die Kette, so viele tausend Klafter lang, die wächst doch nicht von selbst so fort, das braucht Dukaten, fremdes Gold!" — „Braucht's nicht! was Ihr doch närrisch seid! der ganze Plunder wiegt kein Quintlein unseres Gewichts."

„Wie? also Alles eitel Schein und Dunst?"

„Nicht anders."

„Allein“ — so fragte ich nach einigem Besinnen weiter — „der Schatz, dessen Irmel im Kerker gedachte, soll der noch irgendwo vergraben liegen?“

„Man sagt's einmal. Hättet Ihr Lust ihn zu lösen?“

„Nicht doch; ich meine nur, weil wir gerade von so wunderbaren Räubereien reden, wär' es denn nicht möglich, daß eben auch besagter Schatz von Jahr zu Jahr zulegte auf Kosten mancher Passagiere?“

„Was fällt Euch ein!“ rief sie mit herzlichem Gelächter. „Ihr meint also, daß so ein armer Geist mit Zangen und Messern ausziehe und ordentlich wie ein gemeiner Strauchdieb den Leuten die Koffer und Taschen umkehre?“

Ich sah das Abgeschmackte meines Argwohns ein, allein ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder grämen sollte. Denn wenn mich vorhin der Gedanke mit einem freudigen Schrecken ergriff, daß ich vielleicht nur wenig Schritte von meinen Dukaten entfernt sein möge, so schwand mir die Hoffnung, dieselben jemals wieder zu erblicken, nun abermals in eine ungewisse Ferne. Was aber den Umstand anbelangt, daß ich als ein Verirrter meine Zuflucht hier, gerade hier in dem verhängnißvollen Ahnenschlosse der Herzoge von Astern finden mußte, nachdem ich in der Absicht ausgereis't war, ein Geschäft zu besorgen, welches unmittelbar mit der Verherrlichung

von Irmels Enkelin, künftig der ersten gekrönten Königin aus diesem Stamm, zusammenhing, und das auf eine so höchst räthselhafte Art gestört werden sollte, — dahinter schien doch wahrlich Mehr als ein bloser Zufall zu stecken, es mußte eine höhere Hand im Spiele sein und ich war fest entschlossen, ihr von dem Augenblicke an Alles mit Zuversicht zu überlassen, mich, ihres weiteren Winkes gewärtig, jeder eigenen Geschäftigkeit und Sorge zu entschlagen.

„Mein Freund wird mir so still," sagte Josephe, „ich dächte wir gingen ein wenig und schöpften draußen frische Luft." Ich war bereit, denn Dieß fehlte mir wirklich. Die erquickende Kühle wirkte auch sogleich auf meinen verdüsterten Sinn. Wir gingen langsam auf den breiten Platten vor'm Hause auf und nieder, während die Schöne stets mit ihrem grünen Gestricke beschäftigt blieb. Wir bogen rechts um's Schlößchen und blickten in das stille Sichelthal, am liebsten aber wandte man doch immer wieder zurück nach der andern Seite, wo man über die niedrige Schutzmauer weg, am Abgrund des Felsen, eine köstliche Aussicht auf's tiefliegende Land und näher dann am Berg herauf den Anblick eines Theils vom Dorf genoß. Dort heftete sich denn mein Auge unwillkürlich auf das berüchtigte Flüßchen, das hinter'm Schloß vorkommend sich weit in die Landschaft schlängelnd verlor. Allein ich drängte mit Gewalt alle unerfreulichen Bilder zurück.

Die Gegenwart des unwiderstehlichen Mädchens begeisterte mich zu einer Art von unschuldigem Leichtsinn und kecker Sicherheit; ich hatte ein Gefühl, wie wenn mich unter ihrem Schuß nichts Widriges noch Feindliches antasten dürfte. Die Sonne trat so eben hinter grauen und hochgelben Wolken hervor, sie beglänzte die herrliche Gegend, das alte Gemäuer, ach und vor Allem das frische Gesicht meiner Freundin.

„Erzählt mir Was aus Eurem Leben, von Eurer Wanderschaft und Abenteuern; Nichts hört sich lustiger als Reisen, wenn man's nicht selbst mitmachen kann.“ Es fehlte wenig, daß ich ihr nicht auf der Stelle mein ganzes übervolles Herz entdeckte; jedoch, um ungefähr zu prüfen, wie es mit dem ihrigen stehe, fing ich in einer Art von hoffnungsvollem Liebes-Uebermuth Verschiedenes von Frauengunst zu schwadroniren an, und wußte mich als einen auf diesem edlen Felde schon ganz erfahrenen Gesellen auszulassen.

Das Mädchen lächelte bei dem Allen getrost und still in sich hinein. Und nun, mein Kind, sagt' ich zulezt, wie denkt denn Ihr in Eurer Einsamkeit hier oben von diesem bösen Männervolk?

„Ich denke, sagte sie mit angenehmer Heiterkeit, wie eben jede Braut es denken muß: der Meine ist, so Gott will, noch der Beste von Allen.“

Das gab mir einen Donnerstreich auf's Herz.

Ich nahm mich möglichst zusammen. Ei so? — rief ich lachend und fühlte dabei wie mir ein bittrer Krampf das Maul krumm zog — „so? man hat auch schon seinen Holderstock? das hätt ich Ihr kaum zugetraut! Wer ist denn der Liebste?“

„Ihr sollt ihn kennen lernen, wenn Ihr noch ein paar Tage bleibt,“ versezte sie freundlich und ließ den Gegenstand schnell wieder fallen; ich fragte nicht lange warum. Sie fing nun an ausführlich von ihrem häuslichen Leben bei den zwei alten Leuten, von den lezten Bewohnern des Guts, insonderheit von einer seligen Freifrau Sophie, als ihrer unvergeßlichen Wohlthäterin zu reden. Mir war längst Hören und Sehen vergangen, mir saus'te der Kopf wie im Fieber. Ach Gott! ich hatte mich den lieben langen Nachmittag an diesem braunen Augenschein geweidet und gewärmt und mir so allgemach den Pelz verbrannt und weiter Nichts davon gemerkt! Und jezt, in Einem Umsehn, wie war mir geworden! unauslöschlichen heimlichen Jammer im Herzen! die tolle wilde Eifersucht durch alle Adern! Noch immer schwazte das Mädchen, noch immer hielt ich wacker aus mit meiner sauer-süßen Fratze voll edler Theilnehmung und schweifte in Gedanken schon meilenweit von hier im wilden Wald bei Nacht und Mondenschein das Bündel auf dem Rücken. Ein Blick auf meine nächste Zukunft vernichtete mich ganz: die ungeheure Verantwortung die auf mir lag, die

Unmöglichkeit meiner Rückkehr nach Hause, gerichtliche Verfolgung, Schmach und Elend, — das Alles that sich jezt wie eine breite Hölle vor mir auf.

Josephe hatte so eben geendigt. In der Meinung ein Fuhrwerk vom Thal her zu hören, sprang sie mit Leichtigkeit auf's nächste Mäuerchen und horchte, den Ast eines Ahorns ergreifend, ein Weilchen in die Luft. Noch Einmal verschlang ich ihr liebliches Bild — Ach so, dacht' ich, in eben dieser Stellung, aber mit freudiger bewegtem Herzen, wird sie nun bald ihren Liebsten erwarten! Ich mußte das Gesicht abwenden, ich drängte mit Mühe die Thränen zurück. Ein Zug von Raben strich jezt über unsern Häuptern weg, man hörte den kräftigen Schwung ihrer Flügel; es ging der Landesgränze zu; der Anblick gab mir neue Kraft. Ja, ja; sprach ich halblaut, mit Tagesanbruch wanderst du auch, du hast hier doch Nichts zu erwarten als neue Täuschungen, neuen Verdruß! Ich fühlte plötzlich einen namenlosen Trost als wenn es möglich wäre, mit Wandern und Laufen das Ende der Welt zu erreichen.

„Sie sind es nicht! des Müllers Esel waren's!" lachte Josephe und griff nach meiner Hand zum Niedersteigen. Sie sah mich an. „Mein Gast ist ernsthaft worden — warum?" — Ich antwortete kurz und leichtsinnig. Sie aber forschte mit sinnenden munteren Blicken an mir und begann: „So wie wir uns hier gegenüber stehen, sollte man beinah meinen,

wir kennten uns nicht erst von heute. Ja, aufrichtig gesagt, ich selbst kann diesen Glauben nicht los werden, und, meiner Sache ganz gewiß zu sein, war ich gleich Anfangs unhöflich genug und fragt' Euch um den Namen, glaubt mir, ich brauch ihn jezt nicht mehr. Um Euch indeß zu zeigen, daß man bei mir mit faulen Fischen nicht ausreicht, so kommt, ich sag' Euch was in's Ohr: — „Männchen! wenn Du ein Schneider bist, will ich noch heut Frau Schneidermeisterin heißen, und, Männchen! wenn Du nicht der kalte Michel bist, heißt das, Franz Arbogast aus Egloffsbronn, bin ich die dumme Beth von Jünneda" — hiemit kniff sie mich dergestalt in meinen linken Ohrlappen, daß ich laut hätte aufschreien mögen, — zugleich aber fühlte ich auch so einen herzlichen, kräftigen Kuß auf den Lippen, daß ich wie betrunken dastand. „Für diesmal kommt Ihr so davon!"- rief sie aus „Adieu, ich muß jezt kochen. Ihr bleibt nur hübsch hier und legt Euch in Zeiten auf Buße."

Nachdem ich mich vom ersten Schrecken ein wenig erholt, empfand ich zunächst nur die süße Nachwirkung des empfangenen Kusses. All' meine Sinne waren wie zauberhaft bewegt und aufgehellt; ich blickte wie aus neuen Augen rings die Gegenstände an, die ganz im Rosenlicht vor mir zu schwanken schienen. Wie gern wär' ich Josephen nachgeeilt, doch eine sonderbare Scham ließ mir's nicht zu. Dabei

trieb mich ein heimliches Behagen, die angenehmste Neugierde, wohin dies Alles denn noch führen möchte, unstät im Hofe auf und ab. Denn daß die unvergleichliche Dirne Mehr als ich denken konnte von mir wisse, daß sie, vielleicht im Einverständnisse mit ihren Leuten, irgend etwas Besonderes mit mir im Schilde führe, so viel lag wohl am Tage, ja mir erschien auf Augenblicke — ich wußte selbst nicht warum — die fröhlichste Gewißheit: alle mein unverdientes Mißgeschick sei seiner glücklichen Auflösung nahe.

Leider fand sich den Abend keine Gelegenheit mehr, mit dem Mädchen ein Wort im Vertrauen zu reden. Die Alten kamen unversehens an, schwazten, erzählten und packten Taufschmausbrocken aus; nur konnte ich bemerken, daß mich Josephe über Tisch zuweilen ernst und unverwandt, gleich als mit weit entferntem Geist, betrachtete, so wie mir nicht entgangen war, daß sie gleich bei der Ankunft beider Alten von diesen heimlich bei Seite genommen und eifrigst ausgefragt wurde. Es mußte der Bericht nach Wunsch gelautet haben, denn Eines nach dem Andern kam mit sehr zufriedenem Gesicht aus der Kammer zurück. Später, bei'm Gute-Nacht unter der Thür, drückte Josephe mir lebhaft die Hand. „Ich wünsche, sagte sie, daß Ihr Euch fein bis Morgen auf etwas Gut's besinnen mögt." — Lang grübelte ich noch im Bett über die Worte nach, vergeblich mein Gedächtniß quälend, wo mir denn irgend

einmal in der Welt diese Gesichtszüge begegnet wären, die mir bald so bekannt, bald wieder fremde däuchten. So übermannte mich der Schlaf.

Es schlug Ein Uhr vom Jünnedaer Thurm, als ich, von heftigem Durste gepeinigt, erwachte. Ich tappte nach dem Wasserkrug: verwünscht! er schien vergessen. Ich konnte mich so schnelle nicht entschließen, mein Zimmer zu verlassen um anderswo zu suchen was ich brauchte. Ich sank schlaftrunken in's Kissen zurück und nun entspann sich, zwischen Schlaf und Wachen, der wunderlichste Kampf in mir: stehst du auf? bleibst du liegen? Ich suche endlich nach dem Feuerzeug, ich schlage Licht, werfe den Ueberrock um und schleiche in Pantoffeln durch den Gang, die Treppe hinab... Ob ich Dies wachend oder schlafend that, — Das, meine Werthesten, getraue ich mir selbst kaum zu entscheiden; es ist das ein Punkt in meiner Geschichte, worüber ich trotz aller Mühe noch auf diese Stunde nicht in's Reine kommen konnte. Genug, es kam mir vor, ich stand im untern Flur und wollte nach der Küche. Die Aehnlichkeit der Thüren irrte mich und ich gerieth in ein Gemach, wo sich verschiedenes Gartengeräth, gebrauchte Bienenkörbe und sonstiges Gerümpelwerk befand; auch war an der breitesten Wand eine alte riesenhafte Landkarte von Europa aufgehängt (wie ich denn dieses Alles den andern Tag gerade so beisammen fand). Schon griff ich wieder nach der

Thüre, als mir auf einem langen Bret bei andern Gefäßen ein voller Essigkolben in die Augen fiel; das löscht doch besser wie das pure Wasser, dacht' ich, hub ihn herab und trank in unmenschlichen Zügen; es wurde mir gar nicht genug. Auf Einmal höre ich nicht weit von mir vernehmlich ein äußerst feines Stimmchen rufen; „He! Landsmann, zünd' er doch ein klein bissel hierher!" Ich sah mich allenthalben um und es rief wieder: „Da! daher, wenn's gefällig ist." So leuchte ich gegen die Karte hin, ganz nahe, und muß nun hier nicht ohne einige Verwunderung, ein Männlein sehen, auf Ehre, meine Herren, nicht größer als die Hälfte von meinem kleinen Finger! Natürlich also ein Elfe, und zwar der Kleidung nach ein simpler Bürgersmann aus dieser Nation, sein grauer Rock etwas pauvre und landstreichermäßig. Er hing oder vielmehr er stand wie angeklebt auf der Karte just an der südlichen Gränze von Holland. „Noch etwas näher das Licht, wenn ich bitten darf," sagte der kleine Kerl, „möcht' nur gelegentlich sehen, wie weit es noch bis an den Pas de Calais ist und unter welchem Grad der Länge und Breite ich bin." Nachdem der Bursche sich orientirt hatte, schien er zu einigem Diskurs nicht übel aufgelegt. Bevor ich ihn jedoch weiter zum Worte kommen ließ, bat ich ihn um den einzigen Gefallen, er möchte sich von mir doch auf den Boden niedersetzen lassen, „denn," sagte ich in allem

Ernst, „mir schwindelt, Euch in dieser Stellung zu sehen; habt Ihr doch wahrhaftig weit über Mückengröße und Gewicht, und wollt so mir nichts, dir nichts an der Wand hinauflaufen ohne zu stürzen! Hier ist meine Hand, seid so gut." — Statt aller Antwort machte er mit hellem Lachen drei bis vier Sätze in die Höhe, oder vielmehr, von meinem Standpunkt aus zu reden, in die Quere. „Versteht Ihr nun," rief er aus, „was Schwerkraft heißt, Anziehungskraft der Erde? Ei Mann, ei Mann, habt Ihr so wenig Bildung? Seht her!" Er wiederholte seine Sprünge mit vieler Selbstgefälligkeit. „Indessen wenn's Euch in den Augen weh thut, auf ein Viertelstündchen kommt mir's nicht an. Nur seid so gut, nehmt die Karte behutsam hüben und drüben vom Nagel und laßt sie allgemach sammt mir auf's Estrich herab, denn dies Terrain zu verlassen ist gegen meine Grundsätze." Ich that sofort mit aller Vorsicht wie er's verlangte; das Blatt lag ausgebreitet zu meinen Füßen und ich legte mich, um den Kameraden doch einigermaßen vor Augen zu haben, gerade vor ihm nieder, so daß ich ganz Frankreich und ein gut Stück vom Weltmeer mit meinem Körper zudeckte. Das Licht ließ er hart neben sich stellen, wo er denn ganz bequemlich an den untern Rand des Leuchters gelehnt, sein Pfeiflein füllte und sich von mir den Fidibus reichen ließ.

„Ich war nämlich, fing er an, vormals Feldmesser

in königlichen Diensten, verlor nachher durch allerlei Kabalen diesen Platz, worauf ich eine Zeitlang bei den Breitsteißlern diente (bei dieser Gelegenheit ließ ich mir sagen, daß es mehrere Volksstämme von Elfen gebe, die sich durch Leibesgröße gar sehr unterschieden; die kleinsten wären die Zappelfüßler, zu denen sich mein wackerer Feldmesser bekannte, dann kämen Heuschreckenritter, Breitsteißler und sofort, zulezt die Waidefeger, welche nach der Beschreibung ungefähr die Länge eines halben Mannsarms messen mögen) „nun aber," fuhr der kleine Prahlhans fort, „treib' ich meine Kunst privatim aus Liebhaberei, mehr wissenschaftlich, reise daneben und verfolge noch einen besondern Zweck, den ich freilich nicht Jedem unter die Nase binde." „Ihr habt," bemerkte ich, „bei diesen wichtigen Geschäften doch immer hübsch trockenen Weg." „All gut," versezte er, „aber auch immer trockene Kehle. Man findet hier nirgend einen Bach, geschweige ein ordentlich Wirthshaus. Den Mittag schien die Sonne so warm dort in dem Strich über Trier herein, daß ich beinah' verschmachtet wär' — Apropos, guter Freund, füllt doch einmal da meine Wanderflasche." „Unser Wein ist aber stark," sagt' ich, indem ich ihn mit einem Tropfen aus meinem Essigkrug bediente. „Macht Nichts" sprach er und soff mit Macht, wobei er das Mündlein ein wenig verzog. „Was übrigens" fuhr er nun fort „den Weg betrifft, zum Exempel

bei Nacht, ja lieber Gott, da ist Einer keinen Augenblick sicher ob er auf festem Erdreich geht oder im Wasser; Das wäre zwar in so weit einerlei, man macht da keinen Fuß nicht naß, hingegen ein Gelehrter, seht, es ist so eine Sache, man will sich keine Blöße geben, nicht einmal vor sich selbst. Wie's Einem aber wunderlich gehen kann! Ich lief neulich bei glockenhellem Tag unweit von der Stadt Andernach und sah so in Gedanken vor mich nieder und dachte an Nichts — auf Einmal liegt der grüne breite Rhein, wie'n Meer, vor meinen Füßen! ich wär' um ein Kleines hineinplumpt so lang ich bin! wie dumm! und stand doch schon eine halbe Viertelstunde davor mit ellenlangen Buchstaben deutlich genug geschrieben: Rhenus. Ich fiel vor Schrecken rückwärts nieder und dauerte zwei Stunden bis ich mich wieder besann und erholte." Aber, fragt' ich, habt Ihr denn nicht das Rauschen dieses Stroms von Fern gehört? „Gehorsamer Diener," antwortete er, „Mosje, so weit haben's eure Herren Landkartenmacher noch nicht gar gebracht; all' die Gewässer da, wie hübsch sie sich auch krümmen, machen nur stille Musik." Der Feldmesser schwieg eine Zeitlang und schien Etwas zu überlegen. „Hört" fing er wieder an „ich muß jezt doch mit meiner Hauptsache herausrücken. Ihr könntet mir einen Gefallen erweisen." Recht gern. „So sagt einmal, gibt es wohl sogenannte Osterkinder unter euch Menschen? und

wüßtet Ihr mir denn zu sagen, wie solche ungefähr aussehen?“ Gewiß, versezte ich. Der Feldmesser hüpfte vor Freuden hoch auf. „Jezt will ich Euch denn gleich vertrauen,“ sprach er weiter, „um Was es mir eigentlich ist. Merket wohl auf. Euch ist bekannt wo Jünneda liegt, unweit vom Irmelschloß. Nun müßt Ihr wissen, haus't in jenen Landen der Waidefegerkönig, ein stolzer habgieriger Fürst, nur immerfort auf Raub und Plünderung bedacht, bestiehlt sogar das Menschenvolk nächtlicher Weis' und schleppt ihr Gold nach seinem uralten Schatze — nun ja, was stiert Ihr mich so an? es ist doch wahr; die Waidefeger wittern das Gold. So soll erst neulich wieder eine gräuliche Geschichte passirt sein, daß sich die Spitzbuben hinter ein Fuhrwerk machten, und leerten einem Reisenden, Gott straf mich, den Goldsack zwischen den Füßen aus! Ja, sag' ich Euch, die haben ihre Pfiffe, die kommen einem Wagen wie der Bliz von unten bei, setzen sich rittlings auf die Langwied, durchgraben den Boden und schütteln den Dotter heraus — das Gelbe vom Ei, wie sie zu sagen pflegen, was Weißes ist, das Silbergeld, lassen sie liegen.“ „Wo aber tragen sie's denn hin, um's Himmelswillen? wo hat der König sein Schatzgewölb?“ „Beim Sirchen, ja“ antwortete der Feldmesser „Das sollt' ich eben wissen. Versteht, es hat mit diesem Schatz seine besondere Bewandtniß. Der Grundstock ist von Menschenhand gelegt, vor vielen hundert

Jahren; von der bösen Frau Irmel habt Ihr ja gehört — ich kenn' sie wohl und sie mich auch, mir thut sie nichts zu Leide. Nun also, die soll noch zu ihren Lebzeiten eine Kiste mit einem braven Nothpfennig wo eingemauert haben — das war zu Krachmandels Zeiten, des ältesten Waidfegerkönigs. — Nicht lange stand es an, so kam auch schon das Waidheer dahinter. Der König legte gleich Beschlag darauf und machte das Gewölb zu seiner Schatzkammer, wo man sofort alle kostbare Beute verwahrte, unter Anderem auch die große Irmelskette, welche Krachmandulus II. mit erstaunlicher Arbeit und Mühe in zweien Stücken aus dem sandigen Bette der Sichel herausschaffen lassen. Der Irmel-Geist hat seitdem keine Ruhe und sucht die Kette und kann sie nicht finden. Nun aber geht im Volk noch heut' eine uralte Sage; es heißt: ein Menschenjüngling würde dereinst das Kleinod an's Tageslicht bringen und wiederum zusammenfügen, dann wäre auch der Geist erlös't; der Jüngling aber müsse als ein Osterkind geboren sein, die seien äußerst rar und käme oft in hundert Jahren kaum Eins zur Welt. Ich meinerseits jedoch bin, unter uns gesagt, entschlossen den rechten Mann irgendwo aufzugabeln und wär's am Ende der Welt. Ich habe mich deßhalb hier auf die Bahn gemacht, um vorläufig die Wege einzulernen und die Strapazen einer solchen Reise, Hunger und Durst ein wenig zu

gewöhnen. Mein Glück ist gemacht auf Zeitlebens, wenn es gelingt, und Euch soll's nicht gereuen, wenn Ihr mir Rath und Beistand leisten wollt."

Ich wollte ihm so eben antworten, als er, das Köpfchen schnell zur Seite drehend und in die Ferne horchend, mir Stillschweigen zuwinckte. „Der Waidekönig gibt heute ein Fest; ich höre sie von Weitem jubeln."

Wo denn?

Er deutete links in die Ecke der Karte hinauf. Nun waren hier, wie man es auf älteren Augsburger Blättern gewöhnlich bemerkt, zur Verzierung des Titels verschiedene Schildereien angebracht und kolorirt; gewisse Symbole der Kunst, Zirkel und Winkelmaß an den mächtigen Stamm einer Eiche gelehnt, hinter dem ein Stück Landschaft hervorsah, ein Thal mit Rebenhügeln und dergleichen; im Vordergrund eine gebrochene Weinbergmauer.

„Seht ihr noch Nichts?"

Wo denn, zum Henker?

„Unten im Thal!"

Nicht eine Spur!

„So seid Ihr blind, in's Kukuks Namen!"

Jezt kam es mir wahrhaftig vor, als wenn die Landschaft Leben annähme, die matten Farben sich erhöhten, ja Alles schien sich vor mir auszudehnen, zu wachsen und zu strecken, der Länge wie der Breite nach, die Formen schwollen und rundeten sich, die Eiche rauschte in der Luft, zugleich vernahm ich ein

winziges Tosen, Schwirren und Klingen von jubelnden, singenden Stimmchen, das offenbar aus der Tiefe herkam.

„Stellt Euer Licht bei Seit," rief mir der Feldmesser zu „oder löscht's lieber gar aus! der Mond ist ja schon lang herauf." Ich that wie er befahl und jezt ließ freilich Alles noch hundertmal schöner. Als ich aber vollends den Kopf über's Mäuerchen streckte — o Wunder! seh' ich das lieblichste Thal sehr artig und festlich erleuchtet, mit kleinen Gezelten und tausend gepuzten, gepützelten Leutchen bedeckt, die aber immerhin eine ziemlich ansehnliche Größe hatten, sehr schlank und wohlgebaute Puppen. Es war ein unendliches Drängen. Der meiste Theil bestand aus Landleuten, welche mit Kübeln und Butten zwischen den Kufen umsprangen. Also eine Weinlese, und eine königliche zwar! Denn auf der Seite sah man die vollbesezten Tafeln der Vornehmen vom Hofe, ein Zelt vor allen stach hervor, es schien aus blendendweißen Herbstfäden gewoben, mit grünseidnen Draperien behängt, das denn im Mond- und Fackelschein auf's Herrlichste glänzte. Mein guter Feldmesser war neben mir auf einen untern Ast der Eiche geklettert, wo er kommode Alles übersah. Ich hatte gerade den König entdeckt und meine Augen suchten just die Königin, da ruft mir mein Begleiter zu: „Seht! Seht!" und deutet in die Luft nach einer neuen Erscheinung, welche zugleich von der ganzen kleinmächtigen Menge mit

Freudengeschrei und aufgeworfenen Mützen begrüßt wird. Wie muß ich erstaunen, wie hüpft mir das Herz vor kindischer närrischer Freude, als ich den goldnen Hahn vom Jünnedaer Kirchthurm mit der großen Uhrtafel in den Klauen daherfliegen sehe! Der arme Tropf flog sichtbar angestrengt, seine Flügel klirrten erbärmlich. Indessen merkt' ich bald Was daraus werden sollte: es galt ein Festschießen und hier kam die Scheibe. Der Vogel erreichte die Erde, sezte die Tafel in Mitten eines länglicht umschränkten Platzes und ließ zugleich zwei Eisen (die Zeiger der Uhr ohne Zweifel) aus seinem Schnabel fallen, welche alsbald von mehreren Edlen betrachtet, in der Hand gewogen und wie es schien verdrießlich als ein paar unförmliche Wurfspieße wieder weggelegt wurden. Die Schützen zogen dagegen ihre silbernen Bogen hervor, Alles ordnet sich, das Ziel ist gerichtet, der Hahn amtspflichtlich stellt sich dahinter. Er kräht bei jedem Schuß die betreffende Zahl und die Ringe. Die Lust und der Jubel ging nun erst recht los. Die Majestät selber verschmähte nicht, den Bogen einmal zu versuchen und ob sie gleich ganz abscheulich fehlschoß, ja sogar den Rufer blutig verlezte, so schrie derselbe doch, anständig seinen Schmerz verbeißend, mit lauter Stimme: „Zwölf in die Minut'!" was hier noch höher als das Schwarze galt. Unmäßiger Beifall erscholl aus den Reihen, derweil der Gockel sich insgeheim den Pfeil aus dem Schwanze

zog. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Mein Feldmesser raunte mir zu: auf die Scheibe sei der König nie glücklich gewesen; vor zweien Jahren sei der gleiche Fall begegnet und man wolle wissen, es habe damals der Monarch, als ihm sein Hofnarr die wahre Bewandtniß mit dem Meisterschuß in's Ohr gesagt, die edle Delikatesse des Thurmhahns so wohl vermerket, daß er dessen allerunterthänigstes Gesuch, ihm seine längst unscheinbar gewordene Vergoldung erneuern zu lassen, nicht nur ohne Weiteres bewilligt, sondern ihm überdies Titel und Rang eines geheimen Wetter- und Kirchenraths gnädigst verliehen habe. — Es fielen mehr dergleichen lustige Streiche vor, doch leider war ich es selbst, welcher die ganze Herrlichkeit verstörte. Ich konnte nämlich bei andauerndem entsetzlichen Durste unmöglich der Versuchung widerstehn, den Arm in's Thal zu strecken und mir eine der größte mit rothem Most gefüllten Kufen zu holen, die ich auch unbekümmert um das rasende Zetergeschrei, das in der Tiefe losbrach, geschwind ausgetrunken hatte, nur eben wie man einen Becher leert. „Wir sind verloren!" rief der Feldmesser aus, rutschte vom Baum und war nicht mehr zu sehen. „Heidoh!! Heidoh!" scholl's aus dem Thal, „ein Menschenungeheuer auf der Höhe! Weh, weh! bei der heiligen Eiche! beim heiligen Krachmandelbaum!" „Auf, tapfre Recken!" rief eine stärkere Stimme: „rettet! rettet! dort ist mein Schatzgewölbe! des Königs heiliger

Schatz!" Ein wüthendes Getrappel kam jezt über Stock und Stein den Berg herauf. Ich dachte an ein groẞes Hornißheer, ließ schnell den Becher fallen und entfloh.

Wie ich auf meine Stube, wie ich in's Bett gelangte weiß ich nicht. Das weiß ich, daß ich mir die Augen rieb und nur geträumt zu haben glaubte.

Es war so eben heller Tag geworden. Das sonderbare Nachtgesicht beschäftigte mich sehr. Der Leuchter stand auf meinem Tisch, die Thür war ordentlich verriegelt, hingegen fehlte der Wasserkrug richtig und meinen Durst schien ich gestillt zu haben, denn wirklich, er war ganz verschwunden. Auf jeden Fall hat mir in meinem Leben kein Traum einen so heitern Eindruck hinterlassen wie dieser; ich konnte nicht umhin die glücklichste Vorbedeutung darin zu erblicken.

Mein Frohmuth trieb mich aus dem Bette, so früh es auch noch war. Ich zog mich an und pfiff dabei vergnüglich in Gedanken. Von ungefähr kommt mir mein leerer Beutel in die Hand und in der That ich konnte ihn diesmal mit größter Seelenruhe betrachten. An seinem ledernen Zugbande hing ein alter, schlichter, oben und unten offener Fingerhut, den ich als ehrwürdigen Zeugen einer kindlichen Erinnerung seit vielen Jahren aus Gewohnheit, um nicht zu sagen aus Aberglauben, immer bei mir trug. Indem ich ihn ansehe ist's, als fiel' es mir wie

Schuppen von den Augen, ich glaubte mit Einmal zu wissen, warum mir Josephe so äußerst bekannt vorgekommen, ja was noch sonderbarer — ich wußte wer sie sei. „Bei allen Heiligen und Wundern!“ rief ich aus und meine Knie zitterten vor Schrecken und Entzücken, „es ist Aennchen! mein Aennchen und keine Josephe!

Es drang mich fort — hinunter: unwissend Was ich wollte oder sollte, schoß ich, baarfüßig, wie von Sinnen den kalten Gang auf und nieder; ich preßte, mich zu fassen, die Hand auf meine Augen — „Sie kann's nicht sein!“ rief ich: „du bist verrückt! ein Zufall hat sein Spiel mit dir — und doch....“ Ich hatte weder Ruhe noch Besinnung, alle die Wenn und Aber, Für und Wider bedächtig auszuklauben, nein, auf der Stelle, jezt im Augenblick, durch's Mädchen selbst wollt' ich Gewißheit haben; mein Innerstes lechzte und brannte nach ihr, nach ihrem lebendigen Anblick! Ich war die Treppe hinabgeschlichen und hatte im Vorbeigehn einen Blick in das Gemach geworfen, wo die Landkarte hing, — allein was kümmerte mich jezt das Teufelszeug! ich spürte nach des Mädchens Kammer: umsonst, noch rührte sich kein Laut im ganzen Hause. Ich konnte doch wahrhaftig nicht, als wäre Feuer im Dach, die Leute aus den Betten schrein, um nachher, wenn ich mich betrogen hätte, als ein Wahnsinniger vor ihnen dazustehn. Ich ging zurück nach meinem Zimmer,

warf mich in voller Desperation auf's Bett und begrub mein Gesicht in die Kissen.

Doch es ist Zeit zu sagen, Was mir so plötzlich eingekommen war.

In meiner Vaterstadt zu Egglofsbronn, als meine Mutter sich, bereits als Wittwe, sehr knapp mit mir in ein Oberstübchen hinter'm Krahnen zusammengezogen gehabt (ich war damals acht Jahre alt), wohnte mit uns im gleichen Haus ein Sattlermeister, ein liederlicher Kerl, der Nichts zu schaffen hatte und, weil er etwas Klarinet verstand, Jahr aus Jahr ein auf Dorfhochzeiten und Märkten herumzog. Sein junges Weib war ebenfalls der Leichtsinn selber. Sie hatten aber eine kleine Pflegetochter, ein gar zu schönes Kind, mit welchem ich ausschließlich Kameradschaft hielt. An einem schönen Sonntag Nachmittag, wir kamen eben aus der Kirche von einer Trauung her, ward von dem Pärchen ernstlich ausgemacht, daß man sich dermaleinst heirathen wolle. Ich gab ihr zum Gedächtniß dieser Stunde ein kleines Kreuz von Glas, sie hatte nichts so Kostbares in ihrem Vermögen und heute noch kann ich es spüren wie sie mich dauerte, als sie mir einen alten Fingerhut von ihrem Pfleger, an einem gelben Schnürchen hängend, übermachte. — Allein es sollte dieses Glück sehr bald grausam genug zernichtet werden. Im folgenden Winter nach unserer

Verlobung brach in der Stadt eine Kinderkrankheit aus, die man in dieser Gegend zum ersten Male sah. Es war jedoch nicht mehr noch weniger als das bekannte Scharlachfieber. Die Seuche räumte gräulich auf in der unmündigen Welt. Auch meine Anne wurde krank. Mir war der Zutritt in die untere Kammer, wo sie lag, bei Leib und Leben untersagt. Nun ging es eben in die dritte Woche, da kam ich eines Morgens von der Schule. Weil meine Mutter nicht daheim, der Stubenschlüssel abgezogen war, erwartete ich sie, Büchlein und Federrohr im Arm, unter der Hausthür und hauchte in die Finger, denn es fror. Auf einmal stürmt die Sattlersfrau mit lautem Heulen aus der Stube: so eben hab' ihr Aennchen den lezten Zug gethan! — Sie rannte fort, wahrscheinlich ihren Mann zu suchen. Ich wußte gar nicht wie mir war. Es wimmelten just so dicke Flocken vom Himmel; ein Kind sprang lustig über die Gasse und rief wie im Triumph: 's schneit Müllersknecht! 's schneit Müllersknecht! 's schneit Müllersknecht! Es kam mir vor, die Welt sei närrisch worden und müsse Alles auf den Köpfen gehn. Je länger ich aber der Sache nachdachte, je weniger konnte ich glauben, daß Aennchen gestorben sein könne. Es trieb mich, sie zu sehn, ich faßte mir ein Herz und stand in wenig Augenblicken am ärmlichen Bette der Todten, ganz unten, weil ich mich nicht näher traute. Keine Seele war in der Nähe. Ich weinte

still und ließ kein Aug' von ihr und nagte hastig hastig an meinem Schulbüchlein.

„Schmeckt's Kleiner?“ sagte plötzlich eine widrige Stimme hinter mir; ich fuhr zusammen wie vor'm Tod und da ich mich umsehe, steht eine Frau vor mir in einem rothen Rock, ein schwarzes Häubchen auf dem Kopf und an den Füßen rothe Schuhe. Sie war nicht sehr alt, aber leichenblaß, nur daß von Zeit zu Zeit eine fliegende Röthe ihr ganzes Gesicht überzog. „Was sieht man mich denn so verwundert an? Ich bin die Frau von Scharlach! oder, wie der liebwertheste Herr Doktor sagen, die Fee Briskarlatina!“ *) Sie ging nun auf mein armes Aennchen zu, beugte sich murmelnd über sie, wie segnend, mit den Worten:

„Kurze Waare,
Rother Tod;
Kurze Noth
Und kurze Bahre!“

„Wär' Numero Drei und Siebenzig also!“ Sie schritt vornehm die Stube auf und ab, dann blieb sie plötzlich

*) Viele Jahre nachher als ich diese Geschichte gelegentlich vor einer Gesellschaft erzählte, that sich ein junger Arzt gar viel auf die Entdeckung zu gut: daß jene Worte nichts als eine sonderbare Verstümmelung des lateinischen Namens Febris scarlatina seien. Der nämliche Gelbschnabel sezte mir gar gründlich auseinander, die ganze Erscheinung sei ein bloßes Phantasma gewesen, der fieberhafte Vorbote meiner bereits erfolgten Ansteckung. Auf gleiche Weise pflege sich in Ungarn das gelbe Fieber öfters anzukündigen.

Anmerkung des Hofraths.

vor mir stehn und klopfte mir gar freundlich kichernd auf die Backen. Mich wandelte ein unbeschreiblich Grauen an, ich wollte entspringen, wollte laut schreien, doch kein's von Beiden war ich im Stande. Endlich, indem sie steif und strack auf die Wand losging, verschwand sie in derselben.

Kaum war sie weg, so kam Frau Lichtlein zur Thüre herein, die Leichenfrau nämlich, ein frommes und reinliches Weib, das im Rufe geheimer Wissenschaft stand. Auf ihre Frage: wer so eben da gewesen? erzähle ich's ihr. Sie seufzte still und sagte, in dreien Tagen würd' ich auch krank sein, doch soll ich mich nicht fürchten, es würde gut bei mir vorübergehn. Sie hatte mittlerweilen das Mädchen untersucht, und ach, wie klopfte mir das Herz, da sie mit einigem Verwundern für sich sagte: „Ei ja! ei ja! noch warm, noch warm das Herzlein! Laß sehn, mein Söhnchen, machen eine Probe; kann ja nicht schaden, machen eine Probe!“ Sie zog zwei kleine Aepfel aus der Tasche, weiß wie das schönste Wachs, ganz ungefärbt und klar, daß man die schwarzen Kern' beinah durchschimmern sah. Sie legte der Todten in jede Hand Einen und steckte sie unter die Decke. Dann nahm sie ganz gelassen auf einem Stuhle Platz, befragte mich über verschiedene Dinge: ob ich auch fleißig lerne und dergleichen; sie sagte auch, ich müßte Goldschmied werden. Nach einer Weile stand sie auf: „Nun laß uns nach den Aepfeln sehn, ob sie nicht

Bäcklein kriegen, ob sich der Gift hineinziehn will.“ Sie nahm ganz sachte die wunderbaren Früchte hervor: — ach lieber Gott! weit weit gefehlt! kein Tüpfchen Roth, kein Striemchen war daran. Frau Lichtlein schüttelte den Kopf, ich brach in lautes Weinen aus. Sie aber sprach mir zu: „Sei wacker mein Söhnchen, und gib dich zufrieden, es kann wohl noch werden.“ Sie hieß mich aus der Stube gehn, nahm Abschied für heute und schärfte mir ein, keinem Menschen zu sagen Was sie gethan.

Auf der Treppe kam mir meine Mutter entgegen. Sie schlug die Hände über'm Kopf zusammen, daß ich bei Aennchen gewesen. Sie hütete mich nun auf's Strengste und ich kam nicht mehr aus der Stube. Man wollte mir am andern Tag verschweigen, daß meine Freundin gegen Abend beerdigt werden solle; allein ich sah vom Fenster aus wie der Tischler den Sarg in's Haus brachte. (Der Tischler aber war ein Sohn der Leichenfrau.) Jezt erst gerieth ich in Verzweiflung und war auf keine Art zu trösten. Darüber kommt die Sattlersfrau herauf, meine Mutter geht ihr vor die Thür entgegen und jene fängt zu lamentiren an, ihr liederlicher Mann sei noch nicht heimgekommen, sie sei in großer Noth, sie habe keinen Kreuzer Geld daheim und dergleichen. Ich unterdessen, aufmerksam auf jede Bewegung im unteren Hause, hatte den Schemel vor ein kleines Fensterchen gerückt, welches nach hinten zu auf einen

dunkeln Winkel sah, wohinaus auch das Fenster jener Kammer ging, in welcher Aennchen lag. Ich sehe einen Mann da unten stehn, dem Jemand einen langen schweren Pack mit einem gelben Teppiche umwickelt zum Fenster hinausreicht. Ahnung durchzuckte mich, freudig und schauderhaft zugleich: ich glaubte Frau Lichtlein reden zu hören. Der Mann entfernte sich schnell mit seinem Pack. Gleich darauf hörte ich hämmern und klopfen, ohne Zweifel wurde der Sarg zugeschlagen. Die Mutter kam herein, nahm Geld aus dem Schranke und gab es dem Weib vor der Thüre. Ich hütete mich wohl, etwas von Dem zu sagen was eben vorgegangen war; im Stillen aber hegte ich die wunderbarste Hoffnung, ja als der Leichenzug anging und Alles so betrübt aussah, da lachte ich heimlich bei mir, denn ich war ganz gewiß, daß Aennchen nicht im Sarge sei, daß ich sie vielmehr bald lebendig wieder sehen würde.

In der folgenden Nacht erkrankte ich heftig, redete irre und seltsame Bilder umgaukelten mich. Bald zeigte mir die Leichenfrau den leeren Sarg, bald sah ich, wie sie sehr geschäftig war den rothen Rock der bösen Fee, sammt ihren Schuhen, in den Sarg zu legen bevor man ihn verschloß. Dann war ich auf dem Kirchhof ganz allein. Ein schönes Bäumchen wuchs aus einem Grab hervor und ward zusehends immer größer, es fing hochroth zu blühen an und trieb die prächtigsten Aepfel. Frau Lichtlein trat

heran: „Merkst du?“ sprach sie: „das macht der rothe Rock, der fault im Boden. Muß gleich dem Todtengräber sagen, daß er den Baum umhaue und verbrenne: wenn Kinder von den Früchten naschen, so kommt die Seuche wieder aus.“

Dergleichen wunderliches Zeug beschäftigte mich unaufhörlich so lang die Krankheit dauerte und selbst nachher war ich noch auf die sonderbarste Art dadurch beunruhigt. Ich konnte daher nicht umhin, mich meiner Mutter zu entdecken, ihr namentlich auch Das was ich in jener Kammer noch bei gesunden Sinnen erlebte, getreulich zu erzählen, da sie mich denn belehrte, dies wären lauter thörichte und kranke Hirngespinnste, an die ich gar nicht weiter denken müßte. Zuletzt gab ich ihr Recht: denn leider kam kein Aennchen mehr zum Vorschein. Uebrigens wurde mir später versichert, das liebe Kind wäre bei einer besseren Behandlung von Seiten seiner Angehörigen vielleicht gerettet worden, doch beide Pflege-Eltern wären der armen Waise längst gern los gewesen. —

Wir kehren zum grauen Schlößchen zurück.

Ich war so sehr in die Vergangenheit vertieft, daß ich einige Zeit die lebhafte Bewegung, die sich indeß unten in der Wohnung des Schloßvogts verbreitete, ganz überhörte. Jetzt spring' ich auf, kleide mich vollends an und eile hinab.

Von Weitem schon vernehme ich die heftige Stimme der Alten im Innern der Stube. Es war ein

lamentirendes Verwundern, Schelten und Toben, worin der Vogt zuweilen einen derben Fluch mischte. Ich stutze, bleibe stehn. „Der Spitzbub!“ hieß es innen — der keinnützige Schuft! Vierhundert Dukaten! Sag' mir ein Mensch, ist Das erhört? drum hat er gleich von Anfang seine Profession verläugnet! Du meine Güte, was sind wir doch Narren gewesen!“

Nun hatt' ich genug. Mein Blut schien still zu stehen. — Am äußern Hofthor stand ein junger, gutgekleideter Mann: er kehrte mir den Rücken zu, indem er einen Buben, der draussen Ziegen hütete, mit eifrigen Geberden zu sich her winkte; er gab ihm einen Auftrag, wie es schien, sehr dringend, und rief dem Knaben, da er schon im Laufe war, noch halblaut nach: „Sie sollen doch in's Teufels Namen machen! und ja die Fußeisen mitbringen! hörst du?“ — — Man denke sich meine Bestürzung! Besinnungslos klink' ich die Thüre auf und trete in die Stube. Blos beide Eheleute sind zugegen. Kein rechter Gruß, kein Blick wird mir gegönnt. Ein frisches Zeitungsblatt liegt auf dem Tisch, welches der Schloßvogt hurtig zu sich steckt, ich denke mir im Nu was es enthält. Er geht hinaus, ohne Zweifel dem jungen Manne zu melden, daß ich schon unten sei.

„Ihr habt Besuch bekommen?“ fragte ich, um nur Etwas zu reden, mit erzwungenem Gleichmuth die Alte. „Meiner Nichte Bräutigam!“ versezte sie kalt und fing mit recht absichtlichem Geräusch, um

jedes weitere Gespräch zu hindern, Hanfkörner zu zerquetschen an, dem Distelfinken zum Frühstück. Ich hatte in meiner Verwirrung nach einem Buch gegriffen (ein Kochbuch war's, wenn ich nicht irre): dahinter wühlten meine Blicke sich schnell durch ein Rudel von tausend Gedanken hindurch. Reiß' ich aus? Halt ich Stand? Vielleicht wäre Ersteres möglich gewesen; der beiden Männer hätt' ich mich zur Noth erwehrt; allein was half mir eine kurze Flucht? Und in der That ich fühlte mich bereits durch die Nothwendigkeit erleichtert, endlich ein offenes Geständniß abzulegen. Dessenungeachtet war mein Zustand fürchterlich. Nicht die Nähe meiner schmachvollen Verhaftung, nicht die Sorge, wie ich mich in einem so äußerst verwickelten Falle von allem Verdacht würde reinigen können — nein, einzig der Gedanke an Josephe war's, an Aennchen, was mich in diesen Augenblicken fast wahnsinnig machte, der unerträgliche Schmerz, dieses Mädchen, sie sei nun wer sie wolle, als die Verlobte eines Andern zu denken, und eines Menschen zwar, welcher das schadenfrohe Werkzeug meiner Schmach, meines Verderbens werden sollte! Wußte sie etwa selbst um den verfluchten Plan? Unmöglich! doch für mein Gefühl, für meine Leidenschaft, indem ich sie mit dem verhaßten Kerl in Eins zusammenwarf, war sie die schändlichste Verrätherin. Liebe, Verachtung, Eifersucht gohren im Aufruhr aller meiner Sinne dermaßen

durcheinander, daß ich mich wirklich aufgelegt fühlte, das Mädchen mit eigener Hand aufzuopfern, den Kerker, welchem ich entgegenging, durch ein Verbrechen zu verdienen und so mein Leben zu verwirken, an welchem mir nichts mehr gelegen war.

Die Alte war inzwischen ein paarmal in die Kammer nebenan gegangen; so eben kam sie wieder heraus, zog die Thüre still hinter sich zu und ging nach der Küche. Schnell, wie durch Eingebung getrieben, spring' ich jezt auf die Kammer zu und öffne ganz leise. Niemand ist da. Ich sehe eine zweite Thür, ich trete unhörbar über die Schwelle und bin durch einen Anblick überrascht, vor dem mein ganzes Herz wie Wachs zerschmilzt. Denn in dem engen, äußerst reinlichen Gemach, das ich mit Einmal überblickte, lag die Schöne am Fuße ihres Betts halbknieend hingesunken, die Arme auf den Stuhl gelegt, die Stirn auf beide Hände gedrückt, wie schlafend, ohne Bewußtsein; Gewand und Haare ungeordnet, so daß es schien, sie hatte kaum das Bett verlassen, als jene Nachricht sie betäubend überfiel.

Ich wagte nicht, die Unglückliche anzusprechen, ich fürchtete mich, in ihr Antlitz zu sehn. Aber Sehnsucht und Jammer durchglühten mir innen die Brust, von selber streckt mein Arm sich aus, von selbst bewegen sich die Lippen — „Aennchen!" sagt' ich — es war kein Rufen, es war nur ein Flüstern gewesen: dennoch im nämlichen Moment richtet die Schlummernde

den Kopf empor; sie schaut, noch halb im Traum, nach mir herüber, der ich bewegungslos da stehe; nun aber wie durch Engelshand im Innersten erweckt, steht sie auf ihren Füßen, schwankt — und liegt an meinem Halse.

So standen wir noch immer fest umschlungen, als es im Hofe laut und lauter zu werden begann. Tosende Stimmen durcheinander, ein Eilen und ein Rennen hin und her — das Alles hörte ich und hörte nichts von Allem. Jezt kommt man heran durch die Zimmer, jezt reissen sie die lezte Thüre auf — ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens! Das Mädchen wie in Todesangst drückt mich gewaltsamer an sich, dann sinkt sie erschaudernd plötzlich zusammen und fremde Hände fassen die Ohnmächtige auf. Vor meinen Augen wird es Nacht; ich fühle mich unsanft hüben und drüben beim Arme ergriffen und wie im Sturm hinweggeführt nach einem finstern Gange, dann abwärts einige Stufen, wo eine Thür sich öffnet und alsbald donnernd hinter mir zuschlägt.

Ich hatte mich in kurzer Zeit wieder gesammelt. Es war ein förmliches Gefängniß, worin ich mich nunmehr befand: dunkel und moder-feucht und kalt. Die Sichel, von dem Regen angeschwollen, braus'te wild in der Tiefe. Ich überdachte meine Lage schnell. So unerfreulich sie auch schien, sie konnte doch unmöglich lange dauern. Und was mich über Alles tröstete, fürwahr ich brauchte das nicht weit in

Gedanken zu suchen. Denn wenn es mir auch anfangs nur wie eine dämmernde Erinnerung vorschwebte, daß ich das geliebteste Mädchen vor wenig Augenblicken noch an diese Brust gedrückt, so gab ein nie gefühltes Feuer, das mir noch Mark und Bein heimlich durchzuckte, das seligste Zeugniß, daß dieses Wunder nicht ein eitles Blendwerk gewesen sein könne; ein Uebermaß von Hoffnung und Entzücken riß mich vom Boden auf und machte mich laut jauchzen.

Bald aber, da Stunde um Stunde verging und es schon weit über Mittag geworden war, ohne daß sich ein Mensch um mich bekümmerte, stellten sich Ungeduld, Verdruß, Zweifel und Sorge bei mir ein. Für meinen Hunger hatte man durch ein Stück schwarzen Brods, das ich nebst einem Wasserkrug in der Mauer entdeckte, zwar hinreichend gesorgt und ich verzehrte es mit großer Gier; doch eben diese reichliche Vorsorge ließ befürchten, daß ich für heute wenigstens aus diesem Loche nicht loskommen würde, daß ich vielleicht die Nacht hier zuzubringen hätte. Ich läugne nicht, mir war diese Aussicht entsetzlich. Denn, hatte nicht vielleicht jene verruchte Irmel in eben diesen Mauern ihr blutiges Ende genommen? Wie, wenn es ihr einfiele diese Nacht ihr altes Quartier einmal wieder zu sehen? Mir rieselte es kalt den Rücken hinunter bei solchen Gedanken. Dabei wird man begreifen, daß es mir unter diesen Umständen keine sehr angenehme Distraktion gewährte,

der Frechheit zweier Ratten zuzusehen, die sich auf den Rest meines Mittagmahls bei mir zu Gaste luden.

Es schlug vier Uhr vom Schloß; ich wollte fast vergehen. Auf einmal aber rasselten die Riegel. Der Schloßvogt öffnete, Verwirrung und Verlegenheit im Blick. „Der gnädig' Herr ist angekommen; er schickt mich, Euch zu holen."

Ich folgte dem Vogt nach dem vordern Hausflur, wo er mich warten hieß. Zu meinem Aerger standen hier verschiedene gemeine Leute herum, die sich ihrem Gebieter zu präsentiren wünschten: der Pächter sammt dem Schäfer und dergleichen. Sie gafften mich wie einen armen Sünder an und zischelten einander in die Ohren; ich machte ihnen aber ein Gesicht wie ein Panduren-Oberst und sah sie mit dem Rücken an.

Es dauerte nicht lang so kam, gestiefelt und gespornt, vom Stalle her ein kleiner, blasser, ältlicher Herr mit großen blauen Augen, in Begleitung einer schneeweißen Dogge, durch deren gewaltige Größe die kurze Gestalt ihres Herrn nur desto auffallender wurde. Er sah mich im Vorbeigehn scharf so von der Seite an, sprach mit den Andern ein paar gütige Worte, ließ abermals den Blick auf mich herübergleiten und war schon im Begriff die Leute zu entlassen. In diesem Augenblick gewahre ich den jungen Mann, der sich am Morgen mit so vielem

Eifer meiner Person versichern wollen und den man mir als Aennchens Bräutigam bezeichnet — Aber wo nehm' ich Worte her, um mein Erstaunen, mein Entsetzen auszudrücken, als ich beim zweiten Blick meinen Juden in ihm erkannte! — — Unfühlend wo ich stand, und des Respekts vergessend, den ich der Gegenwart des gnädigen Herrn schuldig war, werf' ich mich auf den Burschen mit einer Wuth, mit einer Schnelligkeit, wie kaum ein Tiger sich auf seine sichere Beute stürzt. „Vermaledeiter Dieb! so hab' ich dich!" und packt' ihn kräftig bei der Kehle. Eine Todtenstille entstand. Entsetzen hielt das Gesindel gebannt. Der alte Herr blickte unwillig verlegen zu dem Auftritt und einem allgemeinen Murren folgte unmittelbar der wildeste Tumult. Man wollte mit Gewalt mir meinen Feind entreißen, von dessen Gurgel meine Hand nicht loszubringen war und hätten die Kerl mich in Stücke zerrissen. Die kreischende Stimme des Freiherrn allein war im Stande, mich zur Vernunft zurückzuführen. In Kurzem ward es ruhig.

„Faßt Euch, Herr Peter!" — sagte der Patron zu meinem Gegenpart, der mich erhizt und keuchend mit weinerlichem Lachen angrins'te, — „ich hoffe, dieser allzurasche Jüngling wird Euch seiner Zeit den gröbsten Irrthum abzubitten haben — indeß, Herr Schulzensohn, seid Ihr einmal entschieden angeklagt und werdet Euch gefallen

lassen, in Mitten dieser Leute hier Euch zu gedulden, bis ich mit Jenem fertig bin."

Der Schloßvogt führte mich nun auf Befehl des Herrn hinauf in den Saal, wo er mich gleich wieder verließ. Ich hatte vor lauter Erwartung kaum einige Aufmerksamkeit auf Dasjenige was mich hier umgab. Alte gewirkte Tapeten mit wunderbaren Schildereien, zwei lange Reihen von Porträts bedeckten die Wände; ein ungeheures Fenster umfaßte die prächtigste Aussicht. Dessenungeachtet wurde mir die Weile ziemlich lang. Endlich ging eine Flügelthüre auf und Herr Marcell von Rochen trat herein in feierlicher, sonderbarer Tracht. Er war in Reitstiefeln so wie vorher; sein übriger Einband jedoch erinnerte mich auf der Stelle an mein Schatzkästlein. Er hatte ein schwarzseiden Mäntelchen an, darunter ein geschlitztes, spanisches Wamms von meergrüner Farbe hervorstach. Sein grauer Knebelbart rieb sich an einem steifen Ringelkragen, welcher wie Pergament aussah. Wenn sich der Mann von ungefähr umdrehte, so war etwas Erkleckliches von einem Höcker zu gewahren, ein Merkmal, das gedachter Aehnlichkeit auf keine Weise Abbruch that. Nichts desto weniger hatte sein ganzes Wesen etwas Ehrwürdiges, Unwiderstehliches für mich.

Er nahm nunmehr mit Anstand Platz und sprach: „Ihr seid Franz Arbogast aus Egglofsbronn, Goldschmiedsgesell bei Meister Orlt in Achfurth?"

„So ist es, Ew. Gnaden!“ versezte ich mit großer Zuversicht und erzählte sofort auf Verlangen die ganze unglückselige Geschichte ausführlich und gewissenhaft, wobei er sehr aufmerksam zuhörte. Am Ende zog er die Klingel und ließ mein Felleisen herbeibringen. Nachdem der Diener weggegangen, begehrte der Freiherr das Büchlein zu sehen, das eine so wichtige Rolle in meiner Geschichte gespielt. Ich überreichte ihm das unschätzbare Werklein ungesäumt, das er mit einem ganz erheiterten Gesicht, ja mit unverkennbarer Rührung, wie eine wohlbekannte Reliquie empfing. „Meiner Schwester Hand, bei Gott!“ rief er halblaut, blätterte lang und schmunzelte dazwischen, sah mich dann wieder ernsthaft an, ging auf und ab, mit allen Zeichen stiller, nachdenklicher Verwunderung. Nun trat er auf mich zu und sagte: „Also just vierhundert Dukaten betrüge die Summe, die Ihr verloren?“

„Gerade so viel, Ew. Gnaden.“

„Und davon hättet Ihr nicht das Geringste übrig behalten? — besinnt Euch ja wohl!“

Auf einmal fiel mir ein, daß ja noch ein Goldstück im Wagen gewesen und daß ich dieses in der Noth bei der Zeche zu Rösheim auswechseln lassen. Ich bekannte aufrichtig wie Alles gegangen.

„Da habt Ihr sehr übel gethan!“ versezte der Freiherr bedenklich, mit kaum merkbarer Schalkheit. „So geht es, wenn ein Osterjüngling nicht genau

nach seinem Katechismo lebt. Ihr werdet Euch des trefflichen Spruches erinnern, worinnen gesagt ist, daß man sich fremden Eigenthums unter keinerlei Umständen bedienen möge. Genug, Ihr habt den Lockvogel hinausgelassen, mit dessen Hilfe Ihr die ganze goldne Schaar gar leicht wieder in Eure Hand würdet bekommen haben."

„O Gott! ich Unglückseliger!" rief ich verzweifelnd aus und schlug mich vor die Stirne.

„Geduld, Geduld, Gesell! sagte der alte Herr, noch ist nicht Alles verloren. Laßt Euch den Fehler für die Zukunft zu einer Warnung dienen; indeß" — hier griff er in die Tasche und zog zu meinem freudigsten Erstaunen den Dukaten hervor, den er mir lächelnd mit den Worten reichte: „er kann nun freilich die erwünschte Wirkung nicht mehr thun, der Zeitpunkt ist versäumt; dessenungeachtet werdet Ihr vor Cyprian Eure 399 wieder haben, da es Euch denn doch angenehm sein dürfte, auch den Vierhundertsten gleich drauf zu legen. Er fand sich noch zum Glück im Rachen des goldenen Löwen."

Mit Thränen küßte ich die Hände des Patrons und wußte meinem Danke keine Worte. Der unvergleichliche Mann fuhr nun fort:

„Franz Arbogast, Ihr seid von nun an frei und die Gerechtigkeit gibt Euch hiemit durch meinen Mund und Kraft dieses Papiers, bis auf ein Weiteres, Euren ehrlichen Namen zurück. Marcell von Rochen hat

Bürgschaft für Euch geleistet; noch gestern sprach ich Euren wackern Meister in Achfurth. Er läßt Euch freundlichst grüßen. Auch mußte er mir das Versprechen geben, daß er die bewußte Arbeit um derenwillen Ihr nach Frankfurt reisen solltet, in keines Andern Hände geben wolle. Es hat noch Zeit damit und auf mein Wort bleibt Ihr nur vor der Hand getrosten Muths hier auf dem Schlosse. Josephe wird schon sorgen, daß Ihr uns nicht entlauft; denn noch erwartet Euch ein wichtiges Geschäft. Ich kann für heute nicht bleiben: in wenig Tagen sehen wir uns wieder. Bevor ich aber scheide, nehmt meinen besten Segen für Euch und für Josephen. Gewiß, mein Freund, Euch ist nach mancher Prüfung ein selten Glück beschieden: was man dagegen von Euch fordern wird, das sollt Ihr seiner Zeit von Eurer Braut vernehmen. Indeß gehabt Euch wohl!" Hiemit entfernte er sich in ein Seitenzimmer eh' ich ihm nochmals hatte danken können. Ich blieb in einer Art von freudiger Betäubung noch eine ganze Weile auf Einem Flecke stehn, halb in Erwartung, ob mein Wohlthäter nicht noch einmal heraustrete. Als ich den Saal endlich verließ und die Treppe herabkam, stand der Freiherr bereits in seinen ordentlichen Kleidern unter'm Thor und stieg so eben zu Pferde. Er winkte mir im Wegreiten noch ein Adieu zurück. Der Schloßvogt mußte ihn den Berg hinab, dem Dorfe zu, begleiten. Ein junger flinker Jäger, der hinterdrein

ritt, gab mir durch possirliche Geberden zu verstehn, daß man „den Juden" schon voraus geführt habe. In Gottes Namen! dachte ich und eilte weg auf Aennchen zu, die mir entgegenflog.

Die Trunkenheit der nächsten Stunden zu beschreiben, soll mir billig erlassen sein.

Josephe — so will ich sie von jezt an immer nennen, denn dieser Name war ihr ganz eigen geworden — Josephe zog mich bald an ein Tischchen, auf dem ein wohlbereitetes Abendbrod, mit Blumen schön geziert, mein wartete. Ich hatte hundert Fragen an das Mädchen, doch meine Ungeduld eilte von einer zu der andern, dergestalt, daß ich am Ende so wenig wie vorher von Allem begriff. Die seligste Konfusion von Fragen und Erklären, von Thränen, Scherzen, Küssen lös'te sich bald in das Geständniß auf: man wolle jezt nichts wissen und nichts fassen, als daß man sich wieder besitze, daß man sich ewig so umschlungen halten würde.

Frau Base schien in großer Noth, wie sie dem glücklichen Paar ihre Theilnahme ausdrücken sollte. Sie hatte in der That, wie ich nachher erfuhr, nicht das beste Gewissen. Denn wenn Josephe gestern, im Sinne mich zu prüfen, auf zweideutige Weise Etwas von einem Bräutigam verlauten ließ, so hing dieß bei der Alten ganz anders zusammen. Gedachter Schulzen-Sohn, ein angehender Wirth, filzig und reich, doch sonst ein guter Christ, hoffte an diesem

Mädchen eine tüchtige Hausfrau für sich zu erwerben und er betrieb seine Absicht um so ernstlicher, da nicht verschwiegen blieb, daß das Mädchen von der seligen Freifrau Sophie von Rochen — auf welche merkwürdige Dame wir nachher zurückkommen werden — mit einem Vermächtniß bedacht worden war, dessen Eröffnung erst auf die Hochzeit Josephens geschehen sollte, da man denn, in Betracht wie viel das Mädchen bei gnädiger Herrschaft gegolten, sehr übertriebene Vermuthungen von dieser Sache hegte. Josephe, die den Menschen nicht entfernt ausstehen konnte, war überdies durch manchen geheimnißvollen Wink ihrer verblichenen Wohlthäterin geleitet, mit Sinn und Herzen immerfort nur auf die Zeit gespannt, wo der Goldschmiedsgeselle von Achfurth anrücken würde. Die Base aber, insoweit auch sie in das Geheimniß eingeweiht war, hatte, als eingefleischtes Weltkind, noch nie so recht daran geglaubt und konnte endlich eine kleine Kuppelei nicht lassen. Doch ihre Künste scheiterten an der Beharrlichkeit des braven Kindes und der gekränkte Freier blieb einige Zeit aus. Am lezten Sonntag kam er wieder, sein Heil noch einmal zu versuchen. Allein wie sehr war er erstaunt, als er noch außerhalb des Hofraumes wahrnehmen mußte, wie sich das Jüngferchen mit einem fremden Gesellen, dessen Person er sich jedoch von der Gramsener Botenfahrt her sogleich erinnerte, gar traulich vor dem Schlößchen hin- und herspazirend,

behagte. Er hatte auf der Stelle weg, wo das hinaus zielte; zumal er an demselben Nachmittag in Jünneda mit der Gevatterschaft vom Schloß zusammengetroffen, und ihm die Aengstlichkeit, womit die Base ihn für dieses Mal von einem Besuche bei Sephchen abhalten wollte, bereits verdächtig vorgekommen war. Ganz still schlich er den Berg wieder hinab und sann auf Rache. In Kurzem trat auch wirklich ein ganz vertrackter Zufall ein, der ganz geeignet schien, mich mit Einem Schlag in alle Lüfte zu sprengen.

Herr Peter hatte nämlich in folgender Nacht einige Gäste zu beherbergen, Kaufherren, die mit anbrechendem Tage weiter wollten. Der Wirth war aufgestanden und reichte ihnen, bis das Frühstück käme, gefällig die neueste Zeitung. Einer der Reisenden bemächtigt sich des Blatts und trägt in guter Ruhe das Merkwürdigste vor, unter andern auch einen ellenlangen Steckbrief, der viel Aufsehen erregte. Der Wirth geht eben durch das Zimmer, steht still und spizt die Ohren; er ist von dem Signalement frappirt, er lies't mit eignen Augen, wird plötzlich Feuer und Flamme und rennt mit dem Blatte davon — zum Schulzen, seinem Vater. Der, weil er eben unpaß ist, überträgt die Sache dem Sohn, auf den er sich verlassen kann. In weniger als einer halben Stunde war meine Aufhebung erfolgt. — Daß ich aber in einem Menschen, welcher mit solcher Zuversicht die Schergen wider mich aufbot, den Dieb

selber vermuthen konnte, war freilich eine Unbesonnenheit, die nur der blinde Drang des Augenblicks verzeihlich machte. Ich meinerseits indessen war nicht einmal geneigt, mir den Irrthum so sehr zu Herzen zu nehmen; besonders da ich gar wohl merken konnte, daß unser guter Schatzkästleins-Patron, welcher von vornherein der Sache auf den Grund gesehen, dem schadenfrohen Kauzen eine vorübergehende Demüthigung — er saß zwei ganze Tage zur Untersuchung im Arrest — absichtlich nicht ersparen wollen. —

Josephe schlug noch einen Gang in's Freie vor: der Abend war so schön; der Mond, als schwache Sichel, hing am reinsten Himmel.

Indem wir nun so Hand in Hand über die Wiese gingen, war mir's noch immer wie ein Märchen, daß ich mein Schätzlein wieder haben sollte. „So sag' mir doch, um's Himmelswillen," hob ich an, „Mädchen, wie bist du von den Todten auferstanden?" „Ich kann dir wohl gestehen" versezte sie „mir selber kam es vor, als ging es nicht mit rechten Dingen zu, da ich eines Morgens die Augen aufschlug und mich in einem fremden Zimmer, wo Alles gar vornehm und lieblich aussah, in einem feinen seidenen Bettchen zum erstenmale wieder fand. Es war ein wenig dunkel in dem Zimmer, die Laden waren zu, die Vorhänge herabgelassen. Nach einer Weile kam eine ältliche Dame herein; sie war mir gleich bekannt, so ein sanft und liebreich Wittwen-Gesicht hatt' ich

schon sonst einmal gesehen. Du mußt dich noch erinnern, zu Egglofsbronn vor'm Brückenthor gegen die Landstraße hin steht einzeln ein freundliches Haus zwischen Gärten —"

„Ganz recht! Es liefen immer ein paar prächtige Pfauen im Hofe herum, die wir durch die Staketen oft beguckten —"

„Ja weißt, und da rief uns einmal eine vornehme Frau in das Haus und schenkte Jedem was und war so freundlich. Wir kamen nachher noch einigemal, doch leider war die gute Frau nie mehr zu sehen. Nun aber kannte ich sie sogleich wieder. Sie sezte sich zu mir an's Bettchen, erkundigte sich nach meinem Befinden und reichte mir köstliche Bissen zur Stärkung. Nicht lang so trat Frau Lichtlein in's Gemach und gleich darauf ein schönes Frauenzimmer; sie Alle bezeugten die größte Freude an mir, besonders wußte sich das Fräulein kaum zu fassen vor Vergnügen; sie schien überhaupt sehr lebhaft zu sein; man nannte sie Josephe, zur ältern Dame sagte sie Tante Sophie. Sie zeigte mir ein schönes Kleid, das sollte ich anziehen so bald ich wieder aufstehen dürfte. Meine Frage, ob ich denn zu Eggloffsbronn wäre, bejahte sie, und als ich weiter forschte, ob man mich wieder zu meinen Pflegeeltern bringen würde, hieß es: nein, die Tante wolle mich mitnehmen auf ihr Gut, wenn ich Lust hätte. Ach ja, sagt' ich, wenn der Goldschmied-Franz auch mit

geht. Der kommt dir nach! versezte das Fräulein und lachte. Tante Sophie hatte sich inzwischen leise mit Frau Lichtlein unterhalten und endlich sie entlassen.

Am andern Tage puzte mich das Fräulein so artig heraus, daß ich mich kaum mehr kannte; sie flocht mir mit eigener Hand meine Zöpfe, sie stellte allerlei Spielwerk vor mich und merkte dabei nicht, daß sie mit mir selbst wie mit einer neuen Puppe umging. „Hören Sie, Tantchen!“ rief sie der gnädigen Frau einmal zu, „ich habe Lust einen Vertrag mit Ihnen abzuschließen: hiermit verspreche ich, nicht nur den kommenden Monat, wie wir schon ausgemacht haben, sondern ein ganzes Jahr Ihnen auf Ihrem verrufenen Schlößchen Gesellschaft zu leisten, mit dem Beding, daß ich das Kind nach meinem Sinn erziehen und mir es ganz aneignen darf.“

„Schon gut,“ erwiederte jene, „wir wollen sehn, wie lang das dauern wird.“

Am Abend fuhr ein Wagen an und alsbald kam ein kleiner munterer Herr in Reisekleidern herauf, welchen die beiden Frauen mit vieler Zärtlichkeit empfingen. Es war der Herr vom Hause, ein Bruder jener Dame, die sich, so wie die Nichte, nur gastweise bei ihm, der eben Wittwer war, aufhielt. Das Fräulein präsentirte mich dem Oheim, der sogleich herzlich zu lachen anfing: „Ich wollte wetten, Schwester,“ rief er aus, „das ist nun wieder eins

von deinen Auserwählten, ein Osterlämmchen, eine Friedensbraut nach deinem heimlichen Kalender. Ja ja, Frau Irmel mag sich freuen: die große Stunde der Erlösung muß nun allernächstens schlagen. Ich hoffe doch die Gräfin wird so höflich sein und mir ein Drittheil ihres Mammons zuscheiden."

„Du wirst," versezte Frau Sophia lächelnd mit einem sanften Vorwurf, „du wirst, Marcell, noch einst ganz anders von diesen Dingen reden."

So stritten sie und scherzten noch Vieles hin und her, wovon ich Nichts weiter verstand.

Eines Morgens reis'ten beide Frauen mit mir ab. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich in einer Kutsche fuhr: ich war vor Lust ganz außer mir. Den zweiten Tag erreichten wir das Schlößchen. Nun ging ein Leben wie im Himmel für mich an. Es war als wäre ich nur für Josephen da: sie gab sich ganze Tage mit mir ab und da ich sogar ihren Namen führen mußte, schien ich mir selber wie verwandelt und eine ganz neue Person. Nun sollte ich gleich tausenderlei Dinge auf Einmal von dem Fräulein lernen; selbst auf der Harfe nahm ich Unterricht bei ihr. Es fand sich nämlich so ein altes Ding von Instrument aus den früheren Zeiten der Tante. Das Fräulein sagte oft: es sei die Irmels-Harpfen; ich wußte damals nicht was mit dem Scherz gemeint war, welchen die Tante jedesmal und endlich sehr

ernsthaft verwies. Wir trieben unser Wesen so fünf Monate zusammen, als meine junge Gönnerin zu meinem größten Kummer von den Verwandten nach der Hauptstadt abgerufen wurde. Die Tante konnte den Wildfang wohl missen, und späterhin gestand sie mir geradezu, es hätte in der Art, wie ihre Nichte mich behandelt, unmöglich fortgehn können: der Stand in den ich künftig treten würde, verlange nicht etwa so ein verwöhntes Modepüppchen, wohl aber eine wackere Hauswirthin. Doch es war Niemand weniger gegeben, mit Kindern umzugehen, als eben dieser guten, von mir so hochverehrten Frau; ich machte ihr nur lange Weile, störte und ärgerte sie. So mußte ich mich denn fast einzig zu des Hausschneiders halten und ich war herzlich froh, daß ich nur Jemand hatte zu dem ich einmal wieder wie einst in Egglofsbronn Vetter und Base sagen durfte. Dieß wurde gegenseitig so sehr zur Gewohnheit, daß Jedermann uns für Verwandte hielt."

Indem nun meine Braut, — so fuhr der Hofrath zu erzählen fort — mich mit den Eigenheiten ihrer seligen Wohlthäterin näher bekannt machte, bedauerte ich aufrichtig, diese Edle nicht mehr am Leben zu wissen: ihr hatte ich mein Schatzkästlein, ach und noch weit mehr zu verdanken. Aber" — mit diesen Worten wandte sich Herr Arbogast an eine hübsche Frau in der Gesellschaft, — „aber, Frau Obristin! Sie bringen ja den Mund nicht mehr zusammen seit ich

von Frau Sophien rede! Am Ende haben Sie die Dame selbst gekannt?"

„Errathen!" rief die Obristin — „Leibhaftig steht sie wieder vor mir, wie ich als Kind vor zwanzig Jahren sie gesehn!"

„Was ist denn Das?" brummte ein alter treuherziger Schweizer, der während der Erzählung einigemal sehr merklich eingenickt war: „Bi Gott, ich dacht', wär' alles Das nur Fabel g'sin und jezt kümmts halt doch anderst heraus. Hätt' ich das eh' gewüßt, mich hätt's bi miner Ehr' nit g'schläfert!

Auf dies Bekenntniß folgte ein allgemeines unauslöschliches Gelächter. Der Hofrath endlich nahm das Wort: „Auf jeden Fall, Frau Obristin, würde es für meinen Kredit als Erzähler gar förderlich sein, wenn Sie der Gesellschaft eine Schilderung von Frau von Rochen machen wollten."

Die angenehme Frau ließ sich nicht lange bitten. „Von allen Gliedern der Familie" fing sie an, „war diese Sophie die lezte, welche dem alten Rittersitz die Ehre ihrer persönlichen Gegenwart schenkte, indem sie den verstorbenen Gemal, Anselm von Rochen gern am Ort wo er begraben lag betrauern wollte. Ich sah sie dort mehrmals mit meiner Mutter und hörte auch später noch Manches von ihr. Ohne gerade menschenscheu zu sein, liebte sie Einsamkeit und Stille über Alles, selbst ihre Kammerfrauen verweilten nur wenige Stunden des Tags in

ihrer unmittelbaren Nähe und nicht über zweimal im Jahre, an hohen Festen etwa, kam sie in's Dorf herab. Dagegen ward sie auch von Groß und Klein als eine Heilige verehrt, wenn nun die schlanke feingebaute Gestalt mit der ihr eignen Freundlichkeit und, bei einem Alter von bald siebzig Jahren, mit beinah jungfräulichem Anstand in der Kirche den gewohnten Platz einnahm und aus dem offenen erhöhten Gitterstuhl ihre Unterthanen durch ein Lächeln begrüßte, nach angehörter Predigt aber die Kranken und die Armen als freigebige Trösterin in ihren Häusern besuchte.

Dem klösterlichen Leben, das Sophie im Innern ihrer prunklosen Gemächer führte, entsprachen denn auch ihre Lieblingsbeschäftigungen ganz und gar. Von Kindheit an zu einer bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit in feiner bunter Stickerei geübt, war sie bei völlig ungeschwächten Sinnen noch immerfort im Stande, dergleichen Arbeiten, wozu sie sich ehmals die reichsten Muster kommen ließ, mit gleicher Sorgfalt fortzusetzen; sie wiederholte unermüdet ihre alten Zeichnungen um dann mit solchen Prachtstücken an denen Gold und Silber glänzte, von Zeit zu Zeit die Ihrigen zu überraschen, ganz unbekümmert freilich um den Geschmack des Tags.

Bedeutend aber war ihr Ansehn bei der Familie dadurch, daß sie die Gabe der Weissagung in hohem Grade besessen haben soll; besonders wollte sie es

Jedem gleich ansehn, ob er Sinn und Beruf für übersinnliche Dinge besitze. Auch stand sie allezeit mit einer Anzahl Geistlichen in Briefwechsel und wußte sich — zu einem Zweck, den freilich Niemand kannte, worüber uns jedoch Herr Arbogast die unzweideutigsten Winke gegeben — von den Verhältnissen aller möglichen Menschen, von Zeit und Stunde ihrer Geburt und dergleichen genaue Kenntniß zu verschaffen. In ihrer eigenen Verwandtschaft fand sie den unbedingtesten Glauben, obschon sie gerade hier am sparsamsten mit ihren Eröffnungen war. Bruder Marcell allein wagte es, den hartnäckigen Zweifler, auch wohl gelegentlich den Spötter gegen sie zu spielen, dessenungeachtet ist er doch ihr Liebling immer geblieben. Nach ihrem Tode mag er sich bekehrt haben, ja wie es scheint verschmähte er nicht, Sophiens mystische Hausfarbe, Grün, Schwarz und Weiß zu Ehren der Schwester bei feierlichen Anlässen zu tragen.

Nun aber ist leicht zu vermuthen, daß unserer guten Nonne das kleinste Verdienst dabei blieb, wenn unter ihrem frommen Regiment die Gutsökonomie, die gar nicht unbeträchtlich war, dennoch durchaus zum Vortheil der Besitzer aufrecht erhalten wurde. Sie nahm von ihrem sammtnen Armstuhl aus sehr regelmäßig Antheil an den vorkommenden Geschäften; sie hörte an bestimmten Tagen den Verwalter an, durchsah als eine gute Rechnerin die Bücher mit der

Feder in der Hand, ermahnte die Dienstboten und übte mitunter auch wohl ein klein wenig die Kunst, unterrichtet zu scheinen, wo sie es nicht war. Jedoch verstand es sich bei männiglich von selbst, daß Alles in der Wirthschaft hätte drüber und drunter gehn müssen ohne die Einsicht und Treue eines Verwalters, der wirklich seines Gleichen suchte. Der gute Mann nahm aber unvermuthet seinen Abschied, die Güter wurden verpachtet, und die edle Matrone, den Bitten ihres Bruders jezt nicht länger widerstrebend, entsagte diesem Aufenthalt und ließ es sich gefallen, den späten Abend ihres Lebens im Schooße der Familie zuzubringen.

Dies wäre nun Alles was ich zu Gunsten der Wahrhaftigkeit des Herrn Erzählers vorzubringen hatte."

Nachdem sich die Versammlung für diese interessanten Nachrichten auf's Schönste bedankt, sprach unser Hofrath weiter: „Ich werde mich zum Schluß meiner wahrhaftigen Geschichte nunmehr so kurz wie möglich fassen.

Josephens Konfirmation war in der Dorfkirche vollzogen worden. Die Nachfeier des Tages aber fand in aller Stille auf dem Schlößchen Statt. Am Abend nahm Sophie das Mädchen bei der Hand und führte sie nach einem Gemache im untern Stock, zu dem Niemand, sogar der Vogt nicht, Zutritt hatte. Sephchen erblickte nun hier eine vollständige Goldschmieds-Werkstatt, ganz neu und sauber eingerichtet.

Mein Kind! sagte die edle Frau: Sieh' an, das ist für deinen Franz, hier führst du ihn herein, wenn er 'mal kommen wird; hier muß dein Liebster sein Meisterstück machen. Ist das geschehn, so findet sich das Uebrige von selbst. Der Werkzeug bleibt sein Eigenthum; er nimmt ihn mit gen Achfurth, wo ihr euch niederlassen sollt. Und dann gedenket mein und habt einander lieb in Gottesfurcht und Frieden. — Zugleich bekam Josephe ein ähnliches Büchlein wie ich, obgleich sie nach Rang und Geburt nur ein Sonntagskind war. Die Werkstatt wurde nun wieder geschlossen und ich war in der That der Erste dem sie sich nach sechs Jahren wieder öffnete. Josephen war der Schlüssel durch Herrn Marcell bei seiner neulichen Anwesenheit behändigt worden. Ich hatte nur zu staunen und zu preisen als ich mit meiner Braut von diesen Sachen Einsicht nahm: da war auch nicht das Geringste vergessen, vom großen Ofen bis zum unbedeutendsten Löthrohr herab, und Stück für Stück untadelhafte Waare, so rein und einladend, daß einem gleich der Mund nach der Arbeit zu wässern anfing. Auf meine Frage, was denn wohl zunächst hier mein Geschäft sein würde, gab mir Josephe nur ganz verblümten Bescheid, indem sie mich auf Herrn von Rochens Wiederkunft verwies; allein ich hatte längst gewittert was da werden sollte, und war gefaßt auf Alles, obwohl ich gar nicht läugnen will, daß mir ein wenig unheimlich wurde, als mir das Mädchen

bald hernach zwei sonderbar gestrickte Schärpen zeigte, worauf gewisse Chiffern und Figuren von grüner, schwarzer, weißer Farbe sich durchschlangen. „Wozu soll das Josephe?" rief ich aus. „Die eine für dich, die andere für mich;" antwortete das Mädchen mit geheimnißvollem Lächeln, „wir tragen sie auf Eine Nacht." „Aber wozu um Gotteswillen?" Sie legte ihren Finger auf den Mund: „Für jezt nicht weiter, Franz; du bist ein Mann und da wo ich mich hin getraue, wirst du dich hoffentlich nicht scheuen." So kamen wir stillschweigend überein, daß vor der Hand nicht mehr die Rede davon sein solle.

Der nächste schöne Morgen reizte uns zu einem kleinen Ausflug in die Gegend. Wir hatten uns noch hundert Dinge zu vertrauen. Unter andern wollte ich wissen, warum sie sich mir denn nicht gleich am ersten Abend als ich kam entdeckte? ja wie sie es nur über's Herz bringen können, den ganzen folgenden Tag so grausam Komödie mit mir zu spielen? „So, meint der Herr?" entgegnete sie, „man hätte nicht auch Lust gehabt ihm etwas auf den Zahn zu fühlen? Frau Sophie hat mir ausdrücklich gesagt, du müßtest mich von selbst erkennen: das müßte die erste Probe sein, wie tief dir Aennchen noch im Herzen sitze. Und daß ich's nur gestehe, mir wollte schon anfangen bange werden, weil du so gar vernagelt warst; ja meinen Ohren traute ich kaum, als mir der Mensch anfing von seinen Liebschaften da vorzuprahlen —

Sieh, hätt' ich mir nicht alle diese Faxen so ziemlich zurecht legen können, es wär' ja wahrhaftig mein Tod gewesen! Etwas muß aber doch wohl dran sein, dacht' ich, so arg er auch aufschneidet, ganz leer ging es nicht ab, dafür soll er mir jezt ein bischen zappeln. Im Ganzen war ich freilich meiner Sache gewiß; besonders hielt ich mich an Das, was wir gelegentlich durch Reisende von dir erfuhren. So kam einmal der Vetter als eben Kirmeß war zu Jünneda mit einem lustigen Färber an Einen Tisch im Rößlein zu sitzen, der war nicht weit von hier zu Haus, kam erst von Achfurth her und wußte gar Manches von dir; darunter war mir denn das Wichtigste und Angenehmste, daß sie dich dort den kalten Michel hießen. Die Base wollte dies nicht eben tröstlich für mich finden, ich aber sagte gleich, bei mir wird er schon aufthauen."

Unter so fröhlichen Gesprächen waren wir, stets auf der flachen Höhe des Gebirgs fortwandelnd, bis an die gutsherrlichen Weinberge gekommen. Wir sezten uns auf eine kleine Mauer und blickten, über die Rebstöcke weg, hinunter in den sogenannten Schelmengrund, der nur ein Ausläufer vom Sichelthale ist. Die Gegend fiel mir auf, ja ich war ganz verblüfft — denn auf und nieder war ja hier das Thälchen wieder das ich in jener Nacht gesehen, wo es vom Herbst-Jubel der Waidfeger so fröhlich widerhallte! Wie sonderbar! Alles traf zu, die Eiche

abgerechnet, von welcher nichts zu sehen war. Ich säumte nicht, die Sache gleich Josephen zu erzählen, die sich höchlich darüber vernahm; zwar hielt auch sie den Spuck in jener Rumpelkammer für einen bloßen Traum, den sie jedoch nichts desto weniger bedeutsam fand. Nachdem wir uns den Ort und namentlich eine gewisse rundliche mit Gras und Disteln überwachsene Vertiefung in der Erde zunächst am Mäuerchen genau gemerkt, begaben wir uns, aller guten Hoffnung voll, nachdenklich auf den Rückweg.

Zu Hause ließ ich es mein Erstes sein, die alte Karte mit dem Titelbildchen nochmals aufmerksam zu betrachten. Die Aehnlichkeit war abermals nicht zu verkennen, obgleich sie sich schon nicht mehr so ganz wie vorhin wollte finden lassen. — Während ich noch darüber nachdenke, reicht mir Josephe einen Brief: er sei in unserer Abwesenheit vom Dorf gebracht worden. Ich meinte Wunder was es wäre, das schlaue Mädchen aber sagte: gib acht, Herr Peter hat was auf dem Korn. So war es in der That. Seiner gekränkten Ehre eingedenk, machte er wahrlich Miene, mir einen Prozeß anzuhängen; so viel sich aus der ganz confusen Schreibart schließen ließ, schien er jedoch nicht abgeneigt, bevor es dahin käme, Entschädigung privatim von mir anzunehmen — kurzum der Jude hinten und vorn'! ich dachte mir schnell Etwas aus, wie ich den Ehrenmann gar höflich heimschicken könne. Eben zu rechter Zeit erinnerte ich

mich jenes stählernen Knopfs womit der Schuft den Fuhrmann damals prellte. Ich schlage also gleich ein säuberlich Papier um das edle Schaustück und lege ein paar Zeilen bei, worin ich mit der größten Bescheidenheit andeute, wie sehr man sich zuweilen irren könne, und daß ein Biedermann, der in der Eile einen glatten Knopf für einen Fünfzehner ausgegeben es eben auch passiren lassen müsse, wenn ihn ein Anderer gelegentlich für einen Galgenvogel nahm. — Der Brief that völlig die gehoffte Wirkung; Herr Peter zeigte ihn zwar keiner Seele, doch soll er sich geäußert haben, ich hätte ihm sehr anständig Abbitte gethan. Wahrscheinlich war er froh, daß ich der Handschuhe mit keinem Wort gedachte.

Nun kämen wir an das lezte Kapitel in meiner Geschichte, von dem ich zwar versichern darf, daß es seine besondern Reize hat, allein ich habe die Geduld meiner verehrten Zuhörer längst über die Gebühr erprobt und so mag es für heute hier bewenden."

„Wie? was, Herr Hofrath?" riefen mehrere Stimmen — jezt fällt es Ihnen plötzlich ein, Punktum zu machen, jezt, da es auf's Ziel losgeht? da Alles voll Erwartung ist? Nein, nein, das geht nicht an, wir protestiren sämmtlich!"

Der Hofrath aber rückte gelassen lächelnd seinen Stuhl und da man seinen Eigensinn schon kannte, so sprach ihm Niemand weiter zu. — „Es scheint," sagte Kornelie, eine sehr liebenswürdige Blondine,

„Herr Arbogast will unserer Einbildungskraft auch Etwas überlassen und wie mich dünkt ist es gar nicht einmal so schwer, den Rest hinzuzufügen.“

„Ei ja, mein schönes Kind,“ sagte der Obrist, „theilen Sie uns Ihre Gedanken mit! wir sind begierig.“

„Für's Erste“ fing Kornelie an „wird wohl der Herr von Rochen, als ihm der merkwürdige Traum erzählt wurde, sogleich Anstalt zur Nachgrabung bei jenen Weinbergen getroffen haben. Gewiß geschah dies mit der größten Vorsicht, und zwar nicht anders als bei Nacht, theils um ein Aufsehn zu verhüten, theils weil der feierliche Gegenstand es so erforderte. Es war die Nacht vor Cyprian. Der Herr Marcell wird nicht ermangelt haben, bei Fackelschein in seiner Ostergalla-Tracht zu Pferde den kleinen Zug geziemend anzuführen. In dessen Mitte ging Herr Arbogast als Hauptperson, dann folgten ein halb Dutzend Arbeiter mit brennenden Laternen, Spaten und Hacken versehen. Diese geheimnißvolle Prozession, die Ankunft auf dem Platze, die Thätigkeit der Leute selbst, wobei kein lautes Wort gesprochen werden durfte, sodann die immer steigende Bewegung, da man nach einem zweistündigen Graben endlich auf ein Gewölbe, zulezt auf eine schmale Treppe stößt, und nun der auserwählte Jüngling die Fackel in der Hand, sich zwischen Schutt und Trümmerwerk hindurch arbeitend, ein enges Kellerchen betritt, wo er vor allen Dingen eine kleine verrostete Kiste entdeckt,

hierauf, nicht weit davon, Frau Irmels unheilvolle Kette und endlich — o Entzücken! ein helles Häuflein Gold, seine Dukaten! — fürwahr das sind köstliche Scenen, deren getreue Ausmalung sich wohl verlohnen würde. Allein das Wichtigste ist noch zurück. Der Irmelgeist, je näher die ersehnte Stunde kam, verdoppelte, wie man leicht denken kann, sein Seufzen, seine Ungeduld. Auf alle Fälle mußte der edle Jüngling noch um Mitternacht in seine Werkstatt gehn, die Kette herzustellen; ein kitzliches Geschäft, wobei er jeden Augenblick besorgte, daß ihm der Geist über die Schulter gucke, ob auch die Arbeit fördere. Das Bräutchen war ihm hier der größte Trost: sie hielt ihm vermuthlich das Licht. Nachdem er fertig war, schickte das vielgetreue Paar sich an, das Lezte und Bedenklichste selbander zu bestehen. Josephe knüpfte sich und ihrem Liebsten die magische Leibbinde um, die zwar nicht jede Gänsehaut verhüten, doch sonst vor bösen Einflüssen bewahren konnte. So zog denn Bräutigam und Braut, die goldne Kette zwischen sich haltend, dem Sichelflusse zu, wo das Kleinod mit stillen Segenssprüchen den Wellen übergeben ward. Wie sich der Geist dabei benommen und wie Frau Irmels Danksagung gelautet, muß freilich dahin gestellt bleiben. Genug daß sie zur Ruhe kam. — Begierig wäre ich, was in dem eisernen Kistchen gewesen, und fast noch mehr, was für niedliche Dinge das Waidfeger-Volk in die Nischen und Ritzen

des königlichen Schatzgewölbs versteckt haben mag. Zuverlässig fand man auch der Waidekönigin ihr Krönlein darunter, das ich mir so geschmackvoll, so zierlich vorstelle, daß es Herrn Arbogast gleich als Modell zu seiner größern Arbeit dienen konnte, von der die Welt behauptet, sie sei ein Meisterstück der Kunst; wo aber eigentlich der Künstler die unvergleichlichen sonst nie gesehenen Formen dazu hernahm, hat er den Leuten freilich nicht gesagt und kann auch billig unter uns bleiben."

Der Hofrath lächelte und sprach: „Sie haben in der That bis auf einige Kleinigkeiten meine Geheimnisse so artig errathen, daß ich mich wirklich darüber wundern muß und kein Bedenken trage, hiemit das Märchen für geschlossen zu erklären."

Nun aber trat der Oberst auf und sagte: „Zwar sollte man das Wunderbare, das die Erzählung hat, und dessen, für ein Märchen, eher zu wenig als zu viel sein möchte, auf keine Weise schmälern, doch kann ich nicht umhin, noch eine Thatsache nachträglich anzuführen und hiemit zu versichern, daß, wie ich auf's Bestimmteste von einem Augenzeugen weiß, vor etwa zwanzig Jahren wirklich Nachgrabungen in jener Gegend Statt gehabt. Man fand zwar kein eigentliches Gewölbe, wohl aber einen langen, noch ziemlich gut erhaltenen Gang. Derselbe zog sich unterirdisch noch eine Strecke in den Wald hinein, wo er sich über einer wilden, fast unzugänglichen Bergschlucht

öffnete. In diesem Gange nun, nicht weit von der gedachten Oeffnung entdeckte man verschiedene, zum Theil kostbare Gegenstände, die schwerlich anders als durch Raub dahin gekommen sein konnten. Bekanntlich haus'te Faligan, der berüchtigte Räuber, eine Zeitlang in diesem Revier und wahrscheinlich war er damals der einzige Mensch, welcher um jenen Schlupfwinkel wußte; er hinterlegte dort vielleicht einen Theil seiner Beute und starb darüber auf dem Rad. Wer weiß, ob nicht nachher ein zweiter Faligan das Loch gefunden und ob nicht dieser eben Herrn Arbogasts Felleisen so glücklich operirte."

Indeß nun die Gesellschaft sich hierüber stritt, war der Hofrath still hinausgegangen, kam aber sehr bald wieder und sah sich rings im Saale um. Man fragte, was er suche. „Denken sie nur!" versezte er, „ich wollte so eben nach meiner Frau sehen, die ich schon längst im tiefsten Schlafe geglaubt, allein sie ist nirgend zu finden."

„Das sieht bedenklich aus!" sagte Kornelie, „wenn man sie Ihnen nur nicht entführte, Herr Hofrath! Sagt nicht Ihr Schatzkästlein etwas dergleichen?"

Eine bekannte, angenehme Stimme sprach hier auf einmal hinter dem Ofen hervor:

„Jag' nit darnach, mach kein Geschrei,
Und allerdings fürsichtig sei."

und sogleich trat zu allgemeinem Jubel Madam Arbogast aus ihrem dunkeln Versteck. Sie dankte ihrem

Manne sehr anmuthig für alle das Schöne und Gute, das er ihr angedichtet, und so genoß man noch einige heitere Augenblicke zusammen. Inzwischen ließ Kornelie im Stillen Josephens Harfe bringen und sagte: „Nun könnte, wie mir däucht, die schöne Unterhaltung, die uns Ihr Herr Gemal gewährt, nicht lieblicher gekrönt werden, als wenn Sie uns zu guter Lezt ein hübsches Lied zum Besten gäben."

„Sehr gerne; befehlen Sie nur."

„Wohlan, weil ja die ganze Zeit von Gespenstern und Kronen die Rede gewesen — singen sie uns den König Milesint."

Josephe sezte sich, während die Andern auf die Seite traten. Sie präludirte feierlich, ja schwermüthig, und wußte sogleich eine ernste Stimmung bei ihren Zuhörern zu wecken. Jezt fing sie an:

Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen;
Der meuchelte sein Bruders-Kind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffey-Schloß begangen:
O Irland! Irland! warest du so blind?

Der König sizt um Mitternacht
Im leeren Krönungs-Saale,
Er freut sich seiner neuen Pracht
Bei'm einsamen Pokale;
Er spricht zu seinem Sohne:

Noch Einmal bring' die Krone! —
Doch schau — wer hat die Pforten aufgemacht!

Da kommt ein seltsam Todtenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt in Mitten.
Es hebt sich schwer vom Orte,
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geister-schwül.

Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde,
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt zu dem Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, deß Herze tief erschrickt.

Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet;
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet.
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen —
Er neiget über eine Leiche sich.

Die Harfe klang in traurigen Akkorden aus. Die Sängerin erhob sich leise; das Lied hatte sichtbaren Eindruck gemacht.

Als bald nachher die Gesellschaft aufbrach, und Jedermann sein Licht ergriff, sprach Arbogast noch

mit Kornelien und sagte ihr Etwas in's Ohr. „Ist's möglich?" rief sie mit Verwunderung, so daß die Andern in der Thüre stehen blieben. „Wissen Sie auch" fuhr sie gegen Jene gewendet, heraus: „wer jener verdächtige Wegzeiger war auf der Haide? — Der Ritter von Latwerg! Er wartete auf seinen Osterengel."

„Was Teufels! So?" rief der Oberst. „Nun denn — Gut Nacht, Herr Ritter! Die Hähne krähen schon, mich verlangt nach dem Bette!"

Gedichte

von

E. Mörike.

1.

Das Bacchusfest.

Hier im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bacchus an!
Becher her und Opferschale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Gesang verkünde
Gleich des Tages lezten Rest,
Mit dem Abendstern entzünde
Sich auch unser Freudenfest.

Braune Männer, schöne Frauen
Soll man hier versammelt sehn,
Greise auch, die ehrengrauen,
Dürfen nicht von Ferne stehn!
Knaben, die die Krüge füllen,
Und, daß es vollkommen sei,
Treten zögernd auch die stillen
Mädchen unserm Kranze bei.

Noch ist vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Brust,
Aber weiter bald und freier
Uebergibt sie sich der Lust.
Wahrlich und schon mit Entzücken
Ist der Gott in vollem Lauf,
Baut vor den erwärmten Blicken
Seine goldnen Schlösser auf.

Amor, seht, hat nichts dawider,
Wenn sich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund im Takt der Lieder
Sich dem Mund entgegenbeugt.
Kommt euch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenschwarm?
Erdenleben, laß dich hegen!
Uns ist wohl in deinem Arm!

Laßt mir doch den Alten machen
Der sich dort zum Korbe bückt,
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindisch an die Wangen drückt!
Wie sein kleiner Sohn geschäftig
Sorge um den Vater trägt,
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken schlägt!

Mädchen! schlingt die wildsten Tänze!
Reißt nur euren Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn solche Kränze
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,
Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenscheine,
Und zumal in solcher Nacht.

Aber schaut nach dem Gebüsche,
Wo gedrungner Epheu webt,
Wie sich dort das träumerische
Marmorbild des Gottes hebt!
Lasset uns ihm näher treten,
Schließt mit Kerzen einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leis.

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er besinnet sich nur kaum;
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dies Alles ist kein Traum:
Luna sucht mit frommer Leuchte
Dich, o schöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Und auch wir, o Herr, erscheinen,
Herz und Mund zu dir gekehrt;
Herr, erkenne doch die Deinen!
Immer hast du uns erhört.
Laß dir Alle wohlgefallen,
Wie du Jedem wohlgefällst,
Ueberschwänglich über Allen
Deine volle Schale hältst!

Wie der Menschen so der Götter
Liebster Liebling heißest du,
Selber Zeus winkt seinem Retter
Herzliches Willkommen zu,
Und Apollo mit der Leier
Rufet Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.

Und eh' Mars im Kriegerschwarme
Sich zur Ebne niederläßt,
Schließet er in seine Arme
Dich, wie die Geliebte, fest;
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erst ruft der Himmlisch-Arge
Todeslust und Siegerspott.

Wie dir Alle dienen müssen,
Schmiegt auch Eros hohe Macht
Leise todt sich dir zu Füßen,
Oder schauert auf und wacht.
Dumpf ist des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Wird sein starres Erz ertönen,
Wenn dein Thyrsus auf ihm rollt.

Sprich, wie müssen wir dich loben?
Soll mit wildgeschlagner Brust
Die Mänade um dich toben?
Fluchst Du unsrer keuschen Lust?
Und daß, in sich selbst versunken,
Der Vestalin gleicht die Nacht,
Wenn sie einsam, schlummertrunken
Noch die heil'ge Glut bewacht?

Gib, o Fürst, gib uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder sind,
Daß wir scheu nicht ferne weichen,
Sprich ein Wort nur leise lind!
Tritt in unsre bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemess'ne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!

Ach, er läßt sich nicht bewegen...
Aber horcht, es bebt das Thal!
Ja, das ist von Donnerschlägen, —
Horch! und schon zum drittenmal!
Selber Zeus hat nun geschworen,
Daß sein Sohn uns günstig sei!
So ist kein Gebet verloren,
So ist der Olymp getreu.

Doch nach solcher Götterfülle
Ungestümem Ueberschwang
Werden alle Herzen stille,
Alle Gäste zauberbang.
Tretet also in Gedanken
Und mit heiligem Bedacht
Aus den purpurschweren Ranken
In das blaue Schiff der Nacht!

Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel mit Flüstern schwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn.
Lösche nun die Fackel, Knabe!
Jeder gönne sich die Ruh!
Und — der Gott mit seinem Stabe
Drückt euch selbst die Augen zu.

2.

Erstes Liebeslied eines Mädchens.

Was im Netze? schau einmal!
Aber ich bin bange:
Greif' ich einen süßen Aal?
Greif' ich eine Schlange?

Lieb' ist blinde
Fischerin;
Sagt dem Kinde,
Wo greift's hin?

— Schon schnellt mir's in Händen!
Ach Jammer! o Lust!
Mit Schmiegen und Wenden
Mir schlüpf'ts an die Brust!

Es beißt sich, o Wunder,
Mir keck durch die Haut, —
Schießt's Herze hinunter, —
O Liebe! mir graut!

Was thun, was beginnen?
Das schaurige Ding,
Es schnalzet da drinnen,
Es legt sich im Ring!
Gift muß ich haben!
Hier schleicht es herum,
Thut wonniglich graben
Und bringt mich noch um!

Lieder

von

Karl Mayer.

1.

Der Schmetterling am Regentag.

Mit beigelegtem Flügelpaar
Stellt sich der Schmetterling mir dar.
Er ruh't noch immer farbenschön,
Bei grauen Regens Klaggetön.

Oft ist die Zeit nicht gut genug
Daß sich die Schönheit setz't in Flug.
Oft lang ein Lied im Herzen ruht,
Eh' es entschwebet wohlgemuth.

2.

Des Vogels Schatten.

Einst war mein Blick so unbeschränkt,
Nun ruht er, auf den Weg gesenkt,
Als ob ein trüber Geist ihn banne
Auf dieses Pfades nächste Spanne.

Sonst schwärmt' er mit dem Vogelflug,
Der ihn zu blauen Höhen trug.
Ach jezt, was fuhr vorbei dem matten
Den Weg hindurch? — Ein Volgelschatten!

3.

Der stille Streit.

Sanft wechseln manch geheimes Wort
Der Dörfer ferne Kirchenglocken.
Ich horche drauf am Blumenbord
Beim Fallen süßer Blütenflocken.
So spielt um mich in leisem Streit
Vergänglichkeit und Ewigkeit.

4.

Luftgezitter.

Nicht die weiße Wolke nur
Schwebet durch die Himmelsflur;
Nicht der Schmetterling allein
Tanzt im Schmelz und Sonnenschein.

Nicht der Vogel huscht nur queer
Durch das blaue Lüftemeer;
Dieses mit dem Sonnenglanz
Freut sich selbst in stillem Tanz.

5.

Das ferne Wort.

In der Kirche Segensort
Sind sie jezt erbaut vom Wort.
Daß der Lehrer schon es spende,
Zeigt des Ferngeläutes Ende.

Einsam von dem Wald umwürzt
Seh' ich mich um's Wort verkürzt,
Aber ernt' in Waldeskühle
Unaussprechliche Gefühle.

6.

Die Schwalbe.

Unterm Fenster liegend
Träum ich mich zu Wald,
Wenn vorüberfliegend
Vogeljubel schalt.

Gern wir Menschenkinder
Flögen mit hinaus;
Doch um so geschwinder
Flieht ihr unser Haus.

Vögel, recht zum Hohne
Ruft ihr mir vorbei,
Daß es, wo ich wohne,
Euch nicht wohnlich sei

Und statt Gegenliebe
Zeigt ihr mir nur Scheu. —
Welches Vöglein bliebe
Einem Menschen treu?

Schwälbchen, du da? — niste
Schnell am Fenster hier!
Mildre das Gelüste,
Mitzuschwärmen, mir!

7.

Enttäuschung.

Wiesen in des Morgens Weihe,
Wald, gelehnt an ihren Plan
Weiße Dörfer nach der Reihe
Grüßen frischbetagt mich an.

Zum Gemälde wird mir Alles,
Hingezaubert vor das Herz;
Doch die Redlichkeit des Halles
Macht die Malerei zum Scherz.

Triumphirend Hähne krähen
Aus der Ferne zu mir her,
Daß ihr Dorf nicht blos zum Sehen
Hingemalt sei, freudenleer.

8.

Mein Lied.

Wie gern sich doch mein Lied enthält
Des Fluges in die große Welt!
Ja, Echo, wirf mein Lied vom Glück
Des Thales nur in's Thal zurück!

9.

Das alte Lied.

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist Der ein Mensch, den sie nicht rührt?“
Ein altes Lied, doch im Gemüthe
Noch immer wärmend nachgespürt.

Die Morgenbienen lang schon raunen
Das alte Thema mir in's Ohr,
Nun schallen mir's die Thurmposaunen
Auch aus dem grauen Städtchen vor.

Ein Greis, den Laut recht einzutrinken,
Hält dort im Feld die Hacke still,
So wie auch mir der Griffel sinken,
Der Geist sich aufwärts richten will.

10.

Das Land der Arbeit.

Nirgends grüßt hier Sorgenstille,
Arbeit ist das Volksgepräge.

Lächelnd stehet die Idylle
Nirgends hierzuland am Wege.

Doch, was sag' ich? — Wär' ein Märchen
Hier der Mutterkuß? im Stillen
Küßte Abends sich kein Pärchen? —
Liebe lebt auch hier Idyllen!

11.
Zeitverlauf.

Heuschrecken springen durch die Wiese
Und zeigen, wie die Zeit verfließe,
Ein Uhrwerk, das nicht stille steht;
Ein sichtbar Hüpfen der Sekunden,
Auch von der Zeitlos' still empfunden,
Die bald im Thale nun vergeht.

12.
In Waldermitte.

Zeitlosen liegen hier zerknickt
Frühmorgens im Waldwiesenthau.
Wer spielte mit so ungeschickt
Dem zartesten Gebild der Au?
Ich selber; denn das ganze Weh
Schuf ein von mir geschrecktes Reh.

Vermischte Gedichte.

1.

Macht der Schönheit.

Aller Diamanten schönste,
Die, gleich Sternen, Feuer strömen,
Leuchten nicht, wie liebe Augen.
Alle Perlen und Korallen,
Die die Meere in sich schließen,
Reizen nicht wie schöne Wangen
Und wie rothe Lippen reizen.
Aller Länder Seide fesselt
Nicht, wie zarte Locken fesseln.
Wie ein reiner Busen blendet
Blendet nicht Carrara's Marmor;
Und kein Feuer brennet heißer,
Als der erste Kuß der Liebe.

Friedrich Heiler.

2.

Der Hoffende.

(Den 11. Dez. 1833).

So eben fiel das letzte Blatt
Von meiner Lieblings-Eiche;

Schon lange hing es welk und matt
Am mütterlichen Zweige.

Die Stürme zerrten Tag und Nacht
Dasselbe hin und wieder:
Nun hat sich's endlich losgemacht,
Und ging zur Erde nieder.

Bald fall' auch ich, ein müdes Blatt,
Vom schönen Lebens-Baume,
So welk, wie du, wie du so matt,
Und unvermißt im Raume.

Die Stürme toben Tag und Nacht,
Sie kehren stärker wieder:
Bald hab' auch ich mich losgemacht,
Und geh' zur Erde nieder.

Fr. Heiler.

3.

Erklärung.

Ich lebe nur um dich zu lieben,
Lieb' ich dich nicht, so bin ich todt:
Mein ganzes Wesen ist umschrieben
Von diesem heiligsten Gebot.

Heinr. Kern.

41.
Der Frühling.

Ihr sagt, der Frühling sei ein zarter Knabe,
Und mir erscheint er als ein rauher Krieger:
Denn immer, wenn der Holde ankam, habe
Gesehn ich aufziehn ihn als einen Sieger.

Die Gräslein, wenn sie aus dem Boden sprießen,
Die Hälmlein, wenn sie durch die Schollen stechen,
Die gleichen Schwertern nur und lauter Spießen,
Als wollt' ein junger Ritter Lanzen brechen.

Die gelben Sterne, die zuerst ausschlagen,
Sind goldne Orden seiner Offizire,
Voran sind weiße Schneeglöcklein getragen,
Daß zu dem Feldzug man auch musizire.

Ernst Rapp.

5.
Belehrung.

Ein schönes, buntes Vögelein
Auf einer Trauerweide singt,
Es ist so niedlich, lieb und klein,
Und sein Gesang so fröhlich klingt.

Die Trauerweide trauert fort,
Sie wird durch Freude nicht gestört,
Doch hab' ich mir ein goldnes Wort
Aus dem Gesang herausgehört:

„Der Scherz ist besser als der Schmerz,
Hoch über Schmerzen schwing' dich auf,
Das lieblichste Geschenk ist Scherz
Für dieser Welt verworr'nen Lauf."

Fr. Richter.

6.

Liebe.

Die Rose glüht,
Der Herbstwind zieht,
Und streift sie ab;
Sie sinkt in's Grab.
So fallen die Blüten der Liebe,
Der Himmel wird trübe.

Die Quelle rauscht,
Das Mädchen lauscht
Am Blumenrand;
Sie verliert sich im Sand.
So verhallen die Töne der Liebe,
Der Busen wird trübe.

Das holde Licht
Aus Osten bricht,
Des Tages Pracht,
Sie sinkt in Nacht.
So erlöscht das Feuer der Liebe;
Das Auge wird trübe.

Das Leben schäumt,
Die Zeit nicht säumt,
Dein Haupt sich neigt,
Der Hügel steigt.

Nicht Schmerz, nicht Wonne der Liebe
Dir übrig bliebe.

C. G. Hölder.

7.

Der wahnsinnige König.

Es wohnt ein König im Meeresthurm,
Ein König, dem ist der Thron geraubt,
D'rum schauet er stützend das greise Haupt
Hinaus, laut klagend beim Wogensturm.

Und steigt die Sonne aus blauem Meer,
Da wähnt er zu schauen den Königskranz,
Als stral' er im Meer' in goldnem Glanz
Er greift in die Locken und seufzet schwer!

Es brausen die Wogen in finstrer Nacht,
Sie sprützen hinauf am Königsthurm;
Es rollt der Donner, es tobt der Sturm,
Der König ist d'ran vom Schlaf erwacht.

Da ruft er hinaus vom zitternden Thurm:
„Was tobt's und donnert's in meinem Reich,
Mein Volk, ich gebiete dir Ruhe sogleich!“
Und lauter und schrecklicher donnert der Sturm.

Und es brauset, der König voll Zorn erblaßt:
„Da mag es wohl gelten, ich muß hinaus,
Sie achten nimmer das Königshaus!“
Er stürzt hinunter, der Wirbel ihn faßt.

Aug. Lebret.

8.
Orientalische Weise.

Ueber'n See hin schwimmt der Nachen,
Silbern klingen Ruderschläge,
Weht ein lilienweißes Segel,
Stralt ein goldner Halbmond drinnen.

Auf dem weichen seid'nen Divan
Ruht der große Herr von Bagdad,
Hat im Arm die schönste Buhle,
Spielt mit ihren schwarzen Locken.

Warme Abendlüfte säuseln,
Aus den Wellen hauchen Blumen,
Auf der schönsten Buhle Wangen
Scheint die untergeh'nde Sonne.

Und aus ihrer Augen Dunkel
Glühen liebefeuchte Sterne,
Thränen schmachten d'rin wie Perlen,
Schmachten zu dem Herrn von Bagdad.

Heit'res, wohlgefäll'ges Lächeln
Schimmert über seine Mienen,
Und er zieht an's Herz die Schöne,
Auf die sel'ge Stirn sie küssend.

Ueber'n See hin schwebt der Nachen,
Silbern klingen Ruderschläge,
Weht ein lilienweißes Segel,
Stralt ein goldner Halbmond drinnen.

H. Loose.

9.
Der Gürtel.

„Den Gürtel so reich und glänzend
Durchwirkt mit Gold und Gestein,
O nimm ihn und laß deine Liebe
Meine Morgengabe sein!“

So spricht sie im keimenden Frühroth
Zu ihrem Herrn und Gemal,
Hebt bittend zu seinem Blicke
Des liebenden Auges Stral.

Und wie vorüber ein Monat,
Eine Dirne sie erblickt,
Die ist mit dem Liebesgürtel,
Den sie ihm wirkte, geschmückt.

„Ist das die Lieb' und Treue,
Du kalter, unseliger Mann,
Der mit meinem Liebesgürtel
Eine Buhlerin schmücken kann?

„Hab' ich mit Kuß und Thränen
Das Gewebe genetzet so reich,
In Dunst sind sie verflogen,
In Dunst seine Liebe zugleich.

„So durchglühe mir Haß die Seele,
Meine Liebe verwehe zu Rauch,
Es werde der Liebesgürtel
Sein Todesgürtel auch!“ —

Sie hat den Gürtel in Händen,
Wiegt ihn mit grimmer Lust,
Sie blickt ihn an, sie lächelt,
Birgt ihn an ihrer Brust.

Und sie setzt sich neben den Gatten,
Zum Mahl im schimmernden Saal:
„Willst Du nicht trinken und trinken,
Geliebter Herr und Gemal?“

Und er trinkt den Wein, es schlummern
Ihm bald die Augen ein:
„Bringt meinen Gemal zu Bette,
Und laßt mich mit ihm allein!“

Da nimmt sie hervor den Gürtel,
Den sie im Busen birgt.
Und mit dem Gürtel der Liebe
Den Gatten sie erwürgt.

C. Fezer

10.

Ständchen.

Da komm' ich her in Nächten mild,
Und sing' und wag' es kaum,
Wie Sternenglut in's Mondlicht quillt,
Sing' ich in deinen Traum.

Und hast du meiner nie gedacht,
Was ist nun mehr mit mir?
Doch komm' ich her in stiller Nacht
Und sing' empor zu dir.

Ein Sehnen zieht zu dir mich hin,
Das macht mich todeswund,
Ach zieht mich, Herzenskönigin,
Bald in der Erde Grund.

Und Lied und Liebe sinkt hinab,
Doch keines schlummert ein;

Dann laß im Garten hier mein Grab
Vor deinem Fenster sein.

Und schaust du in die Nacht hinaus,
Dann steh' ich wieder hier,
Entstiegen meinem kühlen Haus,
Und sing' empor zu dir.

L. Seeger.

11.

Einziger Wunsch.

Eines möcht' ich nur erwerben,
In des Lebens Kampf und Noth;
Wollte leiden d'rob und sterben,
Und vergehn in ew'gem Tod!

Eine fromme, liebe Seele
Mein zu nennen, einzig mein! —
Doch mein armes Herz verschmachtet:
Nimmer kehrt hier Liebe ein.

Ach! daß mein Auge könnte weinen,
Eh' mich des Lebens Sturm verweht,
Daß ich die Hände lernte einen
Zu kindlich-brünstigem Gebet!

Doch Alles ist hinweggerissen
Von meiner Jugend Zorn und Glut:
Was bleibt mir noch? — Verzweifeln müssen,
Wenn Gott hier nicht ein Wunder thut.

Wohl wüßt' ich Eins, was meine Hölle
Verwandelte in Himmelslust,
Die einzig klare, heil'ge Quelle,
Um rein zu waschen meine Brust.

Ein Mädchen, das mit stiller Liebe
Mein eigen wär', auf ewig mein,
Aus deren Auge fromme Liebe
Fiel' in mein wildes Herz hinein:

Sie möcht' ich in des Fluches Stunde,
Wenn sich des Zweifels Teufel regt,
Wenn wieder brennt die alte Wunde,
Wild auf in blutigen Flammen schlägt:

Sie möcht' ich finden auf den Knien
Vor einem heil'gen Christusbild,
Ihr Auge schau'n voll Andacht glühen,
Die ganz ihr Herz und Sinnen füllt.

Und neben ihr würf' ich mich nieder,
Und blickte in ihr Aug' so kar: —
Da könnt ich beten, weinen wieder,
Wär' aller meiner Sünden baar!

A. Helfferich.

12.

An die Moosrose.

Bescheiden stets erscheinst du edle Rose,
Bescheidenheit nur heißt dich früh verblüh'n.
Du einest Sanftmuth mit der Jugend Glüh'n;
Doch birgst du deinen Reiz in duft'gem Schooße.

Erröthend siehst du aus dem dunkeln Moose
Doch blickt in's Tiefste dir gar frech und kühn
Der Sonne feurig Auge; zu entzieh'n
Dich ihr, wähnst du vergebens; o die Lose!

Sie lös't den moos'gen Schleier, deine Hülle:
Die höchste Pracht läßt sich in dir nun seh'n,
Dein süßer Duft erfüllt die luft'gen Hallen.

Doch sieht man kaum dich in der ganzen Fülle,
So meinst du prahlend schon vor uns zu stehn,
Und läss'st die zarten Blätter schamroth fallen.

Friederike M.

13.

Die Thränenweide.

Nicht passend scheint mir auf dem Todeshügel
Die Thränenweide mit gesenktem Haupt.
Der Himmel drückt so schwer die grünen Flügel,
Ihr ist der Muth emporzuseh'n geraubt.

Zu streben aufwärts sollte sie nicht scheuen,
Gleich jenem Geist, deß' Hingang sie uns weis't:
Pflanzt lieber Lilien mir auf's Grab, sie seien
Geweiht als Sinnbild dem entschwund'nen Geist.

Friederike M.

14.

Bei Nacht.

Nun hat die heil'ge Mutter Nacht
Viel tausend Augen aufgethan,
Auf daß der Sohn, der unten wacht,
Getrost die seinen schließen kann.

L. Mezger.

Epigramme

von

H. Wagner.

1.

Stern an Stern.

„Ei schaut den schwerbelad'nen Herrn!
Auf seiner Brust glänzt Stern an Stern.
Wer ist's? das sage, wer ihn kennt."

Ich nicht; — allein
Kein Andrer kann's wohl sein,
Als Atlas, welcher trägt das ganze Firmament.

2.

Graf von Thüngenthal.

Im Adel wohnt' einst Musengunst;
Graf Thüngenthal ist Feind der Kunst,
Und will, was fristet ihr das Leben,
Zum Salz den armen Bauern geben,
Welch Mitleid, Freund, woher, wozu? —
Der Bauer hat mehr Salz als Du.

3.
Schillers Grabschrift.

Hier liegt im Sänger Schiller begraben
Ein deutscher Elias, der Stolz der Schwaben.
Wohl Mancher mag "mein Vater!" lallen,
Auf den sein Mantel nicht gefallen.

Cordelia.

Novelle

von

A. Treuburg.

Zwei junge Deutsche, die schon früher auf einer vaterländischen Universität Freunde und, bis auf einen gewissen Grad, Vertraute geworden waren, hatte neuerdings ein fröhliches Wiedersehen vereinigt. Der Eine, Wilhelm, hatte von der Absicht, sich irgend einer Brodwissenschaft zu widmen, frühe abgelenkt und sich der Kunst ergeben. Studium der alten Poesie und besonders der Antike war es, was ihn seit einem Jahr in Rom fast ausschließlich beschäftigte. Die Vorliebe für schöne Wissenschaften war es auch, worin sein Freund Theobald ihm begegnet war, so sehr sie sonst in ihrer geistigen Richtung von einander abwichen. Denn der Leztere hatte sich, unbefriedigt durch einen ästhetischen Dilettantismus, ernsteren Forschungen, besonders der Philosophie zugewendet, und jezt erst, nachdem er sich eine feste und nachhaltige Bildung erworben zu haben glaubte, hatte ihn seine alte Neigung in das Land der Kunst und Schönheit gezogen.

Es waren kaum acht Tage seit Theobalds Ankunft in Rom verflossen, so war er durch Wilhelm

schon mit den meisten von dessen dortigen Freunden bekannt geworden. Zu diesen gehörte ein deutscher Arzt, im vertrauten Kreise Christoph genannt, dessen gemüthliches Entgegenkommen den neuen Gast sogleich angezogen hatte. Er zählte bald vierzig Jahre, und pflegte auf die Frage, was er in Rom wolle, nach seiner wunderlichen Manier in einem absichtlichen Wirrwarr zu antworten.

Diesen Freund besuchten jene Beiden eines Mittags, da er Theobald eingeladen hatte, ein schönes Gemälde, das er besitze, zu betrachten. Es war offenbar ein meisterhaftes Werk, vor das er den Erstaunten treten hieß; König Lear mit dem Narren in der Sturmnacht. „Wie oft habe ich doch schon den Gedanken gehabt, rief der freudig Ueberraschte, wie schön dieser Moment von einem Maler sich müßte darstellen lassen, und nun stehe ich vor einer Wirklichkeit, die alle meine Erwartungen übertrifft! Armer Greis, da stehst du, dem Toben der Elemente Preis gegeben; der Blitz speit sein zackiges Feuer, der Donner rollt, der Regen stürzt in Strömen herab. Doch sie sollen nur wüthen, sie sind ja nicht deine Töchter, ihnen gabst du kein Reich und nanntest sie Kinder! Der Sturm wühlt dir im weißen Barte und in den spärlichen Locken des Haupts, er will dir den Königsmantel vom Leibe zerren, dunkler Wahnsinn kräuselt bereits deine hohe Stirn in unheimliche Fältchen. Und doch bist du noch immer der große König, vor

dessen mähendem Schwerte einst die Feinde hüpften, immer noch jeder Zoll ein König!"

„Die Lichter sind aber doch etwas zu grell," sagte Wilhelm. „Meinst du? antwortete Theobald. Das ist gewiß eine falsche Anwendung gewisser gangbarer Begriffe. Kann das scheue Licht des Blitzes eine solche Schreckensnacht, eine solche Gestalt wahrer und treffender beleuchten, als wir es hier sehen? Und sieh doch, wie diese seltsame Beleuchtung den gemischten Ausdruck auf dem Gesichte des Narren so herrlich vollenden hilft!"

„Der Narr gefällt mir auch besonders, sieh' ihn einmal recht an," bemerkte Wilhelm. Theobald konnte die Verbindung von Furcht und Schelmerei, von herzinniger Gutmüthigkeit und dialektischem Verstande, von Sinn und Unsinn nicht genug bewundern, die in diesen Gesichtszügen geschrieben stand. „Seht doch den armen Burschen; die Knie schlottern ihm, eine Gänsehaut rieselt an ihm hinunter, er kann die Augen vor dem Regen schier nicht öffnen, und doch kann er den Schalk nicht lassen; er möchte vor Mitleid mit dem König und sich zu Grunde gehen, und doch quält er sich und ihn mit seinem sinnvollen Unsinn. Er möchte weinen und scherzt, er denkt der guten, armen Cordelia. Welche Wirkung hat der Maler besonders durch die Fältchen an den äußeren Winkeln der halb zugedrückten Augen hervorgebracht!

Sollen wir lachen oder schaudern über diese witzige Nemesis in der Narrenkappe? Wer diesen Narren und diesen König neben einander stehen sieht, der, meine ich, sieht nicht nur den Grund-Gedanken dieses Trauerspiels, sondern das Trauerspiel verkörpert."

„Jezt ist er im Zuge, unterbrach ihn Wilhelm, jezt wird er uns die Idee des Drama's auseinandersetzen, wird uns nach Solger die hohe Bedeutung der Ironie einschärfen, und wir hören eine ganze Vorlesung über Aesthetik." Theobald ließ sich gerne unterbrechen, denn ein neuer Gegenstand hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Je genauer er die Physiognomie des Narren betrachtete, desto mehr drang sich ihm eine, nur wenig verdeckte, Aehnlichkeit mit Christophs Zügen auf; er fixirte verwundert bald diesen, bald das Bild. „Nicht wahr, du merkst es auch? sagte Wilhelm, aber er gesteht Nichts." „Zufall, Zufall!" rief Christoph mit einem tiefen, aus der Brust hervorgeholten Lächeln, das Wilhelm ein gründliches Lächeln zu nennen pflegte; „da, sehet lieber den herrlichen Kopf des Lear noch einmal an. Lear ist ganz Temperament, in dessen Zeichnung ja Shakespear besonders Meister ist. Er ist prachtliebend, tapfer, großmüthig, herzlich, kindlich, eigensinnig, jähzornig, hört gerne Schmeicheleien; er verstößt seine geliebteste Tochter um eines wahrhaft albernen Grundes willen, und da er sie wiederfindet, will er sich mit ihr im Gefängniß an der vergoldeten Fliege freuen, die am

Fenster spielt. In dieser Herrschaft des Temperaments liegt auch seine Schuld. Es ist Altersschwäche, sagt Regan, doch hatte er von jeher nur dürftige Selbstkenntniß. Er ist daher bei jedem Anlasse der tiefsten Alteration ausgesezt, und dies ist der Punkt, an welchem der Wahnsinn ihn packt."

Während Christoph durch diese Bemerkungen sichtbar bemüht war, weiteren Fragen auszuweichen, stand Theobald in tiefes Sinnen verloren. „Sonderbar, begann er endlich, auch dieser Kopf des Lear hat mir etwas so Bekanntes, dessen ich mich doch nicht entsinnen kann; so sagen Sie mir doch, wer ist der Künstler, wie kam das Gemälde in Ihre Hände?" Christoph hinkte mit einer komischen Behendigkeit seiner Beine, deren eines etwas kürzer war, auf und nieder, und sagte: „Das ist ein eigener Casus. Dieses Gemälde hat eigentlich Niemand gemacht; denn Derjenige, der es gemacht hat, war ein Anderer, als Derjenige, der er war. Da aber ein Anderer, als ein Derjeniger, eigentlich gar kein Derjeniger ist, so war er also gar kein Derjeniger. In jedem andern Falle würde ich sagen, ich habe es durch Raub, Betrug, Diebstahl an mich gebracht." In dieser Weise fuhr er fort zu faseln, so lange von dem Gegenstand die Rede war, während Wilhelm vergebens gegen den Eigensinn eiferte, mit dem er die Herkunft des schönen Bildes verschwieg. Endlich machten die drei Freunde sich auf den Weg, um nach einem kleinen

Spazirgange sich mit einigen Bekannten in einer Osterie bei trefflichem Albaner-Wein zu versammeln.

„Vor Allem nun, o Edler, sagte Wilhelm, indem er Theobalds Arm faßte, erwäge, daß du nicht sowohl in Halle, Berlin, Königsberg, als vielmehr in Italien bist.“ „Sehr treffend bemerkt, fiel Christoph ein; überlassen wir uns hier keinen unklaren, unlogischen Begriffen, vielmehr gründlich betrachtend und untersuchend stellen wir den Satz auf: Italien ist Italien.“ „Fast käme ich nun in Versuchung, entgegnete Theobald, euch zu beweisen, daß Italien nicht Italien sei. Denn wenn ich nun doch einmal von euch zum Märtyrer der Philosophie auserkoren bin, so sollt ihr's auch büßen. Die ächte und wahre Logik nimmt das Prinzip des Widerspruchs als fortbewegendes Element —“ „Ich bitte, flehe, beschwöre dich,“ rief Wilhelm, und hielt dem Sprechenden mit einem verzweifelten Drucke den Mund zu. „Nun, heute muß ich mir schon Etwas gefallen lassen, fuhr Theobald fort; aber laß mich im Ernste sprechen: wenn du meinst, mein Hegel habe mir die Phantasie ausgetrocknet und mich zum frischen Genusse des Schönen untüchtig gemacht, so ist Dies eben ein Beweis, daß du, Geliebtester, zu wenig liesest.“ „Davon ein andermal mehr, erwiederte Wilhelm, laß mich doch nur die gehörigen Folgerungen aus meinem obigen Satze ziehen.“

Die Monstranz wurde hier an den Sprechenden vorübergetragen. Die Gesichtszüge des wohlbeleibten

Priesters zeigten jene glatte Süßigkeit, unter deren Oberfläche der Fanatismus zu lauern pflegt. Das Volk warf sich nieder; eine Mädchengestalt lag unter den Knieenden, mit dem schönsten Ebenmaß der Glieder hingegossen; während sie ihr Gebet flüsterte, fiel ein brennender Blick aus ihren schwarzen Augen auf Wilhelm, der ihn mit einem Zeichen seiner Hand erwiederte. „Siehst du, sagte er dann zu Theobald, da hast du den Priester und die guten frommen Leute mit einem Blicke betrachtet, als läge dir eine ganze Philippica über Katholizismus und Aberglauben auf der Zunge.“ „Ich zweifle sehr, erwiederte Theobald, ob unsere Reformatoren mich für einen guten Protestanten gelten lassen würden; aber das ist wahr, ich bin nicht tolerant, ich hasse diese Kirche, die ein krankhaftes, längst erstorbenes Dasein im unbegreiflichen Widerspruch mit allen Fortschritten des Geistes behaupten will, ich empöre mich über die tiefe Schmach der Knechtschaft, in die sie die Geister bannt. Hast du diesen Priester beobachtet? Hast du diese Süßigkeit in seinem Gesichte, diesen Honigseim, diesen klebrigen Thran der seligen Pfaffenfreundlichkeit gesehen, der unter seiner Oberfläche vom Blute gemordeter Ketzer trieft?“ „Eben diesen protestantischen Eifer, sagte Wilhelm, mußtest du in Deutschland zurücklassen, zumal da er mit einer engherzigen und spießbürgerlichen Moral zusammenhängt. Dort zanken sich, wie ich höre, eben jezt die Theologen über

Protestantismus und Katholizismus. Was wissen die von der Sache! Es ist freilich ein großer Gegensatz, aber er liegt nicht in einzelnen Dogmen. Vielmehr muß man erst Liebschaften mit katholischen Weibern gehabt haben, wenn man ihn verstehen will; man muß erfahren haben, daß ihre Seele, so zu sagen, keinen Boden hat." „Unser gelehrter Freund Wilhelm, bemerkte Christoph, schreibt gegenwärtig an einem großen Werke, betitelt: Darstellung des Gegensatzes zwischen Katholizismus und Protestantismus, gegründet auf sorgfältige und gewissenhafte Experimente an katholischen Weibern, von einem Protestanten." „Und noch Etwas, sezte Wilhelm lachend hinzu: du sprachst sonst so viel von Zweifeln, Kämpfen des Bewußtseins; dieser alte Sauerteig —" „Richtig, ich kenne Das, fiel Christoph ein, dieses Drängen, Drücken, Zwicken, Bohren des innern Menschen —" „Dieses, schloß Wilhelm, muß in Italien ebenfalls über Bord geworfen werden." „Damit, sagte Theobald, bin ich, Gott sei Dank, im Reinen; die Philosophen haben mich krank gemacht, aber auch geheilt."

Nachdem sie unter solchen Gesprächen die Osterie erreicht hatten, stellte sich nur Einer von den erwarteten übrigen Freunden ein, welcher freundlich grüßend, Theobald noch unbekannt, eintrat und von Christoph besonders heiter empfangen wurde. Es war ein bejahrter Mann mit grauen Haaren, der Theobald als ein Maler, Namens Friederich, vorgestellt wurde; seine

wohlwollenden Züge, die einen sanften Ausdruck von Frömmigkeit trugen, seine ruhige, klare Rede gewannen ihm schnelle Theobalds Herz. Das Gespräch lenkte sich auf den Gegensatz der klassischen und romantischen Richtung in der Malerei. Wilhelm kämpfte entschieden für die erstere, Friederich hielt zum romantischen Panier und Theobald suchte zu vermitteln. Als Friederich behauptete, die unbefangene Darstellung der reinen Natur sei für uns verloren, als er den Grund dieser Veränderung in dem Geiste der christlichen Religion nachzuweisen suchte, und erklärte, daß seit dem Einen Worte des Täufers „thut Buße und gehet in euch" die klassische Naivetät Ein- für allemal hinter uns liege, so brach Wilhelm aus: „O Buße und Sünde! Was soll noch aus der Kunst werden, wenn sie Fleisch und Sinne verdammt, sehnsuchtsterbende, demuthzerschmolzene Köpfe auf eingemummte Körper sezt und die klare Sicherheit der Gestalten zur abstrakten Durchsichtigkeit eines Elfenleibs verklärt!" „Apropos, Elfen gibt's, fiel Christoph ein, ich hab' einmal welche gesehen." Man bestürmte ihn, zu erzählen; er begann:

„Ich kam Abends — wo, sage ich nicht — im Pfarrhause an. Man lud mich ein, in den Garten zu treten, wo eine fröhliche Gesellschaft von jungen Leuten in der Laube scherzte. Man erzählte Gespenstergeschichten, und ein Schelm hatte so eben das Licht ausgelöscht, als ich eintrat. Ich sezte mich im

Dunkeln nieder, ohne meine nächsten Nachbarn und Nachbarinnen zu kennen, ich verlangte selbst, daß mir ihre Namen nicht genannt werden, denn es ergezte mich, zu den unbekannten Stimmen der Sprechenden die passenden Physiognomien und Gestalten in meiner Phantasie zu suchen. Ein Mädchen hatte so eben eine entsetzliche Erzählung begonnen, und ich schickte mich an, den köstlichen Geisterschauder recht behaglich in vollen Zügen zu genießen. Aber meine Aufmerksamkeit sollte plötzlich einen andern Gegenstand finden. Durch die Jasminzweige fiel ein voller Mondstral auf ein weibliches Antlitz. Das zarte Haupt war rückwärts gebeugt, die Augen geschlossen, als schaue die träumende Seele ganz nach innen und schiffe auf unbekannten Pfaden im Geisterreich. Nur an den Bewegungen der feinen Lippen zeigte sich, daß sie wachend den wechselnden Eindrücken der Erzählung folge. Nur dieses Eine Antlitz war vom blassen Lichte beleuchtet, Alles Uebrige rings um mich im tiefen Dunkel. Ich kann keine topographische Beschreibungen von Gesichtern à la Walter Scott und Bulwer geben, als wären es aufgenagelte Landkarten; ich weiß nur zu sagen, daß ihre Farbe ein natürliches, gesundes Bleich war, durch das man die feinen Aeste der Adern am Schlafe hinlaufen sah, und zu welchem die rabenschwarzen Haare, die sich an der blendenden, mondhellen Stirne hinkräuselten, im lieblichsten Verhältnisse standen. Ihr Wuchs mußte

groß sein, denn während ich sie anschaute, schien mir die Stimme des erzählenden Mädchens aus der Tiefe zu tönen. Sie schien eben erst in das Alter der Jungfrau eingetreten zu sein; Kinderspiele wiegten sich noch auf ihren Wangen. Was an Allem das Schönste war: ich sah keine Spur von Sentimentalität. Der Jasmin duftete betäubend, die Geistermärchen spielten wie musikalische Begleitung zwischen meine Träume, ich saß stumm und schaute immer und immer nur nach diesem Antlitz. Ein höchst widerliches Gefühl schnitt plötzlich den Faden meiner Gefühle ab; ich konnte mich nicht sogleich auf die Ursache desselben besinnen, fand sie jedoch bald in einem scharfen Käsegeruch, der vom Tische aufstieg. Der Käse ist eine eigenthümliche Speise. Er zog mich sonst immer durch eine gewisse liebenswürdige Niederträchtigkeit und holdselige Gemeinheit seines Geruches an; aber wer in Gegenwart der Geliebten Käse riechen oder gar essen kann, ist ein Verworfener. Aus der ungeheuern Indignation, die mich jezt erfüllte, ersah ich also, daß ich verliebt sei. Ich verließ heimlich die Laube, schlich hinaus an einem murmelnden Bache hin, trat in den mondbeglänzten Wald, und warf mich auf's Moos. Mein Organ für das Geisterreich war geöffnet, der Anblick des blassen, wundervollen Angesichts im Zauberlichte des Mondes hatte mich schnelle zum Priester seiner Geheimnisse geweih't. Ich hörte es rascheln und

klingen im Laube und wechselnde Rede von zarten Stimmchen. Es kam immer näher, und trotz der Tarnkäppchen erkannte ich endlich drei Männchen, nur bienengroß, mit feinen, klugen Gesichtern. Wo bist du gestern übernacht gewesen? fragte der Eine. Im zarten Glöckchen einer Maienblume. Und du? Ich wiegte mich die ganze, lange Nacht in einer Jungfrau weichem Wangengrübchen; im Dorfe drüben wohnt die süße Maid, werth, unsre Königin zu sein; auf einem Mondstral schifft' ich hin zu ihr. Der dritte der Elfen schien traurig und müde, und sonderbar! der kleine Körper hatte die Rundung der Glieder verloren und erschien platt gedrückt bis an das Köpfchen. Da sie mit Fragen in ihn drangen, aus welchen hervorging, daß er lange Zeit von den Seinigen vermißt worden, erzählte er in klagendem Tone: „Noch sind zwei volle Wochen nicht verflossen, als ich am Weg in klarer Mondennacht auf einer Weide schwankem Zweig mich wiegte. Da seh' ich kommen einen Bauersmann vom Städtchen her, wo heute Markt gewesen. Der Quersack schwankt ihm über, über voll am schweren Stock auf seinem breiten Rücken, er aber hatte, wie ich klar erkannt, sei's Obstmost, niederträchtiger Batzenwein, sei's Schnaps, kurzum von dem gemeineren Getränke gottloses Uebermaß in sich geschluckt. Die Bauernfüße, ungebildet breite, der Hobelung, der heilsamen, bedürftige, sezt' er dem Manne gleich, der,

Schleifschuh=laufend auf der Eisesfläche, den rechten jezt, und jezt den linken Fuß im Kreise kreuzend um den andern wirft, und ohne Scheu stieß er der Flüche allerschrecklichste aus rauher Kehle in den nächt'gen Himmel. Ich aber flog vom schwanken Zweig herab auf seines Hutes dreigespizten Filz, der, eingekrempt zu dreien Seiten, mir bequemer Höhlung sichres Lager bot. Doch langsam kroch ich nach der hintern Spitze, bis daß der Hut von meiner Füße angestemmter Kraft das Gleichgewicht verlor und schnell mit mir hinab zur Erde stürzte. Der Bauer tappte nach dem guten Hut, und sezt' ihn wieder auf das kahle Haupt. Doch war er kaum der Schritte zehn gegangen so kroch ich in des Hutes vordre Spitze, und stürzt' ihn also abermals zu Boden. Er bückte fluchend sich, und schweift', unsicher kreisend, Stoßvogel=ähnlich um den Hut, bis er ihn faßt' und wieder sich bedeckte. Und wiederum zum dritten, vierten, fünften Male flog ich zur Erd' im breiten filznen Schiffe. Da nahm in seines Zornes Uebermaß der Bauer endlich seinen Hut und schlug ihn mit Gebrüll an eines Steines scharfe Kante, und lag ich Armer zappelnd an dem Boden; mein Käpplein aber war im Hut geblieben. Er sah mich nun, und tappt mit rohen Pfoten nach meinem zarten, lieben Elfenleibchen, und steckte mich in seine Westentasche, und hielt sie zu, daß ich ihm nicht entflöhe. Und wie er nun zu Hause war gekommen, erfasset er, der

Unmensch, der Tyrann, ein uralt Buch von ungemess'ner Größe — metallne Klappen hielten seine Decke — und sprach zu mir: du sollst zur Strafe, kleiner Naseweiß, zu meines Buches Zeichelein mir dienen! Mein Bitten, Flehen, Weinen war umsonst; er schob mich in des Ungeheuers Mitte, daß nur mein Köpflein aus dem Buche sah, und klappt' es zu, und schloß die schweren Riegel. So lag ich nun in namenloser Klemme, mein Bäuchlein, Aermlein, Wädlein, Schenkelein durch lange Quetschung formlos breit gedrückt, wehrlos, ein aufgegebner Mann, bis wiederum der Bauer sich besoff, und ich, da er das Buch sich aufgeschlagen, inwährend er die Brill zur Nase führte, schnell, schnell entfloh, so gut's mein Körperlein, das abgeflächte, dürre mir erlaubte. So bin ich hier, gerettet aus des Buchs Gewalt und aus der schlimmeren der Menschen." Die Elfen lachten aus vollen Hälschen, als er geendet; plötzlich aber entstand im Laube ein Geräusch, man hörte das zarte Knallen eines Elfenpeitschchens, und in einer, von mir noch nie gesehenen, Art von Fuhrwerk kam eine ganze Elfenfamilie blitzschnell angefahren. Es war der lederne Helm eines Soldaten, umgekehrt auf Räder gestellt, so daß das Ganze wo möglich einer Chaise glich. Plötzlich machte sie Halt, die Chaise stieß hart auf, fiel um, der Kutscher purzelte vom Bocke und heraus rollte und prasselte eine ganze kleine Elfenfamilie; der Vater war der Kutscher,

dann eine Frau mit vielen Kindern, wie kleine Essigfliegen, und zwei Tanten. Die Weibspersonen schienen sehr eitel, ihr erstes Wort waren Klagen über die beschmuzten Röckchen und Hütchen. Als endlich der Kutscher zu Worte gekommen, vernahm ich aus seiner, durch Beklemmung des Athems vielfach unterbrochenen, Erzählung, daß der Grund ihrer rasenden Eile eine große Mücke gewesen, welche in brummendem Fluge den armen Erschreckten nachgeflogen und erst am Walde von ihnen abgekommen sei. Die Schilderung ihres Schreckens war so drollig, daß mir Unbesonnenem ein lauter Lach-Träller entfuhr. Alles war verschwunden, ich hörte nur das eintönige Hacken eines Spechts am nahen Baume, und schweigend schlich ich mich in's Dorf zurück."

Die heitere Erzählung stimmte die Gesellschaft zu allgemeiner Fröhlichkeit, und nachdem Christoph nach dem Namen und Wohnort seiner Feen-Königin vergebens ausgeforscht und vielfach geneckt worden war, gerieth Wilhem auf den Gedanken, es sollte nun auch von den Uebrigen Jeder ein Liebes-Abenteuer Preis geben. Der Gedanke fand Beifall, nur Friederich bat, ihn frei ziehen zu lassen, und Wilhelm begann:

„Zum Präludium ein kleines Wanderlied, das ich auf meiner Reise nach Italien zwischen die Felsen und Wälder Vorarlbergs schallen ließ:

Gestern sah ich hüpfen, schweben
Schlanke Füßchen auf und ab,
Ueber Dorn und Klippen streben
Muß ich heut' am Wanderstab.

Gestern noch mit wilden Küssen
Deckte mich ihr heißer Mund,
Heut' an scharfen Felsenrissen
Stoß' ich mir die Wange wund.

Gestern glänzten weiße Brüste,
Die ein tiefes Athmen hob,
Heute starren in der Wüste
Felsenblöcke, rauh und grob.

Gestern fühlten warme Glieder
Schwelgend wonnigen Verein,
Heute lieg' ich frierend nieder
Auf den kalten, feuchten Stein.

Auf! Frischauf! und nicht gezaget!
Weiter in die Welt hinein!
Immerzu, und frisch gewaget,
Heute darf nicht gestern sein!

Ich kann euch, fuhr der lockere Sänger fort, keine eigentliche Liebesgeschichte erzählen, was ihr wohl schon aus der so eben abgesungenen Beichte meiner Grundsätze im erotischen Fache errathen könnt. Um eine ordentliche Liebesgeschichte zu erleben, wird nämlich offenbar ein gewisses Streben vorausgesezt, die Sache rund abzuschließen, zu besitzen, zu heirathen. Nun will ich nur sogleich gestehen, daß mir ein kalter

Angstschweiß auf Stirn und Schläfen ausbricht, wenn ich die Wörter: Verlobung, Hochzeit, Heirath, in irgend einer Beziehung auf meine eigene Person auch nur von ferne mir vorstelle. Vor meiner Phantasie richten sich grausenerregend empor ganze Kästen voll Weißzeug mit dem ihnen eigenthümlichen herzbeklemmenden Geruche, ungeheure Himmelbettladen, Kaffe-Visiten, gute Rezepte zu der besten Stiefelwichse, Erlaubniß, ein Sauerkrautfaß im Keller stellen zu dürfen, — ich höre Kinder schreien — o entsetzlich! Ein tiefes Beben durchwühlt mein Mark, der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Ich habe daher in Liebessachen mich immer an Plato's hohe Weisheit gehalten."

Die Zuhörer brachen in ein Lachen aus. Christoph meinte, der Blick, den ihm heute das Mädchen auf der Straße zugeworfen, habe allerdings von sehr platonischem Feuer geleuchtet. „O die! rief Wilhelm, sie steht mir gegenwärtig als Modell und macht Jagd auf mich, aber vergeblich; ich bin nicht nur ein Mann von Erfahrung, sondern auch neuerdings eigentlich ein wiedergeborner und ein solider Mann. Ich kehre zunächst zu meinem Plato zurück, den ihr, wie so viele andere mangelhafte Denker, unrichtig auffaßt. Plato beweis't in seinem Gastmahle, daß die Liebe, das heißt diejenige, welche Liebesgeschichten im obigen Sinne anspinnt, auf einer Verwechslung beruhe, nämlich auf einer Verwechslung des Ideals mit einer

einzelnen Person. Ich kann die Stelle auswendig. Sie lautet also: „Wer die Sache auf die rechte Art angreifen will, der muß zwar in der Jugend damit anfangen, schönen Leibern nachzugehen, dann aber muß er einsehen, daß die Schönheit in einem einzelnen Leibe der Schönheit in jedem andern verschwistert ist, und es also großer Unverstand wäre, nicht die Schönheit in allen Leibern für eine und dieselbe zu halten, und wenn er dies zu Herzen genommen, so muß er als Liebhaber aller schönen Leiber erscheinen und von der gewaltigen Heftigkeit für Einen nachlassen, weil er dies für klein und geringfügig hält." Von diesem erhabenen, ächt philosophischen Standpunkte bin ich immer ausgegangen; nur erst seit einigen Tagen will sich ein leidenschaftlicher Irrthum bei mir einschleichen, als gebe es nur Einen schönen Körper, und alle andern seien blose Schattenbilder; ja es will mir öfters bange werden, als habe es mit der fortstrebenden, jedem Ausruhen und Haften an Einem Punkte abgeneigten Tapferkeit meines Gemüths ein Ende. Es ist nur Ein Auftritt, den ich zu erzählen habe; er hat aber einen Eindruck in mir zurückgelassen, von dessen Gewalt ich keine Ahnung hatte. Als ich am Morgen des Himmelfahrtfestes nach der Sixtinischen Kapelle ging, sah ich auf der Brücke St. Angelo eine verschleierte weibliche Gestalt, begleitet von einem bejahrten Manne, vor mir hingehen, nicht gehen: wie soll ich ihre Bewegung nennen?

Ein Dichter nennt es eine Musik der Glieder, und ich weiß keinen andern Ausdruck. Welche Süßigkeit und welcher Stolz war in diesem hohen, schlanken, vollen Leibe! Die Liebesgöttin konnte nicht schöner aus dem weißen Schaume steigen. Betäubt, verzaubert folgte ich der herrlichen Gestalt, und wußte sie, in der Kirche angelangt, mit meinem Auge so zu umklammern, daß ich sie im Gedränge nicht verlor. Sie schlug jezt den Schleier zurück; und welches Antlitz hatte er verborgen! Das dunkelbraune Auge war hochgewölbt und der weiße Grund von einem leisen Blau überflogen, wie auf vielen Madonnenbildern der italiänischen Schule; — dieses Auge so stolz, und doch so redlich und gut, abweisend, herrisch, und doch so ein feuchtes, süßes Geständniß des Weibs darin! Ein sinnender Ernst saß in einer kleinen Falte zwischen den schöngeschweiften Brauen. Um die Lippen spielte etwas, wie Zorn; Witz und Wollust dazwischen. Jenen leisen Anflug eines Schnurrbärtchens, der so reizend über die Lippen römischer Frauen hingehaucht ist, habe ich nie so entzückend gefunden. Ein schöner Knabe, dessen unreife Formen noch zwischen männlicher Festigkeit und weiblicher Weichheit spielen, reißt uns zur Liebe hin; aber wie süß ist es umgekehrt, an vollen, weiblichen Formen eine leise Andeutung des Männlichen zu finden! Wir glauben die Natur auf einer scherzhaften Erinnerung an den Menschen des Aristophanes, an die ursprüngliche Einheit der

Geschlechter, den Grund ihrer gegenseitigen Sehnsucht, zu ertappen. Ich meinte die kühne Antigone zu sehen, wie sie, zum Tode schreitend, die geraubte Wonne der Brautnacht beklagt. Eine dunkle Lockenfülle spielte auf dem schlanken Halse und dem schönsten Nacken, den ich je gesehen, und einzig zierten sie als einfacher Schmuck ein silberner Pfeil durch das Haar und im Ohre zwei lange Bernsteine. Die Musik, die nun in tiefen, langgezogenen Tönen hinter den verbergenden Gittern, wie aus unbekannten, geheimnißvollen Quellen aufstieg, schien sich mit mir in das heilige Mysterium versenken zu wollen, das in geheimem Weben der Kräfte diese Formen entfaltet; jezt schwang sie sich wie ein glänzender Wundervogel, wie ein Chor jubelnder Nachtigallen empor, als sei das Räthsel gelös't, als sei sie gefunden, und das Götterbild schwebe in blendender, nackter Majestät durch morgenrothe Wolken auf. Meine Augen saugten sich flammend, verzehrend in die herrliche Gestalt ein, meine Phantasie sank mit ihr zwischen duftende Blumen nieder. Ein flüchtiger Blick ihres Auges fiel auf mich. Sie schien meine Glut zu bemerken, denn Purpur bedeckte ihre Stirne und die Lippen zuckten. Noch einmal sah sie nach mir herüber; sie schien meinen Anblick zugleich zu fürchten und zu suchen, sie war in sichtbarer Bewegung, als hätte der Blitz einer Leidenschaft in ihr gezündet, die sie mit Schrecken von sich abzuweisen rang. Diese

Mischung von Weiblichkeit und Brunhildenstolz stachelte mich bis zum Wahnsinn, ein hoher Schwur ward in meiner Seele gesprochen, nirgends Schönheit, nirgends Genuß zu suchen, bis die Wilde besiegt sei, bis von diesen zornigen Lippen ein gränzenloses Geständniß fließe, bis diese köstliche, herbe Perle aufgelöst mir im schäumenden Pokale an die Lippen flute. Der Gottesdienst war zu Ende; ich folgte mit hastigen Schritten der Jungfrau auf dem Fuße, welche, aufgeschreckt durch meinen Anblick, wie ein gescheuchtes Reh dahineilte. Es war nicht das zierliche Getrippel unserer Mode-Damen, es waren die antiken, festen Schritte der Römerin, und doch so schwebend, so elastisch! Das Gedränge, das auf der Piazza di S. Pietro wimmelte, hemmte ihre Eile und ihr Begleiter konnte ihr nicht zur Seite bleiben. Die Convenienz hatte der thörichte Wilhelm ganz vergessen, er drängte sich an sein schönes Wild, und wollte etwas sprechen. Aber er bekam weder eine schnippische Antwort, noch ward ihm blos ein stolzer Blick zugeworfen, sondern sie gab ihm einen herzhaften Puff mit dem Ellbogen und wandte ihm dabei ein Gesicht voll glühenden, römischen Zornes zu. Da stand der Gimpel und durfte nach Hause gehen. Ich war gegen meine Gewohnheit sehr betroffen, und vergaß in meinem Schrecken sogar, ihr von Weitem zu folgen, um ihre Wohnung zu erfahren. Hätte ich doch nur wenigstens ihrem Begleiter einen

einzigen aufmerksamen Blick geschenkt, um einen Anknüpfungspunkt für meine Nachforschungen zu haben! Wer ist sie? Wo ist sie? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, wie ich hier die rothe Flut an meine Lippen setze, so muß die Stolze besiegt an meinem Herzen liegen."

Er stand auf, von Weine glühend, und sang mit voller Stimme:

Laßt mich trinken, laßt mich trinken,
Laßt von diesem Feuerwein
Immer neue Fluten sinken
Mir in's lust'ge Herz hinein!

Jedes Ende sei vergessen!
Wie's im Herzen drängt und schafft!
Sagt, wer will mir jetzo messen
Gränz' und Schranke meiner Kraft?

Stellt mir schwere, weite, blanke
Becher ohne Ende her,
Füllet sie mit diesem Tranke,
Und ich trink' euch alle leer!

Bringt mir Mädchen, schöne, wilde,
Noch so spröd, und noch so stolz,
Schickt die schreckliche Brunhilde,
Alle trifft der Liebesbolz!

Stellet mir die schwersten Fragen
Wo das ew'ge Räthsel ruh't?
Feuerhell und aufgeschlagen
Schwimmt es hier im rothen Blut.

Gebt mir Staaten zu regieren!
Kinderspiel soll mir es sein!
Gebt mir Heere anzuführen,
Und die ganze Welt ist mein!

Burgen möcht' ich jauchzend stürmen,
Ihre Fahnen zittern schon,
Felsen, Felsen möcht' ich thürmen
Und erobern Gottes Thron!"

Friederich hatte während dieser Erzählung etwas finster vor sich nieder gesehen; Christoph ging dem Uebermüthigen ziemlich hart zu Leibe, indem er in Sokratischer Manier den sittlichen Grundsätzen, die er ausgesprochen, insbesondere jener Verachtung der Ehe vollkommen Recht zu geben den Schein annahm, dann aber unversehens ihre innere Unwahrheit hervorkehrte, wobei er denn namentlich nachwies, daß jene Platonische Stelle in ihrem Zusammenhange gerade das Gegentheil von Dem unterstützen sollte, zu dessen Rechtfertigung Wilhelm sie herbeigerufen.

Theobald war von der Erzählung sonderbar ergriffen. Von der Einen Seite wollte sie alte Erinnerungen mit plötzlicher Gewalt in ihm aufregen, von der andern Seite, vielleicht gerade wegen dieses Interesses, das seine eigene Person an der Erzählung nahm, lag ihm etwas Verletzendes in der sinnlichen Glut, womit Wilhelm seine Farben gemischt hatte. Die Reihe war nun an ihm. Er lag mit sich selbst im Kampfe; ein lebhaftes Verlangen, dieser Gesellschaft sich vertraulich

mitzutheilen, hatte ihn angewandelt, und doch erschien ihm wieder Das, was auf seinen Lippen schwebte, als ein heiliges Geheimniß, das in der Tiefe seiner Seele verborgen bleiben müsse. Aber besonders die Gegenwart Friederichs, obgleich er ihn erst an diesem Abend kennen gelernt hatte, seine grauen Haare, seine friedlichen Züge, sein wohlwollender, väterlicher Blick lös'ten vollends die Scheue vor der Offenbarung einer Begebenheit, die er bis jezt gegen Jedermann verschwiegen, deren Bild übrigens durch einen unbedeutenden Zufall mit doppelter Stärke in seiner Phantasie aufgefrischt worden war. Friederich war bei dem Geräusche eines Messers, das zufällig Christophs Hand entfiel, leicht zusammengeschreckt, und als Christoph dieß bemerkte, ging ein leichtes, gutmüthiges Lächeln über seine Lippen.

Endlich öffnete der Gedanke, daß er ja hier in der Mitte zutraulicher Freunde, daß Das, was er mittheilen wolle, ein Vergangenes sei, dessen Fäden nur durch den stillen Träger seiner Erinnerung in die Gegenwart herüberreichen, seine Lippen.

„Was Freund Christoph, so begann er, von den Elfen gedichtet hat, und Wilhelms Schilderung der Römerin, die er gesehen, erinnerte mich an einen schönen Abend, der mir unter ähnlichen Gesprächen, wie jene Erzählung, und bei einem ähnlichen Anblicke, wie ihn Wilhelm vor unsre Augen stellte, gewiß zum schönsten meines Lebens geworden ist. Du weißt

Wilhelm, welche stürmische, geistige Unruhe während meines akademischen Lebens mich beherrschte, wie ich unter metaphysischem Grübeln und Zweifeln mich in das Netz meiner Gedanken gefangen hatte und hilflos zappelte. Oft riß mich der ungestillte Drang vom Pulte weg auf zwecklose Wanderungen über Stock und Stein, durch Wind und Wetter. Auf einer derselben gerieth ich bei anbrechender Nacht in ein Dorf im Gebirge, wo ich, vom Regen durchnäßt, vergebens nach einer ordentlichen Herberge umirrte. Endlich entschloß ich mich, in einem lotterhaften Wirthshause, dessen Schild ächzend im Winde schwankte, mein Heil zu versuchen. Eine schmutzige, von Fliegen durchschwärmte, von einem brennenden Spahn kümmerlich erhellte Wirthsstube empfing mich. An einem Tische saßen betrunkene Bauernbursche beim Kartenspiel, ein anderer, an den ich im Dunkel mich sezte, schien mir leer zu sein. Als aber Einer der Spieler sich bückte, fiel der flackernde Schein des Lichtes nach meiner Seite, und ich bemerkte, daß ich einen Nachbar habe. Ein Mann mit schwarzen, dichten Haaren und verwildertem Barte, todesbleich, mit unbeweglich starrem Blick vor sich hinschauend, sizt, in eine Ecke zusammengedrückt, an meinem Tische. Indem ich ihn aufmerksam betrachte, gleitet mir das Messer, das ich eben gebrauchen wollte, aus der Hand und fällt klirrend auf den Teller. Schnell richtet er den Kopf auf, und ein hohles, grasses Auge, in

welchem mit unverkennbaren Zügen der Wahnsinn geschrieben stand, ruht durchdringend bald auf mir, bald auf dem entfallenen Messer. Immer weiter reißt er es auf, die Augbraunen hoch emporgezogen, die Gesichtsmuskeln fangen an, fieberhaft zu zittern, der Mund steht halb offen, dann plötzlich auffahrend, zurückgebeugt, schreit er mir zu: „Wollen Sie mich denn wirklich ermorden?" Der Wirth trat herzu und blickte mich bewußt an, mit dem Finger nach der Stirne deutend. Ich suchte den Unglücklichen durch eine unendlich liebreiche Anrede zu besänftigen, an welcher freilich der Schrecken eben so großen Antheil haben mochte, als das Mitleid. Er schaute mich ungewiß an, und antwortete: „Nicht wahr, Sie verkennen mich nicht auch? Folgen Sie mir, wohnen Sie bei mir, Sie werden meine Talente entdecken, anerkennen, schätzen, Tugend, Begriff, Zärtlichkeit wird uns verbinden." — Der Wirth, der die Erbärmlichkeit seiner Herberge mit großer Unbefangenheit einzusehen schien, rieth mir ernstlich, der Einladung zu folgen, er versicherte mich, daß mein Erscheinen die gastfreundliche Försterfamilie, zu welcher der Wahnsinnige gehöre, nicht befremden werde, indem ihnen schon öfters Fremde in derselben Verlegenheit und auf dieselbe Weise zugeführt worden seien. Während ich noch überlegte, hatte er schon in's Forsthaus geschickt, und eine freundliche Einladung zur Antwort erhalten. Mich erfreute diese patriarchalische

Gastfreundschaft, vor dem Wirthshause hatte ich einen Ekel gefaßt, und so folgte ich denn meinem sonderbaren Begleiter. Er führte mich in die reinliche, etwas düstere Stube des Forsthauses. Eine hochbejahrte Frau saß in einem altväterischen Lehnstuhle und grüßte mich freundlich. „Nun, wen bringst du uns denn?“ fragte sie mit mitleidig herzlichem Tone den Wahnsinnigen.“ „Wo sind meine Sachen, meine Kunstwerke, die verkannten Produkte meines Genies? Hat man mir denn Alles genommen?“ murmelte er, im Zimmer herumsuchend, uud überließ mir, mich selbst einzuführen. Ich hörte nur zerstreut die Entschuldigungen der guten Frau, welche bedauerte, daß ich keine Gesellschaft finde, da ihr Sohn, der Förster, in Geschäften verreis't sei; denn das trübe Aussehen meiner Umgebungen hatte bereits angefangen, einen düsteren Eindruck auf mich auszuüben. Die getäfelte Stube war durch die Länge der Zeit grau, fast schwarz gefärbt; eine Maus raschelte hinter den Bretern; das gleichförmige Picken einer Wanduhr weckte ungewohnte, altkluge Gedanken über die Vergänglichkeit der Zeit in mir; der Narr schlich brummend herum und suchte seine Sachen, seine verkannten Kunstwerke; ferne vor dem Dorfe erscholl das Gebell eines Hunds durch die Nacht; das Großmütterchen fing im Lehnstuhle an zu nicken. Ich saß in tiefen Gedanken, den Kopf auf die Hand gestüzt, und bemerkte nicht, daß die Thüre leise sich öffnete.

„Guten Abend, Großmutter," höre ich eine liebliche Stimme flüstern; ich drehe mich um, und vor mir, wie durch ein Wunder hergezaubert, steht das schönste Mädchen. Ueber den reinen Formen des bleichen Antlitzes trennte sich das glänzende, schwarze Haar in einen Scheitel und fiel hinter den Ohren in zwei einfachen Locken auf den herrlich gebauten Hals. Um das Haupt hatte sie ein purpurrothes Netz geschlungen, dessen Ende mit einem Quästchen zierlich zur Seite herabfiel; das stolze, und doch so schmelzend sanfte Auge blickte freundlich verwundert unter den langen, schwarzen Wimpern hervor. Die Gestalt groß, schlank, wie eine Zeder, die Glieder kräftig, von der reizendsten Fülle, wie ich es in diesen Tagen zum erstenmale wieder an römischen Frauen gesehen. Die ganze Haltung, die Mienen, der Gang waren der Ausdruck eines unbewußten, angebornen Adels — ein herrliches Weib, eine Herrscherin, eine Königstochter! Sprachlos, in demüthiger Stellung stand ich vor dem plötzlichen Wunder, und ließ ruhig, als wäre ich aus fremden Landen gekommen und verstände des Mädchens Sprache nicht, die Gründe meiner Anwesenheit durch das alte Mütterchen auseinandersetzen. „Das ist ja recht schön, sagte das Mädchen, daß wir so unvermuthet einen freundlichen Gast bekommen; hat man Ihnen denn auch das Kleid getrocknet?" Sie berührte mein Gewand mit den zarten, weißen Händen, daß es mir wie

magnetisch durch die Nerven rieselte, und holte schnelle das zierliche Jäckchen eines Jägers aus der Kammer. Noch nie bin ich so eitel gewesen, als jezt, da ich im neuen Anzuge prangte und die Liebliche meinte, ich hätte einen recht saubern Jägerburschen abgegeben. Als sie aber hinzusezte: „Nun sei'n Sie nur fein munter, nicht schüchtern, und erzählen Sie uns etwas Schönes aus der Stadt!" so dacht' ich: nun ja, herrschen kann sie. Aus welches Menschen Munde hätte ich, der ich von der Erhabenheit eines Studenten sehr entschiedene Begriffe hatte, noch vor wenigen Minuten geglaubt jemals eine solche Rede ertragen zu können! „Aber, Cordelia, sagte die Großmutter, freundlich strafend, wer wird doch auch wieder so herrisch mit den Leuten umspringen? wart Kleine!" „Ach was!" antwortete lachend die große Kleine mit lieblicher Ungeduld. Dann aber warf sie im Vorübergehen einen ernsten, fast strengen Blick auf mich, als wolle sie mich prüfen, ob in meinen Mienen kein Zug von Zudringlichkeit zu finden sei, ob ich ihr unbefangen zutrauliches Betragen auch verdiene. Dieser Eine, keusche, schützende Blick enthüllte mir so deutlich, als jeder Zug, jede Bewegung ihrer Gestalt, die schönste Vereinigung von tiefem Ernst und Seelenadel mit einer kräftigen, blühenden Lebenslust, und es war mir, wie einem Einsamen im ernsten Walde, dessen heiliges Dunkel ihn mit ehrerbietigem Schauer erfüllt, während die wogenden

Harzdüfte, die Erdbeer-Frische der Luft muntere Lieder auf seine Zunge locken.

Ohne mich zu fragen, faßte sie das Tischchen, auf das man mir einige Erfrischungen gesezt hatte, trug es mir vor der Nase hinweg, sezte es vor den Lehnstuhl, worin die Großmutter saß, nöthigte mich selbst heran, sezte sich zu uns und sagte: „So, nun wird recht behaglich geplaudert.“ Ich war aus meiner ersten, träumerischen Versunkenheit erwacht, das Restchen von Zorn, das von der vorigen Anrede in mir spuckte, gab mir ein kräftiges Selbstgefühl, ich machte, wie schon oft, die Erfahrung, daß sich meine Phantasie, meine Beredtsamkeit nirgends wärmer, als an meiner Eitelkeit, entzündet. Mein Feuer ergriff auch meine Umgebung; schnell war die lebendigste Unterhaltung im Gange. Ich leitete das Gespräch an den geheimnißvollen Brunnen der Märchenwelt, und bald war unsere dämmernde Stube von drolligen Elfen, von schönen Feen bevölkert. Das alte Mütterchen stimmte mit Freuden ein, und gab ihren großen Vorrath Preis. Mir gestaltete sich ungesucht im Flusse der Rede Märchen auf Märchen, die bunten Zaubergestalten hüpften mir ungerufen entgegen, ich war Dichter, denn gegenüber saß ja sie, saß das Wunder selbst. Ich hatte mich in eine lange Erzählung vertieft, in welcher ich davon ausgegangeu war, meinen eigenen wirren, durch wissenschaftliche Zweifel verstörten Zustand nicht ohne

Selbstgefälligkeit zu schildern, indem ich zum Helden meiner Erzählung eine Art romantischen Ulysses erkor, der alle Reiche des Himmels und der Erde vergeblich durchwandert, um eine Heimat zu finden. Ich ließ den Unglücklichen, den ich so mitleidswerth, als möglich, schilderte, die verborgenen Essen der Feuergeister betreten, bei Elfen, bei Astralgeistern Belehrung suchen, mit den Schatten Verstorbener disputiren, aber immer unbefriedigt zurückkehren. Natürlich blieb am Ende kein Ausweg, als freiwilliger Tod, ein Gedanke, den ich damals selbst mit großer Vorliebe in mir umtrug. Ich warf meinen Helden auf dem Meere über Bord, aber Nixen tragen ihn in's krystallne Schloß der schönsten Fee. Bis hieher war ich in meiner Erzählung vortrefflich vom Platze gekommen; meine enthusiastische Stimmung hatte die dürre Allegorie, die eigentlich zu Grunde lag, weit übertroffen; ich hatte Zustände mit Leidenschaft geschildert, auf die wir Reiferen hinter dem warmen Ofen des Realismus, in den wir mit dem Mannesalter eintreten, behaglich lächelnd zurückschauen, mit denen mir es damals aber ein rechter Ernst war; ich konnte auf Eindruck rechnen, wenn einer harmlosen Zuhörerin der erste Blick in die Todesschatten einer zerrissenen Seele geöffnet wurde. Nun sollte aber das Beste erst folgen. Denn auf nichts Geringeres war es abgesehen, als daß die Fee, welche nun mit allen Mitteln der blühendsten

Phantasie ausgestattet werden sollte, den armen Selbstmörder von allen seinen Leiden radical curirt. Ich hatte während der bisherigen Erzählung, indem ich sinnend meine Gedanken concentrirte, vor mich zu Boden gesehen. Zufällig erhebe ich den Blick: Cordelia sizt mir gegenüber, den Kopf behaglich in beide Hände gestüzt: die Haare hatten sich gelös't, und fielen in dichten, weichen Locken zu beiden Seiten über Stirn' und Wange herab, und aus dem träumerischen Dunkel der Locken sah das süße Antliz aus den großen, schwarzbraunen, jezt in holden Träumen schwimmenden Augen mich unverwandt an. Ich konnte nicht weiter erzählen; als wäre der Strom der erfindenden Phantasie durch ein plötzliches Wehr gehemmt, so stockten mir alle Gedanken. Ich blickte ihr stille in die Augen, welche unverrückt mit demselben träumerischen Blicke auf mir ruhen blieben. Sie hat mich verstanden! Sie will mich erretten! Sie ist mir gut! jubelte es im meinem Innern, mir ward, als begönne ein jauchzender Triumphmarsch von schmetternden Trompeten, Cymbeln, donnernden Pauken in meiner Seele, dazwischen die schmelzende Flöte und das muthwillige, hüpfende Piccolo. Unsre Seelen, das wußte ich, hatten sich in diesem Einen Blicke für Ewigkeiten begrüßt, unsre Genien waren unter sanftem Flügelschlage zusammengeschwebt und hatten sich mit heiligem Kusse umarmt. Erst das Lächeln der Großmutter erinnerte

uns an mein komisches Stocken, und wir beide stimmten fröhlich mit ein. Ich habe nie so süß gelacht, nie mich in einer so rührenden Verlegenheit befunden, und die Schalkhaftigkeit, mit der Cordelia selbst mich jezt neckte, übergoß mich wie mit einem Blütenhimmel, denn ein süßes Wissen um den eigentlichen Grund meines plötzlichen Abbrechens sprach aus ihren Scherzen. Wir schienen stillschweigend einen Bund geschlossen zu haben, durch einen augenblicklichen Uebergang in die wildeste Neckerei ein gemeinschaftliches, holdes Geheimniß zu verbergen.

Ich ergriff eine Guitarre, die an der Wand hing, und bat um ein Lied. „Sing' ihm doch das hübsche, neue Liedchen," sagte die Großmutter. „Ach, das dumme Lied, das Gansliedchen!" rief Cordelia lachend. „Das heißt sie nun nicht anders, als das Gansliedchen, klagte das Mütterchen, und es ist doch so wahr, so frisch." Cordelia ließ sich bewegen, präludirte, muthwillig aufblickend, und sang:

Mädchens Abendgedanken.

Wer der Meine wohl wird werden?
Ob mein Aug' ihn wohl schon sah?
Wo er wandeln mag auf Erden?
Ist er ferne oder nah'?

Wird er schön von Angesichte,
Oder doch nicht häßlich sein?
Schöne Locken? Augen lichte?
Groß von Wuchse oder klein?

Stark von Gliedern oder schmächtig?
Ob er leicht im Tanz sich schwenkt?
Ob er nüchtern, streng, bedächtig,
Oder recht romantisch denkt?

Hier unterbrach sie sich: „Nun kommt der dummste Vers, der ist doch wirklich gar zu Gänse-mäßig:

Ist er wohl vom Handelstande,
Ist's ein Kriegsmann, keck und brav?
Ist er Pfarrer auf dem Lande,
Oder gar ein schöner Graf?

Ist die Liebe denn recht innig,
Die er dann im Herzen trägt,
Da das meine ja so minnig
Jetzt schon ihm entgegenschlägt?

Sagt mir's, holde Blütendüfte,
Die ihr weht in's Kämmerlein,
Sagt mir's, leise Abendlüfte,
Sag mir's, blasser Mondenschein!

Sagt mir's, Elfen, kleine, lose,
Die ihr durch die Blätter rauscht,
Sag mir's, süße, rothe Rose,
Die vor meinem Fenster lauscht!

Saget mir's, ihr klugen Sterne,
Die herauf am Himmel zieh'n!
Triebe schwellen in die Ferne,
Und sie wissen nicht, wohin?

Liebes=Arme stehen offen,
Ach, wen sollen sie empfah'n?
Lippen, die auf Küsse hoffen,
Ach, wer wird zum Kusse nah'n?

Oder soll ich lieber sagen,
Lieblich sei's, so blind zu sein?
Dieses Klagen, dieses Fragen
Sei uns Mädchen süße Pein?

Träume können sel'ger spielen
Kindern gleich im leeren Haus,
Wenn nach ungemess'nen Zielen
Holde Wünsche ziehen aus?

Freudig Bangen! bange Freude!
Ungewisser, finde mich!
Leid in Lust, und Lust im Leide!
Künftiger, ich liebe dich!"

Sie hatte geendet, und ein schelmisches Lächeln spielte um die fein geschnittenen, üppigen Lippen. Plötzlich aber färbte sich ihr Antlitz mit glühendem Roth, sie warf das Instrument weg und schlüpfte aus dem Zimmer. Dieser Zug wollte mich wundern, denn nichts sah diesem Wesen unähnlicher, als Prüderie. Aber gerade, wenn eine solche Befangenheit ihrem Wesen sonst fremd war, lag für mich die süßeste Deutung um so näher. Indem ich diesem beglückenden Zusammenhange nachsann, brach ein Gepolter im Nebenzimmer los. Die Musik hatte den Narren aufgestört, der bisher glücklich beseitigt und

von mir ganz vergessen war. Er stürmte fluchend zu uns heraus, ich wollte Versuche machen, ihn zu bändigen, aber die Großmutter bat mich dringend, sie einzustellen, denn hier könne nur Eine helfen, deren Wink er fürchte, Cordelia. „Bitte, sezte sie hinzu, rufen Sie sie, draußen in der Laube wird sie wohl sein.“ Ich eilte hinaus in das Gärtchen hinter dem Hause; als ich ihren Namen rief, richtete sie sich im Lichte des Mondes, der eben aus Wolken brach, langsam von einer Moosbank auf. Sie war sehr ernst und trat schweigend mit mir in's Haus. Der Wahnsinnige rüttelte an einem Kasten, den er in seiner Wuth zertrümmern wollte, Cordelia trat von hinten ruhig zu ihm und faßte seinen Arm. Ohne umzusehen, stand er plötzlich geduckt und zitternd; dann legte sie die Hand auf seine Stirne, und ließ sie sachte über das Gesicht heruntergleiten. Der Tobende schien in ein Lamm umgewandelt und verlangte nach Schlummer.

Ich stand auf der Schwelle und sagte Cordelien gute Nacht, sie bot mir die Hand, ich fühlte einen sanften Druck von ihr erwiedert.

Da lag ich nun unter dem Fenster meines Schlafzimmers, der Himmel hatte sich ganz aufgehellt und in seiner ganzen Pracht war das milde Gestirn der Nacht aufgegangen. Ringsum tiefes Schweigen; nur ein Brünnlein murmelte im nahen Gärtchen. Ferne rief der Wächter. „O sel'ge, sel'ge Nacht!“ so rief

der glückliche Romer und so rief ich, in überschäumender Wonne das Gesicht mit den Händen bedeckend. Die unzufriedenen, verstörten Zustände, die mich seit geraumer Zeit verfolgt hatten, erschienen mir jezt wie eine Rohheit, und ich schämte mich der Thränen nicht, die in meinem Auge perlten. O lacrymarum fons, tenero sacros ducentium ortus ex animo: quater felix, in imo qui scatentem pectore te, pia Nympha, sentit.

Die Scheiben des Fensters warfen schon, von der Morgensonne erhellt, ihr zitterndes Spiegelbild auf mein Lager, als ich mit jenem süßen, reinen Gefühle erwachte, das uns oft als die Wirkung eines schönen Traumes bleibt, ohne daß wir uns der Ursache deutlich entsinnen könnten. Ich war so weich gestimmt, daß mir selbst der wahnsinnige Oheim, der mich zum Frühstücke beorderte, heute weit lichter erschien, und ich ihn mit einem Händedruck meinen lieben, guten, verständigen Alten nannte; doch konnte ich mich eines Lächelns nicht enthalten, als er über die ungewohnte Anrede verwundert mir ziemlich simpelhaft in's Gesicht sah. Dann aber leuchtete sein Auge auf und ein Zug, als bemitleidete er sich selbst, strich über seine eingefallenen Züge. Drunten war schon Alles munter und frisch, Cordelia war ganz Bewegung, Schalkheit und hatte kaum Zeit, zu fragen, was mir geträumt habe. Jene eigene Art behaglicher Heiterkeit, welche bei dem gemeinsamen Frühstücke eines

friedlichen Zirkels guter Menschen zu herrschen pflegt, blieb nicht aus. Draussen lärmten die Sperlinge in den Akazien und der Buchfink wurde nicht müde, seinen naseweisen Triller dem Morgen zuzurufen. Nun aber, da ich des Scheidens gedachte, folgte eine gewaltsame Scene mit dem Großmütterchen und dem Narren; denn beide wollten mich schlechterdings noch einige Tage festhalten, und der Leztere schleppte, um mich desto gewisser zu gewinnen, eine, mit gemeinen Steinen gefüllte, Schublade herbei, die er seine Mineralien-Sammlung nannte, und wovon er mir die beste Unterhaltung versprach. Cordelia stand abgewendet still am offenen Fenster. Ich sezte meinen Willen durch, denn ich wußte zu gut, daß dieser glanzvolle Moment meines Lebens nicht in die altbackene Gewohnheit des Zusammenseins herabsinken dürfe. Jezt bestand der Wahnsinnige fest darauf, mich wenigstens zu begleiten, und das Großmütterchen wußte am Ende keinen Rath, als ihm Cordelien zur Hüterin beizugeben. Ich hätte ihm nun für seinen Eigensinn um den Hals fallen mögen. Das Mütterchen und ich nahmen Abschied, so herzlich, als hätten wir uns seit Jahren gekannt.

Während der Weg uns über eine Haide dem nahen Gehölze zuführte, sah mein Begleiter mit starrem Haupte unverwandt nach den Wolken empor und suchte mit großem Eifer menschliche Physiognomien in ihren Umrissen. „Ach dort! dort! sie ist es! aus

der silbernen Wolke grüßt sie mich!" so rief er plötzlich und wie ein Verzückter nach dem Gewölke starrend, das hinter dem Gebirge aufstieg, rannte er von uns fort. Das Haupt emporgeworfen, die Arme gespensterhaft vorstreckend, fuhr die hagere Gestalt pfeilschnell über die Haide hin dem Gebirge zu. Ich gerieth in Angst um ihn und wollte ihm nacheilen, aber meine Begleiterin belehrte mich ruhig, daß man ihn ohne Sorge sich selbst überlassen könne, da er nach solchen Ausbrüchen gewöhnlich matt und stille sich von selbst wieder zu Hause einstelle. Nach dem Gegenstande seiner Sehnsucht, dessen Abbild er in der blauen Höhe suchte, nach dem Grunde seines Wahnsinns zu fragen, war mir jezt nicht am mindesten am Herzen gelegen, denn nun war ich allein, Auge in Auge, mit ihr. Wir waren in einen Tannen-Wald eingetreten. Durch die schmalen Zwischenräume der schlanken Stämme warf die Sonne hundert lichte Streifen; die Amsel schlug ihre vollen Orgeltöne, in einem fernen Dorfe hörte man zur Kirche läuten, ein Eichhörnchen kletterte nahe heran und sah neugierig auf uns herunter, die wir, Hand in Hand, stumme Blicke wechselnd, über das Moos hinschritten. „Mein' ich doch immer, fing Cordelia an, so seien wir als Kinder schon einmal durch dieses Wäldchen gegangen." Ich konnte mich nicht beherrschen, ich bog sanft ihr Haupt auf meine Schulter und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Ja, rief ich, so sind wir als

Kinder durch dieses Wäldchen gegangen, so blickten wir uns in die Augen, so lehnte dein liebes Haupt auf meiner Schulter, so schien die Morgensonne durch das grüne Dunkel.“ Wir sanken uns in die Arme, sie erwiederte mit feuriger Innigkeit meine heißen Küsse. Der Wald öffnete sich, und wir standen am Abhange eines Berges, dessen weite Aussicht ein lachendes Thal und fernes, blaues Gebirge mit Ruinen auf hohen Felsen uns zeigte. Mein Weg führte den Berg hinunter in's Thal, dann wieder hinan auf eine, der unsrigen gegenüberliegende, etwas niedrigere Bergspitze. „Hier scheide ich, sagte Cordelia, hier laß uns noch eine kleine Weile ruhen.“ Wir lagerten uns auf das Moos, mein Haupt ruhete in ihrem Schooße; das ihrige hatte sich in sanftem Schmerze über mich geneigt; ihre Finger spielten in meinen Locken, sie konnte den Strom der Thränen nicht mehr hemmen. „Es muß sein! rief sie endlich, leb wohl, und hier das rothe Netz zum Andenken!“ Nach einer langen, glühenden Umarmung schritt ich, ohne umzusehen, den Berg hinab und wieder bergan, bis ich auf der gegenüberliegenden Spitze stand. Hier schaute ich zurück. Da stand sie noch, mir gegenüber, die Arme nach mir ausgestreckt, die polirte Stahlkrone ihres Kammes blizte im Strale der Morgensonne, — eine hohe Feengestalt im duftigen Blau des Himmels. Unwillkürlich vorgebeugt, breitete auch ich in herzzerreißender Sehnsucht die Arme

nach dem herrlichen Bilde aus. So standen wir: noch ein verklingendes Lebewohl, verschwunden war sie, und der Wanderer irrte weiter in die öde Welt.

Ich habe sie nicht wieder gesehen, ich erkundigte mich nicht nach ihr, ich suchte sie nicht wieder auf. Es war ein Gefühl in mir, das mir sagte, daß alles Aufgesuchte, Gemachte, Absichtliche diesem, wie vom Himmel gefallenen, Blumenglücke meines Lebens nur den zarten Duft des Wunders abstreifen würde, ein Gefühl, das ich so wenig abweisen konnte, als Sokrates jene geheimnißvoll warnende Stimme, mit welchem ich auch die Geliebte, so wie ich ihr Wesen erkannt hatte, vollkommen einverstanden wußte. Ja, wenn man das vergessen nennen will, was im stillen Heiligthum der Seele als ein verborgenes, reines Feuer brennt, so kann man sagen, ich habe sie vergessen. Wenn ich in den alten Trübsinn, in düstere Zweifel versank, erschien sie mir oft wie die weiße Taube, die vor Ausbruch eines Gewitters hoch über den Horizont fliegt, und während unten auf der Erde Alles Angst und Nacht ist, dort oben noch vom Strale der Sonne erreicht als ein Silberpunkt auf dem schwarzen Hintergrunde der schwefelschwangeren Wolke glänzt und schnelle verschwindet. Seitdem ich jedoch zu innerer Klarheit gelangt bin, seit die Welt nicht mehr wie ein trübes, dumpfes Räthsel vor mir liegt, trat auch das alte Bild immer lebendiger aus dem Hintergrunde hervor, und daß ich

es nur gestehe, die Poesie der Erinnerung wollte mir nicht mehr genügen. Mit all ihrer Lieblichkeit lebten die Geister jener lezten, an ihrer Seite genossenen, Minuten wieder in mir auf, als mir kürzlich ein poetischer Scherz wieder in die Hände fiel, den ich kurz darauf niedergeschrieben hatte:

Als einst an jenem Hügel, sonnig helle,
Voll Inbrunst meine Arme dich umschlangen,
Als Haupt an Haupt und Wang' an Wange drangen,
Du schlankes Reh, schwarzäugige Gazelle,

Da traf ein Mücklein auf die holde Stelle,
Und zwischen unsern angeschmiegten Wangen
Hat es in irrem Taumel sich gefangen,
Es sumst und zappelt, will entfliehen schnelle.

Nicht wahr, du Schelm, das hat dir nie geträumet,
Es warte dein solch wunderlich Verhängniß?
So bleibe nur und werde nicht so bange!

Ein wohnlich Häuslein ist dir eingeräumet,
Ein süßes Grab, ein liebliches Gefängniß,
Das liebe Grübchen in der weichen Wange.

Vor Kurzem erst, ehe ich meine Reise antrat, entschloß ich mich nun, Erkundigungen über jenes Dörfchen, das sich Buchenforst nennt, und seine liebliche Bewohnerin einzuziehen, aber sie waren vergeblich. Hinreisen wollte ich auch jezt durchaus nicht. So gehe ich denn im Ganzen ruhig meines Wegs, aber in einsamen Stunden meine ich oft, sie müsse

aus irgend einem verborgenen Schlupfwinkel hervortreten, und „lebe schmachtend vom Thau der Hoffnung."

„Aha! rief Wilhelm, als Theobald geendigt hatte, deßwegen traf ich dich gestern Abend mit einem rothen Netze um den Kopf, wie einen Spanier, so ernst und gedankenvoll in deinem Zimmer. Du bist und bleibst mein lieber, sentimentaler Freund, komm, laß dich küssen." Christoph war während der Erzählung wie Quecksilber geworden, er trippelte mit den Füßen, biß sich in die Lippen, seine Augen leuchteten von Schelmerei, und öfters vernahm man sein tiefes, gründliches Lächeln, ohne daß Theobald diesen Eindruck, der mit dem ernsteren Inhalte seiner Erzählung in geradem Widerspruche stand, sich zu erklären wußte.

Friederich nahm endlich das Wort und sagte: „Jeder von euch hat in seiner Erzählung geleistet, was er konnte, indem er seine erlebten Gefühle möglichst deutlich wiedergab. Daß aber Verliebte nicht die besten Erzähler sind, ist mir doch klar geworden. Jeder hat ein schönes Mädchen geschildert, aber das Wichtigste, ihre wahre Eigenthümlichkeit hat Keiner so hervorzuheben gewußt, daß nicht mit geringem Aufwande von dialektischer Kunst die Bilder eurer drei Mädchen in Eines zusammengezogen werden könnten, wozu freilich die zufällige, körperliche Aehnlichkeit beiträgt. Der gewandte, von seinem

Gegenstande minder befangene Erzähler weiß einzelne, scheinbar unbedeutende Züge zu einer klaren und scharfen Markirung seiner Charaktere zu benützen; eine Geberde, ein einziges Wort kann unendlich bezeichnend sein." „Was? rief Wilhelm, war der Puff mit dem Ellbogen keine bezeichnende Bewegung, kein schlagender, treffender Zug?" „Und habe ich nicht deutlich bis in's Kleine geschildert?" fiel Theobald ein. Friederich beruhigte die Streitenden mit der Bemerkung, da ja, je größer ihr Ruhm als Erzähler, desto geringer ihr Ruhm als Liebhaber sein müßte, und nach manchem heiteren Worte, das über die mitgetheilten Abenteuer noch gewechselt wurde, trennte sich die Gesellschaft.

Es waren genußreiche Tage, welche Theobald nun in Rom lebte. Wilhelm ermüdete nicht, ihm an die Hand zu gehen; der Morgen war kaum angebrochen, so pflegte er schon dazustehen, ihn aus den Federn zu treiben, und die Runde mit ihm zu machen. Was aber Theobald an dem geschmackvollen Kunstkenner, an dem feurigen Gesellschafter vermißte, die tiefere Wärme des Gemüths, das fand er bei Friederich, der in seinem Benehmen gegen ihn mehr und mehr aus seiner sonstigen Abgeschlossenheit hervorzutreten schien. Dieser Mann hatte sich, unbekannt aus welchen Gründen, mit einem Schleier des Geheimnisses umgeben; niemals kam ein Wort über sein früheres Leben, seinen bisherigen Aufenthalt

in Deutschland, über Familien-Verhältnisse, in denen er etwa gelebt hatte oder lebte, über seine Lippen; Niemand, als Christoph hatte Zutritt in sein Haus. Unverkennbar war eine vorherrschend religiöse Richtung seines Charakters, mit deren Grundsätzen übrigens Theobald eben nicht geradezu einverstanden sein konnte.

Er begegnete Friederich eines Tags, da dieser eben in eifrigem Gespräche mit einem Fremden über die Straße ging. Es war ein sehr geschmacklos gekleideter Mann, der Kopf geduckt, schlicht gekämmte Haare hingen, geradlinig abgeschnitten, unter der Krempe des Huts hervor und ließen nur einen kleinen Theil der Stirne über den Augbraunen frei. Theobald sah, wie sie sich mit Zeichen großer Zärtlichkeit trennten, und gesellte sich dann zu Friederich. „Ein trefflicher Mann," sagte dieser, indem er dem Fremden mit leuchtenden Augen nachblickte, dessen dürre Gestalt langsam hinschleichend an einer Straßenecke verschwand. „Ein Missionär, er war in Indien," sezte er hinzu. „Ein Pietist," sagte Theobald ziemlich naiv und wenig bemüht, seine ironische Miene zu verbergen; „Sie sind ein Künstler, fühlen Sie sich von dieser totalen Formlosigkeit der äußeren Erscheinung nicht abgestoßen?" „Nun ja, versezte Friederich, etwas mehr Geschmack würde eben nicht schaden, aber Sie müssen doch zugeben, daß diese Vernachlässigung des Aeußern wenigstens aus einem achtungswerthen Grunde

hervorgeht; Sie sehen ganz kummervoll, trübsinnig aus, was ist Ihnen denn?" „Ich kann es nicht läugnen, sagte Theobald, wenn ich das Wort: Pietist nur nennen höre oder zu sagen gezwungen bin, so wird es mir, so zu sagen, mauserig zu Muthe, es steigt mir etwas, wie Leinewebers-Geruch in die Nase, es wird mir übel im Magen, meine Phantasie fühlt sich in enge, feuchte Höhlen gedrückt, das Leben erscheint mir, wie eine dumpfe, schläfrige Nachmittags-Predigt." „Nun, und warum?" erwiederte Friederich, ich bin nicht leidenschaftlich, erklären Sie sich unbefangen." „Der Pietismus, brach nun Theobald mit Bitterkeit aus, ist eine Schamlosigkeit; aus der zartesten Angelegenheit unseres Herzens macht er ein Handwerk die Religion, die reine Braut der Seele, die wir am meisten ehren, wenn wir nicht von ihr sprechen, zerrt er, indem er heilige Namen in jede Rede mischt, mit rohen Fingern, wie eine Hure, auf den offenen Markt; was unser Denken, Wollen, Leben als unsichtbarer Geist durchdringen soll, klebt er auf Zettel geschrieben buchstäblich über seine Thüre; der Wissenschaft, welche die ernste und erhabene Arbeit übernommen hat, die religiösen Mythen in die Klarheit des Begriffs zu übertragen, hängt er böswillig den Makel der Ketzerei an und weiß es schlecht zu verbergen, daß seine Frömmigkeit eine bewußte oder unbewußte Herrschsucht ist." „Da setzen Sie, sagte Friederich, doch hoffentlich einen verschiedenen

Gebrauch des Namens voraus, unterscheiden Fromme und Frömmler." „Nein, antwortete der Erhizte, ich lasse keine Unterscheidung gelten. Es wird zu leicht unter dem Vorwande einer feineren Distinktion dieselbe schlimme Waare eingeschwärzt. Wo einmal die Frömmigkeit so hervorsticht, wo Das, was die Grundlage jedes Charakters sein soll, ohne daß es als ein Besonderes für sich wahrgenommen wird, einen so bestimmten Zug bildet, daß es dem Manne den Namen gibt, da wittre ich Fanatismus, und somit Schlechtigkeit, denn der Fanatismus in jeder Färbung ist schlecht, bösartig, mörderisch."

Erst an dem ungestörten Gleichmuthe, womit Friederich ihm zuhörte, bemerkte Theobald, wie wenig er in seiner Hitze erwogen hatte, daß die Achtung gegen den, mit dem er sprach, ihm dennoch die Nothwendigkeit der verworfenen Unterscheidung hätte aufdringen müssen. Er sagte sich selbst zu seiner Entschuldigung, daß er wirklich von Friederich niemals ein Wort religiösen Inhalts gehört habe, und er also nicht unter seine Bezeichnung fallen könne. Friederich legte ihm ruhig die Hand auf die Schulter und sagte: „Sie haben nicht ganz Unrecht, junger Freund, aber es fehlt Ihnen noch an inneren Erfahrungen." Ein bitterer Leidenszug schien bei diesen Worten sein Gesicht zu verfinstern. Er verließ Theobald schnell.

Trotz solchen kleinen Reibungen schien Friederich den jungen Mann besonders liebgewonnen zu haben;

es freute ihn sichtbar, wenn sie sich trafen, ja er suchte ihn gerne auf, was sonst nicht seine Art war, und oft wurde Theodor durch ein hingeworfenes Wort aus seinem Munde überrascht, das die Möglichkeit einer weit innigeren Freundschaft auszusprechen schien, als er bis jezt ahnen könne. Auch Theobald fand sich ungeachtet des entschiedenen Gegensatzes seiner Denkart zu dem ehrwürdigen Mann in einem Grade hingezogen, der ihm fast geheimnißvoll vorkam und eine ungewohnte Spannung in seinem Innern hervorbrachte.

Wollte er aber im eigentlichen Sinne lustig sein, so ging er zu Christoph. Eines Abends trat er unversehens in sein Zimmer. Christoph stand vor dem Spiegel, sehr ernstlich beschäftigt, verschiedene Fratzen zu schneiden, und ließ sich durch den Eintretenden keineswegs stören. „Ei, ei! rief Theobald, so alt und so kindisch!" „Was kinidsch, war die Antwort, man wird doch auch noch in Erfahrung ziehen dürfen, ob man ein Gesicht hat? Sieh', Bester, in der Fratze liegt eine eigenthümliche Kraft. Weil insonderheit dadurch Theilchen und Häutchen meines Gesichtes, welche sonst getrennt auseinanderliegen, welche im gemeinen und prosaischen Leben gar nicht das Vergnügen haben, einander näher zu kennen, weil diese, sage ich, nunmehr in gegenseitige Berührung treten und mit magnetischem Kitzel sich begrüßen, dadurch bekomme ich ein Bewußtsein von meinem

Gesichte, und deßwegen ist mir meine tägliche Portion von diesem Artikel unentbehrlich.“ Nun stellte er sich wieder vor den Spiegel, sezte seine Versuche fort, und gab endlich seinem Gesichte einen so unglaublich komischen Ausdruck, daß Theobald laut auflachen mußte. Nun gerieth Christoph selbst in ein ganz tolles Lachen. Er begann mit seinem bekannten gründlichen Lächeln, allmälig wurde es lauter und erhob sich zum schallenden Gelächter, in welchem immer mehr Nasen-Töne hörbar wurden, bis es plözlich in das Geschrei der Ente überging. Dann hörte man den Ruf des Hahns, der Henne, die klagenden Laute des Perlhuhns, die zornig gestoßenen Töne des welschen Hahns, die geckenhafte Altklugheit des Papagei, besonders das durchdringende Arra des indianischen Raben; das schrie, krächzte, gackerte, wimmerte, krähte durcheinander, daß Theobald am Ende für seine Vernunft bange wurde, und Christoph mit Gewalt zu bändigen suchte, der sich aber jezt selbst erschöpft in einen Stuhl warf. Christoph war heute besonders guter Laune und ließ seinen Freund ungestört im Zimmer umherkramen und unter seinen Papieren blättern. Zwischen einer Menge flüchtiger Skizzen, deren phantastische Composition meistens ein treues Abbild von der wunderlichen Einbildungskraft des Zeichners gab, stieß Theobald auf ein Heftchen, das überschrieben war: Philosophische Aphorismen. Eine kleine Probe ihres Inhalts mag hier stehen.

Christophs philosophische Aphorismen.

Man hüte sich doch ja, aus der Stellung oder Gestalt ausgezogener Stiefel zu vorschnelle auf den Charakter und Geist ihres Besitzers zu schließen. Ich habe erlebt, daß die Stiefel der vernünftigsten Männer durchaus eine thörichte Figur machten, daß die des genialsten Dichters auf einen abgeschossenen Archivarius, die der sittlichsten Charaktere auf einen Lumpen schließen ließen.

Es beweis't Mangel an Nachdenken, wenn man sagt, die Frostbeulen schmerzen. Sie schmerzen nicht, höchstens nachdem sie aufgebrochen sind. Vielmehr sie beißen. Man könnte es allenfalls einen fragenden Schmerz nennen.

Lerne schweigen. Sage stets nur die Hälfte der Wahrheit und das Beste behalte für dich zurück. Ziehe die Anwendung vor fremden Ohren, aber das Prinzip verschweige. Du wirst sonst deine geistige Vorrathskammer ausleeren und für dich wird Nichts übrig bleiben. Man muß immer viel wissen, was man noch nicht gesagt hat. Wirf deine Perlen nicht vor die Schweine. Sei ein geistiger Geizhals.

Wer einem Menschen auf der Straße begegnet, der eine Last trägt, und demselben nicht ausweicht, der gibt einen unverkennbaren Beweis von Rohheit.

Die Fliegen habe ich vielfach beobachtet. Sie leiden an partiellem Wahnsinn und haben viel Humor. Sizt eine Fliege an einem Zucker-Körnchen

und eine andere kommt hinzu, so hebt die erste ein Bein auf und kizelt die zweite, bis sie fortfliegt. Wer hat sich nicht schon geärgert, wenn eine Fliege, vergeblich tausendmal weggejagt, mit unbegreiflichem Eigensinn immer wieder auf dieselbe Stelle seines Gesichtes sich sezte? Offenbar ein gewisser malitiöser Humor mit etwas Wahnsinn. Es ist aber auch kein Wunder, wenn man so einen rothen Kopf voll lauter Blut hat.

Kant sagt statt „er hört sich gerne sprechen" nur „er hört sich sprechen." Eine sehr richtige Auslassung. Denn das Wesentliche liegt wirklich darin, daß Einer sein eigener Zuhörer ist, und es braucht nichts weiter zur Bezeichnung. Die neueren Dichter hören sich sprechen.

Die Juden unter den alten Völkern machen auf mich denselben Eindruck, wie ein kopfhängerischer Student unter seinen burschikosen Kameraden.

Es ist etwas rührend Komisches, unter den Büchern der heiligen Schrift auch das hohe Lied zu finden. Du lieber Leichtsinn, du übervolle, saftspritzende Traube, du sprudelnder Wollustkelch, du rothbackiger Junge mit den heißen Lippen, wie hast du dich nur in die heilige Umgebung hereingeschlichen? Die Theologen hielten dich Wechselbalg, wie einfältige Eltern, für ein ächtes Kind. Es mag aber schon manchem Kirchenvater oder Consistorialrathe doch nicht so ganz kirchlich zu Muthe gewesen sein, wenn er las, wie die üppige

Freundin unter glühenden Granatblüten dem Geliebten die schwellenden Brüste öffnet.

Die Menschen sind falsch, alle. Trau' ihnen nicht. Man hat eigentlich keinen Freund, keiner ist ohne Rückhalt. Und hättest du eine Seele, mit der du zusammengewachsen wärest, wie die Leiber der beiden Siamesen, du bist einsam. Mitten im Zirkel der Freunde, am Arme des Vertrauten, im Jubel der Freude durchsticht dich das Gefühl dieser fürchterlichen Einsamkeit wie ein eiskalter Dolch. Welchen Reichthum hat doch der Fromme in dem Seelenbräutigam, der ihn nie verläßt! Er gibt nur der Sache einen abgeschmackten Namen. Man muß die Hilfe nicht über den Wolken suchen. Der Eine wahre Freund ist der Mensch, der ist treu; den muß man lieben und achten. Die Menschen muß man verachten. Es ist ohne diese großartige Verachtung auch noch nichts Großes für die Menschen gethan worden.

Man kann den Wahnsinn doch niemals ganz begreifen. Hätte man ihn begriffen, so wäre es kein Wahnsinn mehr.

Wenn Nichts wäre? Wenn es Nichts gäbe? Oder gibt es denn wirklich Etwas? bin ich selbst? — Wohin kommt man doch nur mit solchen Gedanken? Dahin, wo alle Kühe schwarz sind und die Welt mit Bretern vernagelt ist: so viel ist richtig. Aber dennoch ist es ein Zeichen großer Bornirtheit, über Diejenigen

zu lachen, welche Entdeckungsreisen hinter diese Breter versuchen. Wer mit seinen Gedanken noch nie im Bodenlosen war, ist gewiß ein Hohlkopf. Und wenn es wahr ist, daß man leicht darüber verrückt wird, so ist es auch wahr, daß ein Bettler nicht bankerott werden kann.

Wenn ich mir die Kreuzzüge vergegenwärtige, so habe ich eine sonderbare Empfindung, die ich nicht gut bezeichnen kann. Ich meine, die Kreuzfahrer hätten sich geniren sollen. Dieses phantastische Auftreten muß doch den Türken höchst affektirt vorgekommen sein. Wenn Jemand zwischen die conventionelle Kühle einer gewöhnlichen Unterhaltnng mit einem plötzlichen Ausbruche von Pathos hineinfährt, so sieh't man ihn sonderbar an, und so — ach was, ich kann mich doch nicht deutlich machen.

Nach einer Mahlzeit, wenn die Leute viel gegessen und getrunken haben, pflegt die Unterhaltung allmälig zu erlahmen. Alle haben etwas verstopfte Nasen in Folge der Erhitzung, und pfeifen beim Athemholen durch die Nasenlöcher. Es wäre von der besten Wirkung, wenn man dann Löchlein in die Nasen bohrte und Kläppchen darauf sezte, so daß sie von den jeweiligen Besitzern als Clarinet geblasen werden könnten.

Es gibt ein Gefühl, man nennt es kommlich, lauschig, heimlich. Wer beschreibt die Süßigkeit folgender Erinnerung? Als ich noch ein Kind war,

kam oft, nachdem ich mich zu Bette gelegt, meine Mutter, und schob mir die Decke des Betts, indem sie das Aeußerste derselben an allen Enden nach innen kehrte, so zurechte, daß zwischen die Decke und das Bett kein kaltes Lüftchen eindringen konnte. Die Empfindung des Heimischen, der Sicherheit im warmen Neste, wenn wir den Nachtwächter rufen hören, gehört auch hieher.

Gespräch am Weihnachtabend. Kind: Mutter, weiß die Katze und der Spitz auch, daß es heute Christtag ist? Mutter: Nein! Das Kind weint.

Wer wahr genug ist, sich selbst seine Fehler zuzugeben, der eile nicht zu sehr, sie Andern zu gestehen. Denn während es dich stärkt und erhebt, dich selbst zu richten, so drückt es dich nieder, wenn du dich von Anderen richten lässest.

Es gibt unter den Menschen viele Vogel-Physiognomien, besonders Kapaunenköpfe. Manche haben auch ein Gesichtchen, das gerade so zugespizt ist, als wollten sie eben in ein Trögchen voll Hanfsamen picken. Oft haben sie auch dazu eine fette, glänzende Haut, als schlüge das Oel des Hanfsamens schon durch die Poren heraus.

Ein Mißbrauch, welcher unter die allergrößten, gemeinsten Rohheiten gehört, ist auch unter den gebildeten Ständen weit verbreiteter, als man glauben sollte, die Untugend, einem Sprechenden in's Wort zu fallen. In der interessantesten Erzählung, eben,

wenn du dich der Katastrophe näherst, unterbrechen sie dich, nicht etwa durch Fragen oder eine auf die Erzählung sich beziehende Bemerkung, sondern sie beginnen von ganz anderen Gegenständen. Durch wie vielerlei unterbrechendes Geräusch man einen Vorleser in Verzweiflung zu setzen pflegt, davon will ich lieber ganz schweigen. Das Gefühl des Unterbrochenen ist ganz wie das eines Fechters, der sich, wie man sagt, verhaut; und wer es weiß, wie unendlich widerlich diese Empfindung ist, wer die gränzenlose Beleidigung erwägt, die in einer solchen Unterbrechung liegt, der wird meine ungeheure Empörung theilen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es eine unvergleichliche Anstalt wäre, wenn die Menschen Schwänze hätten. Bei einer angenehmen Erfahrung würde man mit dem Schweife hin- und herfahren, wie die Enten, wenn sie einen Brocken verschluckt haben; ginge man mit tückischen Gedanken um, so würde man jene wurmartigen Ringlein hervorbringen, wie die Katzen. Wenn man einer Dame schöne Dinge sagte, würde man schmeichlerisch wedeln. In einer idealen, hehren Stimmung ließe man ihn erhaben und prachtvoll zwischen den Frackschößen emporstarren, in der Angst sinken u. s. w. Manche würden freilich aus Versehen darauf sitzen, dann würde er ein wenig zerknüllt.

Während Theobald so las, fiel ihm ein Blättchen in die Hände, das der Verfasser aus seinem Hefte ausgerissen und wahrscheinlich zu verbergen vergessen hatte. Es stand darauf:

Christenthum und Heidenthum vereinigt in C. Hier ist es die reine Anmuth, welche die Stelle der Tugend vertritt. Ich weiß kein Hinderniß, daß die guten jungen Leute nicht sollten ehelich zusammenkommen. Traut er seinem Charakter nicht recht? Ist ihm seine Denkart zuwider? Ich muß ihn beruhigen. O, wenn du wüßtest, guter Th.!

„Wie? was hast du da für ein mysteriöses Blatt?“ rief Theobald. Christoph, der eben bemüht war, einen abgerissenen Knopf an sein Kleid anzunähen, wollte herbeieilen, verwickelte sich aber in den Faden, konnte nicht sogleich los werden, und mußte zusehen, wie Theobald das Blättchen zwei-, dreimal eifrig las. Endlich sprang er herzu, riß ihm das Zettelchen aus der Hand und war sichtbar in peinlicher Verlegenheit, einem Zustande, in den er überhaupt sehr leicht gerieth. „Gnostische Zeichen, — Abraxas, — Sonderbarkeiten, — Spielereien —“ stotterte er hervor. Theobald war nachdenklich geworden. Bedeutete denn das Th. und C. nicht offenbar Theobald und Cordelia? Aber welchen Sinn konnte denn das Blatt haben? Hier, im fernen Rom — war es nicht Wahnsinn, an ein Wiedersehen zu denken? Und konnten denn die Buchstaben nicht gar wohl eine

andere Bedeutung haben? Aber woher dann Christophs sichtbare Verlegenheit? Nun erinnerte er sich auch eines Auftritts, der ihm bis jezt keiner besonderen Aufmerksamkeit würdig geschienen hatte. Als er kürzlich mit Wilhelm im Mondscheine vor seiner Wohnung auf- und niederging, das rothe Netz um den Kopf geschlungen, kam eine dicht verschleierte weibliche Gestalt an der Seite eines ältlichen Herrn, dessen abgewandtes Gesicht er nicht sehen konnte, an ihm vorüber. Die Dame schien plötzlich aufmerksam zu werden, wandte sich um, und sah nach ihm herüber. Dann schüttelte sie, als hätte sie sich getäuscht, den Kopf und ging weiter. Diesen Auftritt hielt er nun unwillkürlich mit den geheimnißvollen Zeilen zusammen; schweigend, in widerstreitende Gedanken verloren, in höchster, fast unheimlicher Spannung, jezt hoffend, jezt seine Hoffnung verlachend, ging er neben Christoph her, der ihn gebeten hatte, ihn auf einem Spazirgange nach dem Monte Pincio zu begleiten. Sie wurden beide aus ihrer Spannung durch Friederich befreit, der auf der Piazza di Spagna sich zu ihnen fand, dessen Nähe und Gespräch auch jezt ihren milden, beruhigenden Einfluß nicht verfehlten.

Sie waren auf der Höhe der Marmortreppe angekommen, die wie ein breiter, weißer Strom von der Höhe des Monte Pincio sich herniedergießt. Der volle Mond stieg hinter den fernen Pinien herauf,

zauberhaft wölbte sich in seinem Glanze die majestätische Peterskuppel empor. Rechts lagerte sich der Vatican wie eine kleine Stadt mit seinen zahlreichen Flügeln, den Werken der verschiedensten Perioden der Baukunst. Die Engelsburg trat gewaltig hervor, und zwischen unzähligen Kuppeln leuchteten die reinen Formen des Pantheon. Die Wellen der Tiber rauschten durch die stille Nacht. Ein durchsichtiger Schleier, aus dem Lichte des Mondes und aus jener zarten, silberartigen Luft gewoben, die sich über der alten Weltbeherrscherin zu lagern pflegt, hüllte diese verschiedenen Zeugen dreier Weltalter in sein geheimnißvolles Netz. Die drei Freunde standen schweigend, in Betrachtung versunken. Plötzlich trat Christoph vor Theobald, sah ihm halb verdrießlich, halb verschämt unter's Auge und sprach: „Sieh' mein Gesicht an, Theobald." „Was soll's?" fragte dieser. „Ich bitte dich, flehte Christoph, sage mir, bin ich gerührt? Fühle ich Etwas? Empfinde ich Etwas?" „Aber, mein Gott, was willst du denn?" rief Theobald. „Aber ich bitte dich, klagte Christoph, so hilf mir doch aus meiner Verlegenheit. Nun stehe ich so eine geraume Viertelstunde, und laure, ob ich zu einer ordentlichen Empfindung, zu einer honnetten Portion Rührung gelangen könne, wie der Anblick da oben sie billiger Weise ansprechen kann. Eben steigt mir nun so Etwas herauf, das mir wie ein abgebrochener Pfahl in der Gurgel steckt, und ich

will schlechterdings wissen, ich will hören von dir ob dieses Ding Gefühl, Empfindung, Rührung sei."

„Ich verstehe Das, sagte Theobald, ich habe auch an dieser Krankheit der Reflexion gelitten. Es ist eine merkwürdige Erscheinung unserer modernen Zeit."

„O, es ist entsetzlich!" rief Christoph halb weinerlich, halb lachend, sezte sich entfernt von den Beiden auf einen Stein und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Friederich, der, in den großen Anblick versunken, auf diese Unterhaltung nicht gehört hatte, nahm nach einer Pause Theobalds Hand, drückte sie innig und sagte mit einem Tone voll Rührung: „Unsterblichkeit!"

„Wiedersehen im Lande der Ideale, wo keine Zähre mehr rinnt, wo melancholische Nähjungfern ihren Geliebten wiederfinden, — sieh', dort im Monde kommt so eben eine gottselige Pfarrchaise angefahren, die Familie findet den seligen Pastor wieder — er schwebt in einem wollenen Wamms herbei — seine Wittwe mit sieben Kindern steigt eben aus, sie hat in der Tasche etwas Kuchen in einem fetten Papier mitgebracht — er fällt ihr wonnelächelnd an's Herz" — Hier erst bemerkte der Sprechende, daß Thränen in Friederichs Augen standen und daß sein ganzer possenhafter Ausfall auf einem schrecklichen Mißverständnisse beruhte. Sonderbar genug hatte er gemeint, daß der Freund im Scherze spreche und daß er nur in dessen Sinne fortfahre.

Der Leser kann sich vielleicht den grellen Irrthum besser erklären, als Friederich, der wie aus den Wolken gefallen war. Theobald hatte unmittelbar vorher sein Herz durch den erhabenen Anblick gelös't und erweitert gefühlt, er fing an, sich zu schämen, daß er in diesen großartigen Umgebungen, aus denen die Menschheit und ihr Schicksal zu uns spricht, sich mit den engen Sorgen seines kleinen Ich habe tragen können; kein Gedanke lag ihm daher entfernter, als der an eine ewige Erhaltung desselben. In Folge der Richtung, die seine wissenschaftliche Bildung genommen hatte, war er zumal, je ernster seine Lebensansicht sich gestaltete, seit Jahren gewöhnt, die weichliche, thränenreiche Sentimentalität, welche den Glauben an Unsterblichkeit zu oberst unter den christlichen Glaubenssätzen stellt, mit einer unerbittlichen Satyre zu geißeln. Er hatte sich in diese Denkart so hineingewöhnt, daß es ihm schwer ward, sich auf den Standpunkt eines Andersdenkenden zu stellen. Dazu kam, daß er, in seine Betrachtung vertieft, die Person Christophs, der sich kurz vorher in seiner humoristischen Weise geäußert hatte, durch eine träumerische Verwechslung an die Stelle des Sprechenden sezte und daher Denjenigen, der ihn anredete, mit seiner scherzhaften Wendung ganz einverstanden glaubte, bis er zu spät seinen Irrthum gewahr wurde.

Friederich hatte sich in großer Entrüstung abgewandt. Theobald in seiner Bestürzung wußte nichts

Besseres, als sich an Christoph zu wenden und ihn um Vermittlung zu bitten. Dieser meinte schadenfroh, er sollte selbst ausbaden, was er angerichtet. Theobald stand eine Weile rathlos, dann warf er sich ungestüm an Friederichs Hals und rief: „Nein, nein, ich bin kein Frivoler! Ich verfolge das ungesunde Gefühl, aber ich achte die Wahrheit, die Religion, Sie dürfen nicht anders, Sie müssen mir schlechterdings verzeihen!"

Friederich konnte dem Eifer, der gutmüthigen Reue des Liebkosenden nicht widerstehen. Er ließ besänftigt sein großes, tiefsinniges Auge auf dem Jüngling ruhen und sagte: „Sie haben mich mißverstanden, Sie sollten mich nicht unter die Sentimentalen rechnen. Sie sind ein Philosoph, hüten Sie sich, daß sie den schlichten Glauben nicht verachten." Theobald wollte eben ausholen, um in seiner lebhaften Weise die Stellung seiner Philosophie zur Religion auseinanderzusetzen und sich gegen den Schein eines solchen Uebermuths zu vertheidigen; aber Friederich unterbrach ihn: „Ich kenne Dies; es mag viel Wahrheit in Ihrem Systeme sein, ich gebe es zu. Aber Eines will ich Ihnen sagen, was ich nicht zugebe: daß die Klarheit der Erkenntniß, des Begriffes hinreiche, die Regungen des Herzens zu ersetzen, daß sie den ganzen Menschen durchdringe, und Das, was sie als gut begriffen, auch gegen die Schwächen des Temperaments, des Charakters durchsetze und zum

Leben bringe. Ich glaube, daß jene Richtung etwas Erkältendes in sich hat, eine zerfressende, vornehme Kühle, einen Mangel an Demuth."

Theobald konnte mit dieser Behauptung keineswegs übereinstimmen, aber es lag Etwas in Friederichs Blick und Tone, was, mit dem Inhalte seiner Worte nicht unmittelbar zusammenhängend, Theobald im Innersten ergriff und zu tief bewegte, als daß er den Ausdruck finden konnte, Das zu widerlegen, was er in Friederichs Bemerkung als unrichtig erkannte. Friederich schien einen ernsten Gedanken, der ihn schon vorher heimlich bewegte, nicht länger zurückdrängen zu können, und fuhr in feierlichem Tone fort: „Was soll ich Ihnen wünschen und gönnen? Ein großes Glück oder ein großes Unglück? Mein Herz gönnt Ihnen ein großes Glück, aber —"

„Glück! Glück! rief Christoph, gib ihm das große Glück!" „Ich will es noch einmal bedenken," sagte Friederich, und nahm von Beiden Abschied.

„Nun, mein Lieber, ist das nicht ein vortrefflicher Mann? sagte Christoph, während sie nach Hause gingen, du hast ihm, seit du ihn kennst, fast täglich eine Grobheit gemacht, und doch ist seine Liebe zu dir täglich im Steigen. Was übrigens das Thema eures ewigen Streits betrifft, so soll mir ein Elephant auf mein Hühnerauge treten, wenn ich nicht euch Beiden Recht gebe." Theodor hatte keine Zeit, auf diese Bemerkungen zu hören. Er drang hastig in

Christoph, ihm den Sinn jener räthselhaften Worte zu enthüllen. Statt aller Antwort aber sagte dieser mit seinem gewöhnlichen Lächeln: „Felice notte, caro mio! vielleicht morgen ist Vieles anders.“ Mit diesen Worten hinkte das scherzhafte, prophetische Männchen schnell über die dunkle Straße weg und verschwand an der Ecke.

In den innersten Tiefen der Seele aufgerüttelt betrat Theobald sein Zimmer und ging hastig auf und nieder. Zwei Geister kämpften in ihm, eine bis zum Aeußersten gespannte Sehnsucht nach dem geliebten Wesen, das ihm so geheimnißvoll nahe gerückt schien, und eine unerklärliche, große Angst. „Woher kommt diese namenlose Angst? fragte er sich; sie ist aus keinem einzelnen Gedanken, keiner Besorgniß entstanden, sie ist grundlos, unergründlich, und dennoch erfüllt sie mich mit furchtbarer Wahrheit.“ Er zitterte, Schweiß lag auf seinen Schläfen, seine Knie wankten, es lag auf ihm, wie bleierne Gewichte. Er erinnerte sich einer ähnlichen Stunde aus seinem früheren Leben, wo plötzlich, abgebrochen von jeder vorhergehenden Gedankenreihe, eine solche unerklärliche Angst über ihn gekommen war, und zog ein Blatt hervor, auf welchem er seinem damaligen Zustande folgende Worte geliehen hatte:

Warum denn dringt und dringet wieder
Mir Todesangst durch Mark und Bein?

Was schüttelt die erstarrten Glieder
Mir eine dumpfe, schwere Pein?

Hat arge Blutschuld eingeschrieben
Mich einst in der Lebend'gen Buch?
Sind mir nicht rein die Hände blieben
Von des Verbrechens ew'gem Fluch?

War ein vermaledeiter Sünder
Einst unter meiner Väter Zahl?
Und schwingt auf Kind und Kindeskinder
Ein zorn'ger Gott den Racheſtral?

Bestrafet sich mein kühnes Streben,
Mein Jugendstolz und Uebermuth
Durch also dunkle Angst und Beben
Nun an dem allzu stolzen Blut?

Den ich erfaßt mit meinem Wissen,
Stand er dem Herzen doch so fern?
Und muß ihn schmachtend nun vermissen,
Den dreimal heil'gen Gott und Herrn?

O, wollest, Herr, dich zu mir wenden,
Und gnädig schau'n auf meinen Schmerz!
O senke dich, die Angst zu enden,
Mit schnellem Schrecken mir in's Herz!

Und eine Stimme mög' erschallen
In meines Herzens ödem Sand:
„O schrecklich, schrecklich ist's zu fallen
In des lebend'gen Gottes Hand!“

Dann wird das stolze Knie sich beugen,
Dann falten meine Hände sich,

In Andacht wird das Haupt sich neigen,
Und meine Lippen preisen dich!

Eine tröstliche Ueberzeugung drang nach und nach in seine Seele, je mehr er sich in diese Zeilen vertiefte. Unter einem Strome von Thränen löſ'te sich die herbe Beklemmung, eine ungewohnte Weichheit ergoß sanfte Bäche durch sein Inneres, silberhelle Gestalten, wie aus Kinderträumen, tauchten auf, und ein milder Schlummer senkte sich auf den Erquickten. Die Thore des Traumes öffneten sich. Er trat in den dichtgrünen Wald, durch den er einst mit Cordelien gewandelt. Ein lockiges Haupt bog sich über seine Schulter und flüsterte mit wohlbekannter Stimme: „Find' ich dich? Hab ich dich wieder?“ Er wendet sich um und will die Geliebte umfassen, aber sie entgleitet seinen Armen, er sieht sie durch die Schatten des Waldes hineilen, eine dunkle Gestalt mit weit ausgeholten Schritten verfolgt sie. Indem er mit athemloser Angst der Hilferufenden nacheilt, scheinen sich die obersten Aeste der Tannen zu einem Gewölbe zu verschlingen, die Stämme verwandeln sich in Pfeiler, die Lichtstreifen, die zwischen ihnen hereinfielen, färben sich mit brennendem Roth und Ultramarin, Orgelklänge erheben sich langsam anschwellend, ein Hochaltar schießt wie eine Lilie empor, und aus dem Kelche der obersten, geschnizten Blume erhebt sich ein lichter Punkt, der sich immer deutlicher bildet, aufsteigend die Spitzbögen des Chores durchbricht, und endlich

als eine Lichtgestalt, wie aus Mondlicht gewoben, hoch oben im blauen Himmel schwebt. Ein langes, weißes Gewand floß über die hohen Glieder und wallte noch weit über den Körper herab, ein seliges Antlitz schaute tröstlich und friedlich auf ihn hernieder, es war Cordelia's Antlitz. Hinweg war Angst und Schrecken, und aufgelös't in stille Wehmuth erwachte er.

„Buon giorno, signore, riposato bene? rief Wilhelm, mit einer Rolle Papier eintretend, ich will dir nur geschwind Etwas zeigen, was ich in tiefer Mitternacht ausgearbeitet habe. Sieh' her, sagte er, es ist Faust, wie er Gretchen auf der Straße seinen Arm anbietet. Ich habe in seiner Person mich selbst gezeichnet, und meine, mich in dieser mittelalterlich spanischen Tracht so übel nicht auszunehmen. Aber da, betracht' einmal dieses Gretchen. Es ist ein schwacher Versuch, und dennoch ist mir nie eine weibliche Gestalt so gelungen; sieh', sie will dem unverschämten Faust einen Puff mit dem Ellenbogen geben. Aber wer wird sie erreichen? Welcher Künstler wird diese Formen aus dem Gedächtnisse nachbilden?“ „Was für Formen? fragte Theobald. „Wie bist du doch heute so zerstreut, auch scheinst du an meiner Zeichnung gar keine Freude zu haben, versezte Wilhelm; wer wird es auch sein? Meine Antigone ist es, meine Helena, meine Wundervolle, von der ich neulich erzählt habe! Wie habe ich mich heute Nacht angespannt, diese Gestalt zu

erfassen, wie hab' ich sie mit allen Armen der Phantasie umklammert! Und sieh', dort hinten steht Mephistopheles und schielt herüber; ich weiß nicht, warum, ich mußte in dem bösen Kauze abermals mich selber malen, und meine langen Beine, meine dämonische Größe stehen ihm vorzüglich gut an."

Theobald konnte dem Bilde nur eine halbe Aufmerksamkeit schenken, die Erscheinung seines Freundes machte überhaupt in diesem Augenblick einen widerlichen, fast ängstlichen Eindruck auf ihn, ohne daß er sich den Grund davon anzugeben wußte. Plötzlich trat Christoph ein, er schien sehr eilig und rief: „Schnelle, Theobald schnelle! Ich habe einen Auftrag, komm Er mit mir, aber sogleich!" Wilhelm entfernte sich nach einigen Neckereien gegen Christoph, der heute besonders beweglich schien und ein Gesicht zeigte, das nicht anders aussah, denn als wäre es mit tausend Scherzen geladen, die nur auf die zündende Lunte warteten. Er sprach mit Wilhelm Nichts, hinkte seltsam lächelnd, ungeduldig auf und nieder, konnte kaum erwarten, bis Theobald seinen Anzug geordnet hatte, und zog ihn dann mit den Worten: „Jezt nur mir nach!" mit sich fort.

Immer schweigend führte er den vergeblich Fragenden über die Straßen, dann durch Gärten, bis sie an dem Portale eines geschmackvoll gebauten, einsam stehenden Hauses ankamen. „Eine Treppe hoch, linker Hand die erste Thüre!" sagte Christoph und

hinkte davon, ohne auf die Fragen des nachrufenden Freundes zu hören. Mit klopfendem Herzen stieg dieser die Treppen hinan und trat in das bezeichnete Zimmer.

Vor einer Staffelei stand, Palette und Pinsel in den Händen, Friederich, der ihm herzlich die Hand schüttelte. „Ich weiß, daß Sie ein Kunstfreund sind, sagte er dann, und möchte Ihnen ein paar Gemälde zeigen. Zuerst betrachten Sie dies hier an der Wand.“ Es war das Brustbild eines evangelischen Geistlichen in der Amtstracht. „Das wahre Bild eines Seelenhirten, sagte Theobald; wie viel Liebe und Trost in diesen blauen Augen, welch redlicher, rechtgläubiger Eifer in den buschigen Augbraunen und auf der hohen, von den grauen Locken ehrwürdig gekränzten Stirne!“ „Ja gewiß, entgegnete Friederich, ein Mann, dem ich viel verdanke; Sie werden Alles hören. Nun beschauen Sie sich das andere Bild hier auf der Staffelei, mit dem ich bald zu Ende sein werde.“ Das Gemälde stellte König Lear vor, die sterbende Cordelia in den Armen haltend. „Ich zähle mich, bemerkte Friederich, nicht zu denen, welche Shakespeare überzuckern, aber hier mußte denn doch der Künstler statt der Male um den Hals eine Wunde in der Brust wählen.“

Theobald betrachtete voll Bewunderung das Bild, in welchem er mit dem ersten Blick ein wahres Kunstwerk erkannte. Aber wie erstaunte er, als er nicht

nur in Lears Zügen eine große Aehnlichkeit mit Friederich, sondern auch in dem Bilde der Cordelia seine Cordelia erkannte. Bleich, mit dem lezten, feuchten Strale im erlöschenden Auge, lag die zerknickte Lilie im Arme des greisen Vaters. „Woher dies Bild? stammelte Theobald, wer hat es geraubt aus dem verschwiegenen Heiligthume meiner Seele? Cordelia, meine, meine Cordelia!" Friederich hing mit wohlwollenden Blicken an dem jungen Manne der mit thränenvollen Augen vor dem Gemälde stand und die Arme ausstreckte, als müßte er in herzzersprengender Sehnsucht das Bild an sein Herz reißen. „Folgen Sie mir, lieber Freund," unterbrach er endlich den Träumenden, und führte ihn durch mehrere Zimmer bis zu einer Thüre, die er mit den Worten öffnete: „Treten Sie ein, ich werde folgen."

Theobald trat ein. Eine hohe, weibliche Gestalt in weißem Gewande saß am Fenster, und sah, den Kopf in die Hand gestüzt, in den blauen Himmel hinaus, so daß sie Theobald nur vom Rücken sah. Sie schien gedankenvoll, denn sie hörte den Eintretenden nicht. Er wollte eben seinen Eintritt entschuldigen, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen; denn die Fremde hatte sich schnelle umgedreht. „Cordelia, meine Cordelia! Mein Theobald!" war Alles was die Erstaunten, Erschrockenen sich zurufen konnten. Bleich, bebend, die Arme ausgestreckt, Thränen in den weit geöffneten Augen, standen sich die beiden

jugendlichen Gestalten gegenüber. Jezt stürzten sie sich in die Arme und lange, heiße Küsse waren die einzige Sprache der Glücklichen.

Nachdem sie vom ersten Sturme der Gefühle sich gefaßt hatten, trat Friederich ein, von gutmüthiger Freude stralend, und Theobald warf sich unter Zähren der dankbarsten Rührung an sein Herz. „Mein lieber Sohn, sagte Friederich, indem er ihn auf die Stirne küßte und die Hand auf sein Haupt legte, verstehst du, warum ich euch dieses Glück so lange vorenthielt? Verstehst du jezt meine gestrigen Worte? — Sei' nur immer einfältig und fromm!" Cordelia trat herbei, schlang ihre Arme um die beiden, und drei selige Menschen standen in Einer Umarmung.

„Nun fehlt nur noch Ein Mensch zu unserem Glücke, sagte Friederich; es ist derselbe, aus dessen Munde du den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten vernehmen sollst, der gute Christoph." Theobald, dem die leise Forderung des Zartgefühls, daß ihm das Räthsel durch einen Dritten und nicht in Friederichs Gegenwart gelös't werden sollte, nicht entgehen konnte, begab sich sogleich auf den Weg zu dem Freunde. Er mußte lächeln, als er, über das Estrich an der Küche vorübereilend, Friederichs Farbenreiber zu der Magd sagen hörte: „Ich hab' an der Thür ein wenig gehorcht, es muß ein alter Schatz von der Jungfer sein. Wenn ich nur wüßte, warum

unser Herr zu ihm gesagt hat: Sei nur immer einfältig und dumm!"

Theobald lief mehr, als er ging, und Mancher blieb auf der Straße verwundert stehen, wie er den Jüngling mit dem leuchtenden Gesichte dahineilen sah. Christoph hatte ihn längst erwartet, sezte sich, da er ihn endlich kommen sah, in ausgelassener Freude reitend auf das Geländer seiner Treppe, glitt jählings darauf hinab und stand plötzlich mit einem Sprunge vor Theobald. „Come sta? rief er, che comanda, Signore?"

„Was wird's sein, alter Narr, komm nur herauf, erzähle mir, und dann im Fluge zu Friederich und Cordelia!" „So setze dich nieder, sagte Christoph, als sie in sein Zimmer getreten waren, und höre. Aber sieh' mir dabei nicht in's Gesicht, ich kann's nicht leiden; oder halt, wir wollen's so machen!" Er stellte zwei Stühle mit der Rücklehne gegeneinander, drückte Theobald auf den einen derselben, und begann dann, den Rücken gegen seinen Freund gekehrt, die Arme gekreuzt, seine Erzählung:

„Friederich ist der Sohn eines längst verstorbenen Försters in Buchenforst. Er hatte zwei Brüder, von denen der Eine noch jezt als Förster daselbst lebt; der andere reis'te als Architekt nach Italien, und brachte eine Römerin von wundersamer Schönheit als Frau zurück. Friederich hatte sich zum Maler bestimmt und bereits die ersten Beweise eines sehr glücklichen Talents gegeben, das aber keine günstigen Verhältnisse

fand. Er wurde verkannt, angefeindet und lebte in dürftigen Umständen. Er sah die Frau seines Bruders, und von diesem Momente an war es um seine Ruhe geschehen. Er vermied ihren Anblick, er schien mit allen Kräften gegen seine Leidenschaft zu kämpfen, und, indem er künstlerisch darstellte, wovon sein Inneres erfüllt war, von dem übermächtigen Eindrucke sich befreien zu wollen. Treffliche Compositionen, auf deren jeder man die Züge erkennt, die sich seiner Phantasie so glühend eingeprägt hatten, stammen aus jener Zeit. Aber er vollendete Nichts; er fing an, unordentlich, unreinlich zu werden, und gegen Diejenigen, die sein Talent zu verkennen schienen, zeigte er eine wilde Bitterkeit. Cordelia, das Ebenbild ihrer römischen Mutter, wurde geboren, aber die Geburt kostete der Mutter das Leben. Friederich sah sie sterben. Diese Scene hat sein Verstand nicht überlebt; er resolvirte sich, ein völliger Narr zu werden, und biß in Gottesnamen in den sauren Apfel. Sein Bruder folgte frühe der Verstorbenen in's Grab; die Großmutter des Kindes, die bei ihrem Sohne in Buchenforst wohnte, übernahm dessen Pflege. Mehrere Heilversuche mit Friederichs Wahnsinn waren bereits mißlungen, als ich in das Pfarrhaus zu Buchenforst als Arzt berufen wurde und ihn bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Er schien mir heilbar, und ich entschloß mich, eine Kur zu unternehmen. Er hatte seit einiger Zeit wieder zu malen angefangen, die Situation

aus König Lear, die hier vor uns hängt, stand eben auf seiner Staffelei. Den Kopf des Königs hatte er noch in der Zeit gemalt, da sein Wahnsinn ausbrach und ihm doch noch Reflexion genug zu Gebot stand, um den Ausdruck des beginnenden Uebels von sich selbst abzusehen. Jezt schien er in dieses Bild ordentlich verliebt. Man sah ihn oft vor den Spiegel treten und dann wieder mit sichtbarer Freude vor dem Gemälde verweilen. Es war vollendet bis auf den Kopf des Narren, den er abwechselnd abwischte und wieder auf's Neue zeichnete. Wie erstaunte ich, als ich ihn eines Tages besuchte und meine eigene werthe Person in Figura des Narren auf dem Gemälde fand! Der Wahnsinn ist auch ein Schalk. Die Kur sollte nun eröffnet werden. Zuerst nahm ich ihm heimlich Alles, was er von Zeichnungen und Gemälden besaß, denn fast aus jedem Blatte sah ihm ja seine Vergangenheit, sein Wahnsinn entgegen. Seine Bitterkeit stieg natürlich darüber auf's Aeußerste, sein Mißtrauen wurde gränzenlos, jedes Messer hielt er für einen Mordstahl. Wie er nun einst vor sich hinbrütend im Zimmer saß, stürzte ich, als Teufel verkappt — es ist klar, daß mein Pedal bei dieser Maske vortreffliche Dienste leistete — aus einem Schlupfwinkel mit gezücktem Messer auf ihn los. Er fiel für todt zu Boden. Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, schien sein Gedächtniß völlig erloschen und die Kraft seines

Körpers gebrochen. Die strengste Diät wurde ihm vorgeschrieben, bis er fast ein bloser Balg von einem Menschen war. Nur sehr langsam stärkte ich ihn durch wenige, kräftige Nahrung. Als sein Körper wieder zu einigen Kräften gekommen und sein Geist nicht viel anders war, als eine abgewischte Schiefertafel, überantwortete ich ihn dem Provisor des Orts zum Unterrichte, einem beispiellos trockenen Menschen, der durchaus Nichts dachte, wollte, sprach, als Was er docirte. Friederich mußte das A B C lernen, Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, und so viel der Schafskopf von Lehrer aus der Naturgeschichte wußte. Es war rührend anzusehen, wie gläubig der Gute alle die Dinge lernte, die er längst wußte. Das Ding hatte so ein halb Jahr gedauert, und weiß Gott! es wirkte. Kam er das Eine- oder andere Mal noch auf seine wahnsinnigen Ideen zu reden, so durfte ihm Niemand geradezu widersprechen, noch weniger beifällig darauf eingehen, sondern man sagte ihm, das Alles werde er schon begreifen, wenn er nur hübsch fleißig sei und brav lerne. Solche Antworten pflegte er mit gutmüthigem Zutrauen hinzunehmen, denn er ging mit sich selbst nicht anders um, als wie mit einem Schulkinde. Nachdem ich ihn nun so in die kalte Wasserkufe des Schreckens getaucht, dann in dem Seifenwasser der Diät ganz ausgewaschen, hierauf mit der Steife stärkender Mittel wieder in etwas

aufgerichtet, hernach in der Preßwalze des Brodtrockenen Unterrichts so ordentlich durchgewalkt, ließ ich noch ein warmes Bügeleisen über ihn gehen. Dies war der gute Pastor von Buchenforst, dessen Porträt du ohne Zweifel heute bei Friederich gesehen hast; ein gründlicher, fast pedantischer Gelehrter, ein Eiferer für den rechten Glauben, ein Mann voll herzlicher Liebe und herzlichen Zorns, aber die Liebe war größer; ein Mensch. Er begann damit, ihn in der Geschichte und der lateinischen Sprache zu unterrichten. Hier lernte der Patient schon mit einem tieferen Interesse, denn in diesen Fächern hatte er wirklich niemals geglänzt. An das Latein wurde etwas Logik angeknüpft; der strenge, ich möchte sagen, militärisch unerbittliche Bau dieser Sprache hat vielleicht mehr, als Alles, das Schweifen seiner Gedanken gezügelt. Die Geschichte wurde pragmatisch behandelt, allmälig aber fing man an, ihm die Begebenheiten in einem höheren Lichte zu zeigen, bis endlich der gelehrige Schüler, mehr und mehr erstarkt, gereift, durch kleine Winke auf seinen früheren Wahnsinn und besonders auf die Schuld in diesem Wahnsinn aufmerksam gemacht, und nun der schmachtenden, suchenden Seele der ganze Trost der Religion geboten wurde. Er spann sich an den frommen, redlichen Mann mit allen Fäden seiner Liebe fest, und du weißt nun, warum er so fromm ist, und warum er so fromm ist. So ist denn aus dem zerfezten,

beschmuzten Stücke wieder so ein reines, gutes, liebes Weißzeug geworden."

„Aber unbegreiflich ist mir nur, fiel Theobald ein, daß ich ihn gar nicht wieder erkannt habe."

„Ei nein, versezte Christoph, ich selbst würde ihn in deinem Falle nicht wieder erkennen. Wie wenige tiefere Forscher erkennen in einem gewendeten, frisch dekatirten Rocke das alte Kleid wieder! Von dem Erbleichen seiner Locken will ich nicht einmal sprechen. Ich war längere Zeit abgehalten gewesen, ihn zu besuchen, als man mir schrieb, Friederich könne jezt als genesen betrachtet werden und wünsche sehnlich einen Besuch von mir. Ich war nahe am Dorfe auf einem schmalen Wiesenpfade, als ich Friederich mit Cordelien unter den Obstbäumen von ferne auf mich zukommen sah. Ich versteckte mich hinter eine Hecke. Sieh, Schatz, ich kann sonst das Hätscheln und Lecken nicht leiden; es ist mir schon widerwärtig, wenn ich nur zufällig mit meiner Hand das Fleisch eines Andern berühre. Am schwersten, als ich zuerst die Kliniken besuchte, gewöhnte ich mich an das Fühlen eines Pulses; ich habe ein geheimes Grauen davor. Küssen mag ich schon gar nicht, auch das schönste Mädchen nicht. Aber wie ich ihn nun so kommen sah, so recht reinlich und ordentlich, so sauber gewaschen, gekämmt und rasirt, mit einem recht soliden, steifen, ziemlich weitläufigen Hemdkragen, wieder rothe Bäcklein und so einen friedlichen sanften Blick — da

konnt' ich nicht anders: Ei, so grüß' Ihn doch aber auch Gott, lieber, widerwärtiger, alter, ehrlicher Hansdampf! rief ich hervorstürzend. Er lag an meinem Herzen. Cordelia verküßte mich unter Thränen. Aber sie kann's, das muß ich sagen, aus dem Fundamente."

„So, so? unterbrach ihn Theobald, ich kenne aber Jemand, der kaum erst gesagt hat, er möge das Küssen nicht leiden."

Christoph wandte sich um, sah ihn mit halbem Gesichte blinzend unter verstecktem Lächeln an und fuhr dann, den Rücken ihm wieder zukehrend, fort: „Auch dem alten Christoph rieselte ein Thränchen verwundert über die ledernen Wangen."

„Warte, warte! fiel Theobald noch einmal ein, das wunderbare Mädchenhaupt im Mondscheine in der Laube —?"

„Nun ja, das war Cordelia, das versteht sich ja von selbst." „Da muß ich wohl gar noch eifersüchtig werden?'' fragte Theobald. „O große Thorheit! erwiederte Christoph. Nun aber mit meiner Erzählung zu Ende"

„Friederich brannte vor Begierde, wieder zu malen; er wollte den Herbst seines Lebens noch recht als Künstler genießen und beschloß eine Reise nach Italien. Das gute Großmütterchen liegt im Grabe und den redlichen Pastor haben sie auch hinausgetragen. Cordelia, so war es von Anfang beschlossen, mußte den Oheim begleiten, denn von ihr kann er nimmer lassen.

Ich für meine Person wollte einen Versuch machen, ob Italien es vermöchte, einen alten, übeln Stoff in meiner Natur, diesen Knoten, diesen Knopf der Reflexion, dieses kranke Stück Hamlet herauszuschaffen, und schloß mich an. Ich könnte nicht sagen, daß Friederich gerade hier so einsam und zurückgezogen lebe, weil ihn das unheimliche Geheimniß früherer Jahre scheu und unsicher mache. Er hat eine bewunderns-würdige Selbstbeherrschung, eine kaum glaubliche Sicherheit. Er fürchtet die Erinnerung an seinen Wahnsinn keineswegs, er bietet allen ihren Dolchen eine gepanzerte Brust — die sicherste Probe seiner gründlichen Heilung. Deine Erzählung an jenem Abend, deine Schilderung seiner Zustände drehte das Messer mit jedem neuen Worte grausam in der alten Wunde um; ich beobachtete ihn, er zuckte nicht, er lächelte still und mild vor sich hin. Dagegen sieht er nun sein Leben als ein geweihtes Eigenthum der höheren Mächte an, die ihn gerettet haben, er scheut das Gewühle, den Markt des Lebens, er fürchtet, durch ein Gedränge neuer Bekanntschaften aus dieser feierlichen Stille gerissen zu werden. Cordelia kennst du; ich brauche dir nicht erst begreiflich zu machen, warum ihr die Einsamkeit nicht lästig ist. Uebrigens schien sie mir selbst seit längerer Zeit besonders ernst, in sich gekehrt; die Heiterkeit, die sonst gleichmäßig über ihr Wesen ausgebreitet war, concentrirte sich auf einzelne und seltene Ausbrüche ausgelassener Munterkeit.

Kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß,
Als eine stille Liebe, von der Niemand nichts weiß.

Bis heute wußte sie nichts von deiner Anwesenheit. Nach jenem Abend, wo wir uns Liebesgeschichten erzählten, entspann sich zwischen mir und Friederich ein kleiner Streit darüber, ob du sogleich, oder erst später, oder gar nicht mit Cordelien zusammengeführt werden solltest. Ich sagte: Ja und sogleich! er sagte: Ich weiß nicht, ich muß den jungen Mann vorher erst besser kennen lernen. Von nun an hattest du den verzweifelten Einfall, es ordentlich darauf anzulegen, daß er an dir irre werde. Ich meinte oft, ich müsse dir einen Maulkorb vorbinden, um deinem philosophischen Pathos gegen falsche Frömmigkeit ein Ende zu machen. Doch sah ich zeitig ein, daß die Gefahr nicht groß sei, denn Friederich weiß deine Weise von der gemeinen Religionsspötterei wohl zu unterscheiden. Ich wußte, daß die Sache von selbst ihrer Krisis entgegeneilen mußte. Diese trat gestern auf dem Spazirgange ein, die gegenseitige Expektoration war heilsam, Friederich schüttelte den lezten Rest des Mißtrauens von sich und entschloß sich noch in der Nacht, euch zu verbinden. Und nun fort! fort! heute soll es ein Fest werden, und wer mir heute Abend sagen wird, es sei den Tag über ein einziges vernünftiges Wort aus meinem Munde gekommen, der soll ein elender Mensch, ein Lügner sein!"

Er ward aber auch ein Fest, dieser Tag. Von

der gewaltsamen Aufregung der Freude war der Uebergang zur Fröhlichkeit gefunden, und der Sturm des Entzückens dauerte nur in einem seligen, stillen Nachgefühle fort, das jedem Worte, jedem Gespräche auch über unbedeutende Kleinigkeiten des Lebens eine festliche Wärme eingoß. Christoph sprudelte von Possen, und Theobald weidete sich mit dem innigsten Ergetzen an dem schönen Verhältnisse, das zwischen ihm und Cordelien bestand. „Ach ja, rief Christoph, als er dies bemerkte, freue dich nur; sieh' dies Mädchen an: die Götter haben ihr eine unbezahlbare, köstliche Gabe geschenkt, sie versteht den Scherz! Sage, du lieblicher Knabe, fuhr er fort, indem er die Hände wie ein Betender aufhob, der du aus blauen Augen unter der klingenden Narrenkappe zwischen Thränen hervorlächelst, kecker Humor! sage, warum lieben dich so selten die Frauen? Warum verstehen sie dich nicht, warum kennen sie nur deinen ärmeren Stiefbruder, den Witz? Warum hat ihnen ein Gott das Auge geblendet, daß sie bald einen Affen, bald einen Satyr, bald einen Dummkopf in dir sehen, daß sie um so gescheuter sich denken, je blöder sie dich verkennen, je schiefer sie deiner göttlichen Zwecklosigkeit versteckte Absichten unterlegen? daß sie mit unerbittlichem, auflaurendem, malitiösem Verstande über dich armes Kind herfallen? Muß man denn ein Männer-Auge haben, das der Welt in die alte, ewig blutende Wunde geschaut hat, muß man gezweifelt haben, ob es einen

Gott gibt, muß man zu Hause gewesen sein in jenem hintersten grauen Nebellande, wo alle Gegensätze sich auflösen, wenn man dich erkennen soll? Hat dein berauschender Trank an dem rothen, zackigen Feuer der Verzweiflung gekocht? Sind die entzückenden Lüfte deines Himmels mit einem Geruche der Hölle gewürzt? Werden deine Wonnen, wie die höchste Seligkeit, nur dem Schuldigen zu Theil? Ach, so laß sie zu Sünderinnen werden die Unschuldigen, nimm ihnen die stille Seligkeit des Glaubens, und gib ihnen deine höhere dafür! Oder kann, wie ein Kind über dem Abgrunde, auch die holde Unschuld mit dir spielen?"

Eine Ohrfeige unterbrach sein Pathos. „Ich kenne die Thäterin, rief er, ohne sich umzusehen, ach, noch eine einzige solche! ich bitte, nur Eine!" Cordelia bog lachend sein Haupt zurück und küßte ihn auf die Stirne. In komischer Verlegenheit wischte er den Kuß ab, und bestand durchaus auf seiner Bitte um eine zweite Ohrfeige, die ihm denn auch in bester Form gereicht ward.

Cordelia ergriff ihre Harfe, und Theobald verlangte das alte Lied: Mädchens Abendgedanken. Bei dem lezten Verse stockte sie, ihr Auge ruhte mit einem großen Blicke auf dem Geliebten, sie warf sich ungestüm an seinen Hals und verbarg ihr Antlitz an seiner Brust. „Kann ich's, darf ich's denn glauben? Bin ich denn nicht zu glücklich?" rief Theobald, indem seine Finger in den dunkeln Locken spielten.

Erst die späte Mitternacht trennte die trauliche, kleine Gesellschaft.

Nicht so leicht, als er erwartet hatte, erhielt Theobald von dem, jezt wie vorher der Einsamkeit huldigenden Friederich die Erlaubniß, seinen Freund Wilhelm in seinem Hause einzuführen. Friederich war ihm wegen seiner freien Sitten nicht gewogen, ja er schien eine Art von Furcht vor seinem leidenschaftlichen Wesen zu haben, und gewährte Theobalds Bitte nur mit jener ungeduldigen Resignation, womit wir uns endlich in ein nothwendiges Uebel fügen. Diesem war es jedoch unmöglich, sein neues Glück dem Freunde zu verbergen, von dem keine Verschiedenheit der Ansichten und Lebensweise ihn jemals ganz hatte abwendig machen können, wiewohl ihre Freundschaft allerdings an einem nie ganz vertilgbaren Reste von gegenseitiger Verschlossenheit krankte.

Mit beflügelten Schritten eilten sie dem Hause zu, wo Theobald seinen Freund zuerst vor Friederichs Gemälde führte. Wäre er nicht selbst, als sie vor dem größeren Gemälde standen, ganz wieder in das rührende Bild versunken gewesen, so hätte er bemerken müssen, wie Wilhelms Gesicht bei dem Anblicke desselben plötzlich verfinstert, dann wechselnd von glühender Röthe überzogen und todtesbleich wurde, wie er mit aufgerissenem, rollendem Auge, den Einen Fuß weit vorgestreckt, als wollte er auf die Gestalt

zuschreiten, an Cordeliens Bilde hing. „Ja, so war sie! Ich muß sie wiedersehen, muß sie besitzen!“ flüsterte er. Theobald hörte diese Worte nur halb. „Was sagst du da?“ fragte er. Wilhelm schien nicht auf die Frage zu achten, und rief: „Diese rothen Blutstropfen auf der alabasternen Wölbung! O, man möchte ein Mörder werden und den Dolch in einen solchen Busen stoßen, um dies Schauspiel lebendig zu sehen!“ „Ich bitte dich, sagte Theobald, sieh' dahin, wo Geist ist, sieh' den lezten, matten Liebesbliz in diesem ersterbenden Auge, das süße Lächeln um die erbleichenden Lippen! Ich habe dir's verschwiegen, aber jezt sollst du es wissen: dieses Bild ist das Bild meiner Cordelia, der Cordelia, zu der ich dich jezt führen will.“

Wilhelm sah ihn schnell an, ein Ausruf erstarb auf seiner Zunge; er wandte sich ab, ein finsterer Schatte wandelte über sein Gesicht; er zog die dunkeln Brauen schmerzhaft zusammen, biß die Lippen ein, seine Arme spannten sich mächtig wie gegen eine schwere Last, die man von sich zu wälzen sucht. Dann schien er sich zu fassen, und verlangte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit plötzlich umzukehren und nach Hause zu gehen. Theobald, der für diesesmal nun durchaus zu einem scharfen Beobachter verdorben schien, duldete es nicht, er hatte keinen anderen Gedanken, als den, wie schön es sei, den Freund bei der Braut einzuführen. Er hoffte, seine

Verstimmung zu bezwingen, indem er ihn vor das Brustbild des Geistlichen treten hieß und ihm das Verhältniß dieses Mannes zu Friederich kurz auseinandersezte. Wilhelm betrachtete das Bild flüchtig schien sich indessen zu besinnen, und folgte gesammelt seinem Freunde nach Cordeliens Zimmer.

Eine tiefe Röthe überflog das schöne Angesicht, als sie Wilhelm erblickte, sie benahm sich verlegen, ihr Betragen war höflich gespannt. Theodor konnte das gehoffte herzliche Verhältniß zwischen dem Freunde und der Geliebten nicht in Gang bringen. Man saß sich eine Weile schweigend gegenüber, Theobald fühlte seine Hand, die in Cordeliens lag, stark, fast krampfhaft gedrückt. Jezt erst bemerkte er, daß Wilhelms Augen starr an ihrer Gestalt hingen und den Anblick, den ihr flüchtiges Morgenkleid ihnen offen ließ, lechzend verschlangen. Nachdem er mehreremale vergeblich versucht hatte, den Stummen in ein Gespräch zu verwickeln, sprang Wilhelm plötzlich auf und empfahl sich. Man hörte ihn die Treppen mit stürmischen, schallenden Tritten hinuntereilen.

Kaum war er aus der Thüre, so hing sich Cordelia mit einer Heftigkeit, einer Inbrunst an den Geliebten, als suchte sie Schuz in Todesangst. Was hat er doch? fragte der geängstigte Theobald. „Ach, ich weiß es nur zu gut, sagte Cordelia Das ist der Mensch, der mich neulich so lange schrecklich ansah in der Sixtinischen Capelle. Dieses schöne, todtbleiche

Gesicht mit den aufgerissenen Feueraugen ruhte unverwandt auf mir. Es ward mir so bange; ich glaubte, meinen bösen Geist, meinen Verderber zu sehen. Seitdem ist mir meine Einsamkeit noch lieber geworden, als vorher. Aber nein, nein! rief sie, sich aufraffend, und stand stolz aufgerichtet, zornglühend vor Theobald, er kann mich kennen! Ich habe ihn eben nicht sanft abgewiesen, als der Wahnsinnige sich hart an mich drängte und reden wollte! Er wage es nicht wieder, vor mich zu treten!" Theobald suchte die Zürnende zu beruhigen und zu überzeugen, daß der Verhaßte besser sei, als er scheine. Aber eine dunkle Sorge fuhr wie ein Nadelstich durch sein eigenes Herz.

Es ward beschlossen, daß die Verbindung des glücklichen Paares hier, in Rom gefeiert werden sollte. „Wie dumm wär' es auch, länger zu warten! meinte Christoph. Eine Braut in Rom finden, und das Schönste, die Hochzeit und die Flitterwochen für das trockene, altbackene Deutschland aufsparen! Wär's nicht gerade, wie wenn Einer umgekehrt Christian Wolf's vernünftige Gedanken oder Kant's Kritik der reinen Vernunft hübsch gebunden aus Deutschland nach Italien mitnähme, um sie hier zu studiren! Gesezte Eheleute könnt ihr dann in Deutschland noch lange werden! Bräutigam möcht' ich überhaupt nicht lange sein, das Wort klingt so unangenehm philisteriös, es fällt mir immer ein altfränkisch beblümter Bettüberzug darüber ein."

Wenige Tage vor der Trauung wollte Theobald einen längst vorgehabten kleinen Ausflug in das Albaner-Gebirge ausführen. Es war seine Nebenabsicht, dem Anblicke der kleinen Sorgen und Zurüstungen für die Hochzeit und für die Abreise nach Deutschland zu entwischen, und die Geliebte selbst drängte ihn dazu. „Was soll das sein? scherzte sie, Morgens, Mittags, Abends Nichts denken, Nichts hören, als: in drei Tagen ist Hochzeit! übermorgen ist Hochzeit! morgen ist Hochzeit! das ist für Weiber!“ „So flattre denn hin, sezte Christoph hinzu, und genieße, wie der Schmetterling in Campe's rührender Erzählung, noch einmal den kurzen Traum der Freiheit!“

Wilhelm sollte sein Begleiter sein, dies hatte Theobald nach einem schweren Kampfe mit sich selbst beschlossen. Er wollte der Spannung, die zwischen ihnen eingetreten war, mit Einem freimüthigen Schritte ein Ende machen, er wollte mehr, er hoffte durch ein offenes Gespräch eine tiefer dringende geistige Revolution in ihm hervorzubringen. Er hatte inzwischen von verschiedenen Seiten sehr beunruhigende Nachrichten über ihn erhalten, er hatte gehört, daß er sich in einen wilden Strudel von Genüssen jeder Art gestürzt habe, gegen seine Freunde heftig auffahrend und höchst argwöhnisch geworden sei, und über ihn selbst, dessen Anblick er sichtbar vermied, sich öfters gehässig ausspreche. Er mochte troz diesen Symptomen den Freund nicht verloren geben, ja

vielmehr eben jezt hielt er es für Pflicht, zu zeigen, was wahre Freundschaft sei. Er rechnete auf Wilhelms angeborene Gutmüthigkeit.

Als er sich seinem Zimmer näherte, hörte er ihn drinnen laut mit sich selber reden. Er trat ein und fand ihn eifrig mit einer Zeichnung beschäftigt. Fleißig? fragte er, indem er die Hand auf seine Schulter legte. Wilhelm sah sich erst jezt nach ihm um, und blickte ihn träumerisch, fast fieberhaft an. „Gefällt dir die Skizze? sagte er, es ist der Raub der Proserpina. Sieh' die schönen, nackten Formen. Du bist verdrießlich?“

„Daß ich's nur gestehe, erwiederte Theobald, ich kann deine Leidenschaft für die Antike, für die sogenannte Form nicht ohne Aengstlichkeit betrachten. Ja, wenn ich glauben könnte, daß es eine reine Begeisterung für die Form ist —“

„Du predigst wieder,“ fuhr Wilhelm auf. Theobald sah ihm ernst und forschend in's Auge, ergriff dann seine Hand und sagte: „Wilhelm ist deine Seele rein?“ „Ich hatte gemeint, einen Freund zu besitzen, antwortete Wilhelm, aber ich habe einen Beichtvater; du kannst doch das moralische Geschmäckchen nicht los werden.“ Theobald sagte langsam und fest: „Dich reißt dein antikes Wesen noch in's Verderben, in's gemeine Verbrechen!“

Wilhelm ging unruhig auf und nieder. Bei den lezten Worten Theobald's schrack er sichtbar zusammen,

sagte aber dann: „Theobald, ich könnte dich widerlegen, wenn ich in der Laune wäre zu disputiren.“ „Willst du mich nicht auf einem Ausfluge begleiten?“ fragte Theobald nach einer Pause. „Wann und wie lange?“ „Morgen; am dritten Abend sind wir zurück.“

Wilhelm trat an's Fenster, schien die Sache sehr wichtig zu nehmen und mit einem Entschlusse zu kämpfen. Plötzlich eilte er an den Tisch, zerriß hastig die Zeichnung, über welcher Theobald ihn getroffen hatte und rief seufzend: „Ach, warum warum mußte es so kommen? Doch er sei abgeschüttelt, der wüste Traum dieser lezten Tage! Theobald, ich begleite dich, und kehre nicht mit dir nach Rom zurück; ich werde den Rest des Sommers in Neapel zubringen.“ Theobald drückte dem Freunde schweigend die Hand und schied voll Hoffnung eines guten Ausgangs.

Als er am folgenden Morgen von Cordelien Abschied nahm, war sie im Anfange voll Scherz und Heiterkeit. Ein sonderbares Gefühl schien sie anzuwandeln, als sie, im Begriffe, Theobald zur Hausthüre zu begleiten, durch zufällige Hindernisse des Lokals genöthigt war, den Weg mit ihm durch Friederichs Attelier zu nehmen. Sie drückte die Augen fest zu, und bat Theobald, sie an der Hand durch dieses Zimmer zu leiten. „Ich verstehe, sagte dieser; ich muß aber selbst bekennen, daß es mir unbegreiflich ist, wie der sanfte Friederich das holde

Bild eines ihm so lieben Lebens benutzen konnte, um das Grauen des Todes zu malen." „Er machte sich von Anfang an Vorwürfe, erwiederte Cordelia, aber unter beständiger Selbstanklage hat er's nun doch gethan." Als sie vor dem Eingange des Hauses von einander schieden, schien sie die kurze Trennung zuerst leicht zu nehmen, dann aber, als sie sich schon losgerissen hatte und Theobald eben über die Schwelle gehen wollte, kam sie ihm noch einmal nachgeeilt, ihr Wesen schien umgewandelt, ihre Bewegungen feierlich, sie hielt ihn lange umfaßt, ohne ein Wort zu sprechen. Sie verließ ihn, wollte umkehren, trat aber zum zweitenmale zu ihm und wiederholte dieselbe Scene eben so feierlich und stumm.

Theobald blickte der Rückkehrenden gedankenvoll nach; er wußte sich die seltsame, feierlich ernste Liebkosung nicht zu erklären, aber die Geliebte schien ihm in diesem Augenblicke so erhaben, daß er es für kindisch hielt, zu sprechen, zu fragen; und bei aller Unverständlichkeit ihres Betragens war doch Etwas in ihm, das ihm mit jener dunkeln Flüstersprache des Traumes zu sagen schien: es versteht sich ja doch von selbst, es ist natürlich, daß wir einen solchen Abschied nehmen. Die Springbrunnen, die er sonst so gerne in stillen Morgenstunden belauschte, schienen ihm heute mit ihrem eintönigen Gemurmel ein altes, trübes Räthsel zu predigen, das aber im Grunde ja doch gelös't sei. Er war weder traurig, noch gleichgültig,

weder ernst, noch heiter gestimmt, als er auf Wilhelms Wohnung zuging, ihn abzuholen. Er konnte sich auf Nichts besinnen, es war ihm, als gebe es gar keine Gegenwart, und wie jezt eben die Stralen der Sonne ungewiß mit dem Nebel kämpften, so, meinte er, gebe es eigentlich gar keinen Tag, sondern nur einen Morgen und einen Abend.

Als er aber an Wilhelms Seite in die frische, jugendliche Landschaft nach den Berggegenden von Frascati und Albano hinauswanderte, ward es ihm wieder leicht und klar um's Herz, die Welt erschien ihm wieder als ein sicheres Besitzthum, und voll fröhlicher Gedanken erwog er sein nahes Glück. Wilhelm sang lustig in den frischen Morgen hinaus, blieb aber oft stehen und sah nach Rom zurück. Gegen Mittag ward er verdrießlich und ging stumm, den Blick zur Erde geheftet, neben Theobald einher. Sie ließen Albano für's Erste zur Seite liegen und wandten sich nach Castel Gandolfo. „Man möchte sich hineinstürzen," sagte Wilhelm, als sie am Rande des ausgebrannten Kraters standen und durch die üppige Vegetation, die den oberen Theil seiner inneren Höhlung kränzt, auf den See hinunterblickten, der die alte Werkstätte des vulkanischen Feuers in Besitz genommen hat. Des Abends erhizte er sich in Albano durch starken Wein gewaltsam zur Fröhlichkeit, und konnte des Lobes der reizenden Gestalten, die in ihrer bunten Tracht an der Osteria vorüberwandelten, nicht satt werden.

„Sieh', sagte er, da tritt nun Eine mit ihrem Innamorato herein, sie werden sich hier setzen und sich den Wein munden lassen; — ein auserlesener Wuchs: sieh', wie das rothe Kleid über die herrlichen Hüften hinunterfließt, jede Bewegung ist nobel, kräftig; — ei, warum sieht sie doch nicht herüber? unter diesem Tuche muß nothwendig ein schönes Angesicht lauschen, gib Acht, jezt dreht sie sich um, sie blickt nach uns her, sieh' dieses —"

Hier brach er plötzlich ab und erbleichte. Theobald konnte sich dieses auffallende Stocken leicht erklären; ihn selbst überraschte eine unverkennbare Aehnlichkeit des albanischen Mädchens mit Cordeliens Zügen und Gestalt. Wilhelm war stille geworden, vergebens bemühte sich sein Freund, ihm ein Wort zu entlocken, er verharrte in seinem finsteren Schweigen, nur daß er bisweilen ein mürrisches, unverständliches Wort in den Bart murmelte; und als ihnen, in ihrem Albergo wieder angelangt, das Nachtlager in verschiedenen Zimmern angewiesen wurde, schien er mit dieser Trennung des Lokals sehr zufrieden.

Als Theobald am folgenden Morgen reisefertig in das Zimmer seines Freundes trat, traf er es leer; Wilhelm war nirgends zu finden. Vom Cameriere erfuhr er endlich, daß derselbe in aller Frühe seine Zeche bezahlt und sich auf den Weg gemacht hatte.

So widerlich Theobald anfangs von seiner Entdeckung berührt wurde, indem er diese Handlung

seines Freundes nicht anders, als einen „Streich“ nennen konnte, so mußte er sich doch gestehen, daß ihm die Trennung lieb war. Es war ihm unheimlich an der Seite Wilhelms zu Muthe gewesen, die sichtbare, innere Unruhe desselben hatte ansteckend auf ihn gewirkt. Uebrigens lagen die Gründe des plötzlichen Verschwindens nahe genug. Der Anblick am gestrigen Abend und die mit ihm verbundene Erinnerung hatte in dem Flüchtling alle wilden Geister der Eifersucht so stürmisch auf's Neue aufgeregt, daß Theobald, der sein Temperament kannte, keineswegs erwarten konnte, er werde sich so schnelle wieder zu sammeln wissen, um zur Fortsetzung des Ausflugs die gehörige Stimmung zu gewinnen. Schien doch Wilhelm so wenig gewöhnt, seine Launen und Leidenschaften am Zügel des Willens zu halten, daß er selbst die Forderungen eines solchen Kampfes unverholen verspottete und es vorzog, Schwäche wie Tugend aus Eingebungen des Genius zu erklären, den Wechsel der Stimmungen als eine Art magischen Schattenspiels zu betrachten. Nun, dachte Theobald, es ist besser so, wie es ist; er ist offenbar nach Rom zurückgeeilt, um sich ohne Verzug zu seiner Abreise nach Neapel einzurichten und sich dann für immer von den Umgebungen zu trennen, die in jedem Momente die Wunde auf's Neue aufzureissen drohen; die Entfernung, die Zeit wird ihn heilen. So sich beruhigend verfolgte er seinen Weg durch das Albaner-

Gebirge, wo der Anblick der herrlichen Natur und der schönen Menschen keine weiteren Besorgnisse in ihm aufkommen ließ.

Der Abend des dritten Tages sah ihn fröhlich auf der alten via Appia nach Rom daherziehen. Ihn kümmerte jezt nicht der Anblick der ewigen Stadt, der Peterskuppel, er mochte seine Blicke nicht nach den mannigfaltigen Wendungen der alten Wasserleitung aussenden, bei den verfallenen Monumenten, durch die er wandelte, verweilen; er war nur Ein Gedanke an die nahe Zukunft, die ihm lachte, und jene selige Angst, mit der wir dem Wiedersehen eines geliebten Wesens entgegengehen, die unser Herz zu bangen Schlägen erschüttert und uns die Füße fast lähmt, lockte Uhland's rührenden Vers auf seine Zunge:

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

So zog er singend seines Weges, als er unweit der einsamen alten Herberge mezza via einen Reiter auf einem Rappen im gestrecktesten Galopp auf sich zufliegen sah. Er kam näher, und Theobald sah ein Angesicht, bleich, wie Gespenster, lange, schwarze Locken wehte der Wind über erstorbene Wangen herein. Er las auf diesem Gesichte ein einziges Wort, es hieß: Verzweiflung. „Wilhelm! Wilhelm! Was ist dir? Wohin rasest du?“ rief er dem Reiter zu, den

er mit Entsezen erkannt hatte; aber vergebens. Wilhelm schien ihn nicht zu sehen, zu kennen; den starren, lichtlosen Blick hinaus in die Ferne gerichtet jagte er in wüthender Eile an ihm vorüber. „Großer Gott! Was soll Das bedeuten! O fort, fort, hin zur Geliebten, dort ist Friede, Treue, ist der Himmel!" so rief Theobald und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit dem Hause Friederichs zu, sprang die Treppen hinan, dann durch Friederichs Attelier nach Cordeliens Zimmer. In der ungewissen Beleuchtung des Abends kam es dem Eilenden vor, als bewegen sich die Gestalten auf dem großen Gemälde gespenstisch, ein Grauen befiel ihn, er eilte vorwärts, riß die Thür' auf, und sah — Cordelien sterbend in den Armen Friederichs; in der linken Seite ihrer entblös'ten Brust klaffte eine tiefe Wunde. Hinten stand Christoph, die Arme über der Brust gekreuzt, und stille zu Boden blickend. Friederich brach beim Anblick Theobalds unwillkürlich in Lears Worte aus: „Nicht Einen Hauch! O nimmermehr, nein, nimmer nimmermehr!" Theobald sank ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zu sich gekommen war, fand er Cordelia auf die Ottomane hingestreckt; er kniete bei ihr nieder, faßte ihre Hand. Kaum hörbar sprach sie noch seinen Namen, der lezte, verglimmende Stral ihres Auges traf ihn; ein Seufzer, und sie war verschieden.

Es war vor einer Stunde, als Friederich in eine

Abend-Gesellschaft befreundeter Künstler gegangen, die Bedienten des Hauses einem Policinell nachgezogen waren, und Cordelia, allein in dem, sonst von Niemand bewohnten, zwischen Gärten einsam stehenden Hause, die Harfe schlagend auf ihrem Zimmer saß. Diesen Moment schien Wilhelm abgewartet zu haben, der plötzlich bei ihr eintrat. Er schloß die Thüre hinter sich ab und flüsterte Cordelien einige dunkle, heisere Worte in's Ohr. Sie fuhr auf, sprachlos vor Scham und Zorn. Wilhelm fiel auf die Knie nieder und flehte mit zitternder Stimme: „Ach, mißdeute mich nicht, du herrliche Gestalt! Nur mein Auge, mein Auge! Jeder andere Sinn sei zum Schweigen verdammt! Rein und unberührt sollst du dem Bräutigam entgegentreten! Dann mag mir der Quell des Lichtes ersterben und nur dies Eine Bild in den verdunkelten Kammern der Sehkraft leben!“ Cordelia bebend, wankend stößt den Frechen zurück und erhebt laut ihre Stimme um Hilfe. Der Rasende springt auf, ein Dolch blizt in seiner Hand: „Sterben will ich, aber du mit mir!“ sprach er in leisem, aus Furcht vor Entdeckung gedämpftem Tone. Cordelia trat auf die Seite, die Arme auf einen Tisch gestemmt, schien sie die ganze Hilflosigkeit ihrer Lage in schlaffer, thränenloser Verzweiflung zu überdenken. Sie hört eine Bewegung vor der Thüre; sie hofft Hilfe. Aber eine rauhe Männerstimme murmelte außen: „Nur ruhig, ich halte gute

Wache!" Während Wilhelm an die Thüre tritt, der Stimme zu antworten, fühlt er sich plötzlich von hinten umfaßt. Die Verzweiflung hatte dem armen Mädchen Muth gegeben; sie will ihm ringend den Dolch entreißen. Er will sich rasch umdrehen, stürzt nieder und reißt sie im Sturze mit sich. Ein Schrei, und sie lag zuckend in ihrem Blute; durch eine unglückliche Wendung war sie mit der Brust in den Dolch gefallen.

Unzusammenhängende Laute der Sterbenden und das halbe Geständniß eines Banditen, der, in eiliger Flucht auf der Treppe sich überstürzend, verhaftet worden war, hatten Friederich und Christoph, welche kurz nach dem schrecklichen Auftritte eintraten, das Entsetzliche enträthselt. Christoph hatte bei dem ersten Blicke auf Cordeliens Wunde jede Rettung für unmöglich erklärt.

Friederich hatte sich in sein Attelier eingeschlossen. Vergebens suchte Christoph seinen Freund, an dem nun der Schmerz in seiner ganzen Gewalt ausgebrochen war, zu bereden, daß er diesen Ort verlasse und sich nach seiner Wohnung begebe; vergebens suchte er in das Dunkel seiner Verzweiflung einen Stral religiösen Trostes fallen zu lassen. „Da sieh' hin, rief Theobald, sieh', wie sie hingestreckt liegt, die hohe Gestalt, im Tode noch schön! Mußte nicht die ganze Natur sich zugeschworen haben, dieses edle, rührende Bild zu schonen, das sie selbst in ihren kühnsten,

zartesten Träumen ausgesonnen? Mußte der Fels ihr nicht aus dem Wege gehen, damit er den schönen Fuß nicht verletze, der Sturm nicht den Athem anhalten, damit er diese glänzenden Haare nicht verwirre, der Regen nicht rings um sie vertrocknen, damit kein ungeschickter Tropfen auf diesen reinen Nacken falle, mußte nicht die hungrige Löwin der Wüste, die unbezähmbare Hyäne verwundert stille stehen, wenn diese Gestalt vor sie trat? Aber nein, nein! Deine gerühmte Vorsehung versteht es besser, sie schleudert das zarte Bild dem rohen Verbrechen in die zerquetschende Eisenhand — noch ist Rettung — aber ein Ruck, ein Hunderttheil einer Bewegung um die Breite eines Haars verfehlt, — ein Sandkorn vielleicht, über dem sie ausglitt — o ja, darin ist Sinn, Vernunft, göttliche Weisheit! Nun geh' hin, schrie der Verzweifelte, in wahnsinnigem Schmerze sich über die Leiche werfend, geh' hin und erzähle Kindern und Narren, es gebe einen Gott!"

Allmälig legte sich die Wuth seines Schmerzens; vor sich niederblickend, den Kopf auf die Hand gestützt, saßen bei zwei hohen Wachskerzen die zwei neben der Leiche in tiefem Schweigen, nur daß der Eine oder der Andere bisweilen nach dem Leichnam hinblickte und dann durch einen tiefen Seufzer die Todtenstille unterbrach. Gegen Mitternacht war der erschöpfte ältere Freund in einen tiefen Schlaf versunken, und Theodor stand nun als der einzige Wache

zwischen zwei schlummernden, geliebten Wesen, deren Eines nicht mehr erwachen sollte. „Nicht mehr!“ sagte er in gedehntem schmerzvollen Tone, indem er sich vor den Leichnam stellte und die eine Kerze näher rückte; „das Licht dieser Augen ist erloschen, ihr klarer, freundlicher Blick, der Born der Liebe, ist versiegen gegangen; diese Wangen zeigen nicht mehr im süßen Lächeln das freundliche Grübchen; kein Gesang, kein Liebesgeflüster, kein Kuß fließt mehr von diesen holden Lippen. Sie sind stumm und stille.“

So sprach der hoffnungslose, unglückliche Mann; aber indem er nun die Leiche aufmerksamer betrachtete, fand er, daß jede Spur des Grausens, welche die Schrecken des Todes in dieses Angesicht gegraben hatten, verschwunden war. Die Lippen lächelten sanft, wie sonst; auf dem geschlossenen, hochgewölbten Auge schien der ewige Friede im Schlummer sich zu wiegen, und siehe, auf den Wangen war das liebliche Grübchen wieder erschienen. Bei diesem Anblicke lös'te sich der herbe Grimm von seinem Herzen. Er beugte sich langsam über sie und drückte einen langen, innigen Kuß auf die bleiche Stirne. Dies ist der lezte, sagte er, trat weg, und blickte mit stiller Ergebung in die schöne Nacht hinaus.

Kaum hatte er am andern Tage, in seine Wohnung zurückgekehrt, sich niedergelegt, um in den Armen des Schlummers Erquickung zu finden, als er mit der Nachricht abgerufen wurde, daß Friederich ihn

schnelle zu sehen wünsche. Als er zu ihm trat, fand er ihn so schwach, daß er ihm kaum die zitternde Hand bieten und sprechen konnte. Die geschwächte Lebenskraft des Greises hatte diesem Sturm nicht Stand halten können. „Ach, Theobald, begann er mit schwacher Stimme, nun verstehe ich die dunkle Angst, die mich zurückhielt, dich zu Cordelien zu führen. Doch Alles kommt von Gott, Glück und Unglück." „Glück?" sagte Theobald, indem er sein Angesicht unter glühenden Thränen in den Tüchern des Bettes verbarg, „Liebe, Freundschaft, Hoffnung, Alles verloren!" „Mein Sohn, sprach Friederich mit der lezten Anstrengung der versagenden Stimme, indem er sanft das Haupt des Weinenden aufrichtete, mein Sohn, es stehet geschrieben: Liebe ist stark, wie der Tod, und Eifer ist fest, wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen." Er fiel auf's Kissen zurück und verschied.

So behielt nun Theobald von allen Geliebten Niemanden übrig, als den scherzhaften Genossen; denn von Wilhelm lief noch an demselben Tage die Kunde ein, daß er in einem nahen Gebirgsdorfe in wahnsinniger Fieberhitze sich aus einem Fenster gestürzt hatte und sogleich todt liegen geblieben war.

Aus Christophs Munde vernahm man während dieser Auftritte nur selten ein Wort. Seinen Freund

verfolgte er wie eine Mutter mit sorgenvollen Blicken. Er verließ seine Wohnung und zog zu Theobald. Oft, wenn er Nächte hindurch schaflos lag, bemerkte Theobald, wie Christoph vom Lager aufstand und sich über sein Bette beugte. Er pflegte dann, die Augen zu schließen, um den besorgten Freund zu schonen. Uebrigens verfiel dieser auf ein eigenes Mittel, sich zu trösten. Er kaufte sich einen jungen Hund, mit dem er oft stundenlang spielte, und dessen drollige Munterkeit selbst Theobald in mancher seiner düstersten Stunden ein Lächeln entlockte.

„Theobald," sagte Christoph, als sie von Cordeliens und Friederichs Leichenbegängniß zurückgekehrt waren, welche an der Pyramide des Cestius nebeneinander in Einem Grabe ruh'ten, „Theobald, wie stehen wir denn nun mit dem lieben Gott?" „O still still! sagte Theobald leise, er hat mir sein Antlitz im Schrecken zugewendet. Und nun will ich sie erst lieben in Ewigkeit." „Brav, erwiederte Christoph; „aber jezt laß uns eilen, ich sehne mich sehr nach der Heimath."

Sie reis'ten nach Deutschland zurück, und wohnten fortan in Einem Hause als unzertrennliche Freunde zusammen. Die beiden Gemälde Friederichs hatten sie mitgenommen. Theobald trat in ein öffentliches Amt, und lebte, geliebt von Allen, die ihn kannten, ein treuer Freund, ein liebevoller Tröster der Unglücklichen.

A. Treuburg.

Gedichte

von

A. Treuburg.

1.

Die Hyazinthe.

Ich grüße dich, du wunderbarer Duft,
Der sich in diesen zarten Kelchen wieget,
Du Schiff, worin durch dunkelblaue Luft
Die Seel' entzückt nach fernen Ufern flieget.

Das Steuer ist ein alter, alter Traum
Von andern Zeiten, himmelschönen Auen,
Gold ist der königlichen Ströme Schaum,
Und hohe, schlanke Palmen sind zu schauen.

Die Lotosblume schwimmt auf blauer Flut,
Die Welle scheint mit holder Scham zu fragen,
Welch Wunder ihr im keuschen Schooße ruht?
Doch nur die Kinder wissen es zu sagen.

2.

Der Wasserfall *).

Wasser.

Nun, Fels, wie steht's?

Fels.

Fest.

Wasser.

Wir haben Etwas mit einander zu sprechen.

Fels.

Was soll's?

Wasser.

Biegen oder brechen.

Fels.

Das wäre!

Wasser.

Ich muß in's Thal hinab. Mach Platz! Schnell!

Fels.

Sachte, sachte, du grober Gesell!
Sieh', dahinab durch die moosigen, alten,
Die engen, winkligen Felsenspalten
Findet sich schon ein Wegchen, für dich
Breit genug, man bescheide sich.

Wasser.

Zickzack und eng und klein!
Auf spitzige Klippen
Stoßen mit Gellen
Die schwellenden Wellen

*) Dieses Gedicht ist schon früher in eine Zeitschrift aufgenommen, durch Versehen jedoch der Name des Verfassers falsch gedruckt worden.

Ihre murmelnden Lippen!
Platz, Platz! Es kann nicht sein!

Fels.

Du Grobian!
Komm her, sieh' mich an!
Seit Jahrtausenden steht
Mein Bau, für ewig gewoben.
Sieh'st du, wie der Wald dort oben
Auf meinem ehrwürdigen Scheitel weht?
Willst du es hören,
Das Geisterflüstern,
Das durch die düstern,
Alten Föhren
Dunkle Sagen
Von alten Tagen,
Von den Tagen der Sündflut trägt?
Steh' still im Lauf
Und schau hinauf
An diesen Wänden, wie von Erz gethürmt,
Unbezwinglich,
Undurchdringlich,
Ob der Regen sie peitscht, der Orkan sie bestürmt!
Riesenhoch!
Dann frage noch,
Ob ich dein kindisches Trotzen fürchte?

Wasser.

Du mußt! Du mußt!
Kommet zu Hauf,
Ihr Fluten, zischt auf,
Hackt in die Felsenbrust
Die gähnende Wunde!
Stürzt her, wie bellende Hunde

Mit dem milchweißen, scharfen Zahn
Wüthend zu packen
Die trotzigen Zacken!
Kommt an, kommt an,
Wie Schlangen geringelt!
Die Pfeiler umzingelt!
Schüttelt!
Rüttelt!
Horch, schon vernehm' ich ein dumpfes Jammern
In den alten, triefenden Felsenkammern,
Ein Zucken und Reißen —

Fels.

Weh! Weh!
Tief im Herzen erschüttert!
Die Tanne zittert
Auf meinem Haupt. Ein Stich
Durchzuckt mich!
Ich verzweifle. Ach, ach!

Wasser.

— — Krach!
Dumpfdonnernd, lang nachrollend
Stoß auf Stoß
Stürzt der Coloß
Zerschmettert, zerschlagen
Mir in den schäumenden Schooß!
Meine Wogen jagen
Ueber die Fichten, zerrauft, zerknickt,
Die sein prahlendes Haupt geschmückt!
Was noch so eben gepocht, gedräut,
Jetzt wie im Wahnsinn umhergestreut!
Jetzt ist Freiheit!
Jetzt brause nur auf im Uebermuth,

Brüste dich prachtvoll, du stolze Flut!
Ueber die Trümmer, über die Bäume
Stürzet, ihr brausenden, tosenden Schäume
Geuß dich, du reiner, du silberner Stral,
Hinunter, hinunter in's sonnige Thal!

Fels.

Und im Tode noch quäl' ich dich!
An diesen moosigen Blöcken,
An diesen scharfen Kanten
Zerstäubet mit Schrecken,
Werdet zu Schanden,
Ihr stolzen Wellen!
Euch frechen Gesellen
Soll mein zerschmettert, zerschlagen Gebein
Ein unaufhörliches Hinderniß sein!

Wasser.

O, du hinderst mich nicht!
Wenn die Welle sich bricht,
Wenn du sie hemmst im pfeilschnellen Lauf,
Brauf't sie gewaltiger, herrlicher auf,
Springet mit zürnender, donnernder Macht
Blendend in schäumender, perlender Pracht
Ueber Klippen, über Gestein,
Wühlt in die nächtliche Tiefe sich ein,
Reißt sich in's schaurige, klüftige Grab
Siedend in rasendem Strudel hinab,
Dann in neuer Schöne
Kommen hervor,
Steigen empor
Meine wilden Söhne,
Die schneeweißen Taucher; und mit Gewalt
Angeprallt

An den Felsen, wall' ich in herrlichem Reif
Hochauf, gleich einem Fächer, einem Pfauenschweif
Blättr' ich auf die blitzenden Wogen.
Und sieh', hier ist Raum,
Hier stört kein Fels, kein Baum,
Hier kann ich in Einem schlanken Bogen
Frei durch die Lüfte
Hinab in die Klüfte
Wallende, fallende Wasser gießen,
Kann in weicher, reiner Linie fließen,
Wie von der Jungfrau lieblichem Antlitz
Hinunter über die süße Gestalt
Reinlich ein weißer Schleier wallt.
Doch wo vom Fall
Im vollen Schwall
Aufprallen die Wasser, da gibt es ein Brausen!
Ein hohles Donnern, ein zischend Sausen!
Dampfen Wolken von feuchtem Staub
Weithin auf Wälder und Gras und Laub!
Und in vollkommenem Kreise gezogen
In die stäubenden, regnenden Wogen
Schimmert ein glühender Regenbogen.
Und es stehen die Menschen, die kleinen Menschen,
Weit aufgerissen die Augen,
Schauen das liebliche Farbenwunder,
Schauen das blitzende Silberband,
Seh'n in das grollende Gähren hinunter,
Lauschen dem Donner, und festgebannt,
Mit zuckender Wimper, mit klatschender Hand
Erkennen sie alle mit Staunen an,
Wie ich herrlich wandle die Siegesbahn.

Thal.

Hör auf, zu toben, so stolz, so wild,

Siehe, wie lieblich mild,
Die sammtenen Matten
Im Abendschatten
Zur Ruhe laden.
Es möchten ihr zartes, zitterndes Bild
Blumen in deinem Spiegel baden.
Laß das Reh, das muthige Füllen
An deinem Ufer trinken.
Hörst du der Heerden fernes Brüllen?
Hörst du verhallen des Hirten Gesang?
Siehest du winken
Am Berg entlang
Das Kirchlein, die frommen Hütten?
Höre mein Bitten!

Wasser.

Da wär' ich! Ach! das war ein Leben!
Doch nun will ich dienen der Menschenhand,
In der Thäler sanftes, grünes Gewand
Will ich den silbernen Gürtel weben,
Will die frommen, hellen,
Plaudernden Wellen
Ruhig schlängelnd durch Gärten gießen,
Will schwatzend an Blumen vorüberfließen;
Der Hirsch, das Reh
Sollen aus meinen Fluten trinken,
Und in holdem Weh,
Wenn die Sterne blinken,
Mag eine Jungfrau, die einsam wacht
In lauer Sommernacht
Meinem Rauschen
Lauschen.

3.

Zur Fortsetzung des Faust.

Eine Posse.

Unter den Linden zu Berlin. Mondnacht. Mephistopheles, modern gekleidet, tritt auf.

Mephistopheles.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft
Des Menschen allerhöchste Kraft,
So rief ich einst im langen Doktor-Kleide
Dem Manne nach, den ich als Schalk begleite.
Nun hat das Blättlein anders sich gewendet.
Verschwunden ist die Nacht, die ihn geblendet,
Entlassen sind der Zweifel dunkle Horden,
Hegelianer ist mein Freund geworden.
Dort steht das Haus mit seinen dumpfen Sälen,
Wo der Begriff sich aus dem Nichts bewegt,
Indeß sich hundert rasche Federn quälen.
Dort eilt er hin, sobald die Stunde schlägt,
Und setzet sich zu des Propheten Füßen,
Und hört der Wahrheit laut're Quelle fließen.
Vergessen ist der bangen Stunde Sturm,
Wo ihn der Geist zertrat, wie einen Wurm.
Mit list'gem Blick beweis't er auf ein Haar,
Daß das nur Stufe des Bewußtseins war;
Und lächelnd schwebt er, der Begriffe Meister,
In sich'rer Freiheit ob dem Reich der Geister.
Ich aber bin, er sagte mir es heute,
Der Dialektik negative Seite.

Glückauf zu deiner Vogelperspective,
Gewaltiger! Und nimm dich wohl in Acht,

Daß in der Brust das eigene Naive
Dein stolzes Wissen nicht zu Schanden macht!
Verachte nur des schlichten Glaubens Kraft
Und des Gemüthes süß bewußtlos Leben,
Hoch über'm Abgrund meine nur zu schweben,
Indeß im Herzen blinde Leidenschaft
Verkrochen still ihr Eulennest sich baut.
Der große Kopf, der prahlend sich getraut,
Im Sündigen die Sünde zu studiren:
Was Sünde heißt, er soll es noch erfahren!
Und wenn der Weltgeist wagt zu depensiren,
So soll er einen Doktor auch nicht sparen.
Nur zu, mein Freund, ich weiß, wo ich dich packe,
Mach's, wie du willst, ich habe dich im Sacke.

Sieh' dort zwei Dämchen um die Ecke schlüpfen,
Blitz, wie sie nicken, wie sie trillernd hüpfen!
Die müssen meinem Doktorchen auf's Zimmer,
Daß er beglückt bei seiner Lampe Schimmer
Die Wahrheit schaue in erhab'ner Blöße,
Und ganz begreife des Begriffes Größe.

(Zwei Mädchen nähern sich).

Erste.

Sieh man, was der da lange Beene hat.

Zweite.

Ik meene, er hinkt och ein Bischen.

Erste.

Jieb Acht, der will uns anfassen.

Mephistopheles.

Nun, schöne Kinder, wo soll's hin?

Erste.

Na, da wollen wir unter den jrünen Beemen spatzieren jeh'n.

Zweite.

Nicht wahr, mein Herr, der Mond scheent himmlisch schön?

Mephistopheles.

Ach, bis zu Thränen hat er mich entzückt,
In's schön're Jenseits fühl' ich mich entrückt;
Wo Kreuze auf geliebten Gräbern stehen,
Dort träumt mein Geist von Tod und Wiedersehen.
Mein Ohr umsummen Strauß'sche Glockentöne,
Gewalt'ge Predigten von Theremin!
Die Jugend, ach, wie ist sie doch so schöne,
Zu ihr, zu ihr zieht es mich einzig hin!

Erste.

Ne, das war man schön, das war zum Küssen!

(Küßt ihn).

Mephistopheles.

Des Mondes Stral, den reinen, himmlisch=süßen,
Laßt auf der Tugend Antlitz niederfließen!

(Er zieht die Mädchen aus dem Schatten in das volle Mondlicht und betrachtet ihre Gesichter. Für sich):

Die beiden Lärvchen sind so übel nicht;
Mein guter Freund liebt jetzo mehr die bleichen
Als rothe Wangen und ein rund Gesicht.

(Laut).

Kommt, süße Kleinen, woll't den Arm mir reichen,
Ich führ' euch nun zu einem schönen Herrn.

Erste.

Wer ist der Herr? Ik wüßt' es jern.

Mephistopheles.

Je nun, zum Doktor hin, zum Faust.

Zweite.

I Jees, der will noch in Faust's Winterjärten.

Mephistopheles.

Mit nichten, Kind, es geht zum Doktor Faust.

Zweite.

O was, was ist denn das? Mich jraust!
Zu Doktor Faust, zu —

Mephistopheles.

Aufzuwarten.

Seht zu, ihr trefft ein allerliebstes Stübchen,
Und euch empfängt auf sanften Ruhekissen
Mit Feuerkuß ein allerliebstes Bübchen.
Und Geld hat er, wie Laub, das sollt ihr wissen.

Erste.

I was, Ihr lügt, was sollen denn die Pössen?
Zu Doktor Faust? den hat der Teufel ja
Schon lang jeholt —

Mephistopheles.

Weit fehlgeschossen!

Das Drama bleibt Fragment. Ich sag' euch, er ist da.

Zweite.

(Leise hinter Miphistopheles Rücken zur Ersten).

Riechst du denn nicht, wie es nach Schwefel stinkt?
Siehst, wie das Bein da immer ärjer hinkt?
Ik sag' es dir, mich wird ein wenig bange,
Wir machen uns wohl wieder los?

Mephistopheles.

Was soll's? Seid klug. Der Weg ist nicht mehr lange,
Und schnelle seid ihr in der Freude Schoos.

(Er bekömmt einen starken Stockschlag über die Schulter, sieht sich um, und eine Gestalt in alt-preußischer Uniform mit spanischem Rohre steht vor ihm. Die Mädchen fliehen).

Gestalt.

Was da? Schlechtes Zeug machen! Liederlich sein! Mit H— herumstreichen! Wer sein?

Mephistopheles.

Würd' ich mich nennen,
Das Herz vor Schreck würd' euch zu Asche brennen!

Gestalt.

Donnerwetter! Aufgeschaut! Wer sein?
(Schlägt ihn).

Mephistopheles.

So schlagt doch nicht so schrecklich drein!
(Für sich).
Verflucht, man muß dem Mann pariren,
Man wolle oder nicht.
Von einem König mein' ich was zu lesen
In diesem Angesicht.
(Laut).
Wohlan mein Herr, so will ich definiren,
So gut ich kann, mein wahres Sein und Wesen.

Man nannte mich Ahriman, Ormuzd, Satan, Lucifer, Teufel; eine aufgeklärtere Zeit hat solche Mythologien an den Nagel gehenkt, ich bin jezt das böse Princip, die Differenz, Jammer der Negation, das negative Moment in aller Dialektik, ich bin Sinnlichkeit, Egoismus, oder eigentlich der Verstand, oder —

Gestalt.

Räsonnir' er nicht!

Mephistopheles
(erscheint plötzlich in Flammen, als Satan mit Hörnern, Schweif, Schürhaken. Brüllend):
Fürchte mich!

Gestalt.

Was fürchten! Unter meine Garde stecken! Exerziren lassen!
Schaut vor euch! —
Gewehr zu Hand! —
Präsentirt's Gewehr! —
Schultert's Gewehr! —

Gewehr bei Fuß! —
Rührt euch!
(Mephistopheles ist jedem einzelnen Commando, den Schürhaken als Gewehr brauchend, mit sichtbarem Widerstreben gefolgt).

Gestalt.

Was fürchten!

(Geht ab.)

Mephistopheles.

Zum Henker auch! der Mann kann imponiren!
Der würde wohl, käm' er hinab zur Hölle,
Das ganze Herr der Teufel commandiren!
Wo bin ich denn? das ist ja wohl die Stelle,
Wo ich die hübschen Vögelchen geführt?
Verwünschte Dirnen, sie sind wegspazirt;
Nun muß ich wieder andre suchen gehen,
Und kann fast nimmer auf den Füßen stehen.

4.

Pastors Abendspazirgang.

Das Abendroth brennt an des Himmels Saum,
Ich schlendre so, als wie im halben Traum,
Zum Dorf hinaus auf grünem Wiesenwege
Am Wald hinunter, wie ich täglich pflege.

Rings auf der Wiese wimmelt es und schafft,
Vom frischen Heu kommt mit gewürz'ger Kraft
Ein süßer Duft auf kühler Lüfte Wogen
In vollen Strömen zu mir hergezogen.

Es spiegelt sich ein ganzes Farbenreich,
Blut, Gold und Silber in dem klaren Teich,
Drin wilde Enten durch die Wellen streben,
Und hoch in Lüften Weih' und Sperber schweben.

Ein flüsternd Wehen geht im dunkeln Wald,
Die Vögel rufen, daß es weithin schallt,
Die Unke will sich auf der Flöte zeigen,
Die Grille zirpt und auch die Schnacken geigen.

Studiren wollt ich einen Predigtplan,
Nun hör' ich selbst die große Predigt an,
Voll Kraft und Mark, ein Menschenherz zu stärken,
Die große Predigt von des Meisters Werken.

5.

Stille.

Still, still, still!
Es schweiget Feld und See und Wald,
Kein Vogel singt, kein Fußtritt hallt;
Bald, bald
Kommt weiß und kalt
Der todte Winter
Ueber dich, Erde,
Und deine Kinder.

Auch du wirst still,
Mein Herz; der Sturm, der sonst so wild
Dich rüttelt, schweigt. Ein jedes Bild
Verhüllt.
Ganz, ganz gestillt
Liegst du im Schlummer.
Es schweigt die Freude,
Es schläft der Kummer.

Still, still, still!
Er kommt, er kommt, der stille Traum

Von einem stillen, kleinen Raum.
Kaum, kaum,
Du müder Baum,
Kannst du noch stehen.
Bald wird dich kein Auge
Mehr sehen.

6.

Die Nacht.

Am Himmel ist gar dunkle Nacht;
Die müden Augen zugemacht
Hat längst ein jedes Menschenkind;
Es wacht nur noch der rauhe Wind.

Der jaget sonder Rast und Ruh
Die Fensterläden ab und zu,
Die Wetterfahne hin und her,
Daß sie muß ächzen und stöhnen schwer.

Doch sieh', aus jenem Fensterlein
Glänzt in die Nacht ein heller Schein.
Wer ist's wohl, der in tiefer Nacht
Bei seiner Lampe einsam wacht?

Ich schleiche dicht an's Fensterlein,
Schau' durch die runde Scheib' hinein,
Und einen Jüngling zart und schön,
Seh' ich an einem Bette steh'n.

Und wie ich nach dem Bette schau',
Da schlummert eine kranke Frau.

Er bückt sich über's Bett hinein,
Es muß des Knaben Mutter sein.

Vom Bette läßt er nicht den Blick,
Er streicht das braune Haar zurück,
Und hält ihr sachte das Ohr zum Mund,
Ob sie noch athme zu dieser Stund.

7.

Was sich bei Kannstadt am Neckar im Jahr 1796 zwischen einem kleinen französischen Schützen und einem österreichischen Reiter begeben.

Bei Kannstadt an der Brucken,
Da war das Schießen groß,
Als auf einander stießen
Oestreicher und Franzos.

Haubitzen und Granaten
Brummten den Baß mit Macht,
Und das Musketenfeuer
Dazwischen klatscht und kracht.

Bei den Franzosen drüben
Ein kleiner Schütze war,
Der zielte, wie ein Falke,
Er fehlte nicht ein Haar.

Er schoß, er lud, er spannte,
Legt an und drückt und traf,
Und mancher von den Feinden
Sank in den Todesschlaf.

Ein kaiserlicher Reiter
Der nahm ihn recht auf's Korn:
„Manndl, dich muß ich kriegen!“
Sprach er in großem Zorn.

Am Abend ward es stille,
Das Schießen hörte auf,
Da nahm das kleine Schützlein
Zum Neckar seinen Lauf.

Es puzte seine Flinte
Dort an dem Wasser klar,
Dieweil sie von dem Schießen
Gar sehr verrußet war.

Der Reiter nicht verdrossen
Erspäht es auf der Stell',
Sagt's keinem Kameraden,
Sezt sich zu Pferde schnell.

Er ritt am Fluß hinunter,
Kam an einen Ort allda,
Wo er konnt übersetzen,
Daß es der Feind nicht sah.

Wie er herübergeschwommen,
Kam er ganz leis' heran,
Wie eine Katze schleichet,
Die eine Maus will fah'n.

Das Schützlein stand gebücket,
Nur auf sein' Arbeit sicht,
Es puzt an seiner Flinte,
Und puzt, und merkt es nicht.

Der Reiter stieg vom Pferde,
Schlich an des Ufers Rand,
Das Schützlein nahm er am Kragen
Mit seiner schweren Hand.

Es schreit, es flucht, es zappelt,
Der Schrecken, der war groß;
Hat Alles nichts geholfen,
Er zog es auf sein Roß.

Hielt es allda recht feste,
Reit't fort, so schnell er kann,
Sezt wieder über's Wasser,
Kommt wohlbehalten an.

Er nahm das Schützlein kleine
Daselbst in sein Quartier,
Gab ihm für seinen Schrecken
Von seinem Wein und Bier.

8.

Glaube.

Ich scheide, sprach der Knabe,
Doch sei dir, liebe Maid,
Herzinnige Treu geschworen
In alle Ewigkeit.

Nun er in fernen Landen
Um blut'gen Lorber wirbt,
Dem ungetreuen Manne
Die Lieb' im Herzen stirbt.

Doch immer, immer naget
In seiner Brust der Wurm.
Er hört die süße Stimme
Durch Schlachtengraus und Sturm.

Er sieht das klare Auge,
Er schläfet oder wacht,
Aufleuchtend, aufgeblättert
In grabesschwarzer Nacht.

Was frommt mir alle Reue?
Ruft er im wilden Zorn,
Es ist ja doch im Herzen
Versiegt der Liebe Born.

Das ausgebrannte Feuer,
Kein Wille bringt's zurück,
So muß ich denn zertreten
All' ihres Lebens Glück.

Ermorden und zertreten —
Du unglückselig Weib!
Doch eh' die Seel' ich morde,
Mord' ich den zarten Leib.

Er lenkt, wie sonst, die Tritte
Nach seines Liebchens Haus,
Sie streckt, wie sonst, die Arme
Nach dem Geliebten aus.

Liebst du mich denn noch immer
Im tiefsten Herzensgrund?
So ruft sie. Stumm und stille
Küßt er den süßen Mund.

Die Linke hat umschlungen
Einst seines Lebens Lust,
Die Rechte zuckt am Messer,
Durchbohrt die treue Brust.

Kind, es geschieht aus Liebe,
Der bleiche Mörder spricht.
Ich glaub' es, spricht sie leise,
Das treue Auge bricht.

9.

Faust'sche Stimmen.

Klage.

Einst wird die Weltposaune dröhnen,
Und mächtig aus des Engels Mund,
Ein lauter Donner, wird es tönen:
Du Erde, öffne deinen Schlund!

Sie schüttelt träumend ihre Glieder,
Und alle Gräber thun sich auf
Und geben ihre Todten wieder,
Die kommen staunend Hauf zu Hauf.

Dann, wenn, den großen Spruch zu sprechen,
Der Ew'ge sich vom Stuhl erhebt,
Und aller Menschen Herzen brechen,
Wenn Todesangst die Welt durchbebt,

Und laut erkracht des Himmels Krone —
Dann ringsum Schweigen fürchterlich —
Dann will ich steh'n vor seinem Throne,
Und fragen: Warum schufst du mich?

Kein Ende.

O sprich, warum denn soll ich leben,
Was soll der Finger, der mir droht?
Nichts ist mein Denken, Wollen, Streben,
Und was ich bin, ist eitler Tod.

Die Wonne beut mir ihre Schalen,
Und keine Freude sieht mein Herz;
Ich lieg' in tausend heißen Qualen,
Und fleh' um einen Tropfen Schmerz.

Ein neues Schwert ist jede Stunde,
Das mich im tiefsten Busen trifft,
Es wird an dem verfluchten Munde
Der Liebe Becher selbst zu Gift.

Nichts ruhet aus. In tollem Schwanken
Wahnsinnig dreht die Welt um mich.
Kein Ende haben die Gedanken,
Und das, und das ist fürchterlich.

Der Schlaf.

Man hat schon oft gesagt,
Du seiest des Todes Bild,
O Knabe, still und mild,
Süßer Schlaf!

Ich aber versteh' es:
Weil die wilden Gedanken,
Die wahnsinnigen, todeskranken,
Nicht mehr sind.

Morden kann ich sie nicht,
Aber sie nicken und schlummern ein
In deinem Dämmerschein
Ganz sachte.

Bringst du denn nicht auch bald,
Wenn ich ruf' und flehe zu dir,
Deinen bleichen Bruder mir
An der Hand?

Bringst du ihn immer nicht?
Er hat, was das Herz vermißt,
Hat, was das Beste ist,
Kein Erwachen.

Gedichte

von

W. Zimmermann.

1.

Frohe Kunde.

Sanft auf schneeigem Hügel
Wiegt' ich das Haupt in Ruh,
Amor mit weichem Flügel
Wehte mir Kühlung zu.

Unter der schimmernden Fläche,
Bläulichen Schlänglein gleich,
Liefen rieselnde Bäche
Leise hin, purpurreich.

Ihre Fäden, sie floßen
Alle nach Einem Ziel,
Wo aus dem Schnee eine Rose
Glühet an einsamem Stiel.

War mir's, als ob sich der Hügel
Träumerisch innen bewegt,
Und in dem Wasser die Flügel
Badend ein Engelein regt.

Wieder und deutlich inwendig
Regt sich's und silbern es spricht:
„Vater, ich seh dich und kenn' dich,
„Siehst du und kennst du mich nicht?

„Bald bin ich los meines Bannes,
„Bad' ich und wachs' ich im See,
„Mutter, die kennt mich, die kann es
„Sagen, zur Seit dir die Fee."

Wach' oder träum' ich? da schlag' ich
Zweifelnd das Aug' in die Höh',
Auf jezt, und zu jezt — da lag ich
Selig am Busen der Fee.

Lächelnd zu Küssen und Grüßen
Reichte den Mund sie mir dar,
Und in dem Auge, dem süßen,
Wurde gleich Alles mir klar.

2.

Das Kind.

Der Thürmer sizt im Stübchen,
Und zecht in guter Ruh,
Die Thürmerin stillt ihr Bübchen,
Und lies't im Gebetbuch dazu.

„Horch, Mann, wie die Hunde heulen!
„Mir ist so eng zu Muth,
„Wie ängstlich die Schwalben eilen,
„Sieh, sieh, der Himmel weint Blut!"

So laß doch den Himmel weinen,
Weint er mir nur nicht in's Glas.
„Sieh, Mann, sieh, Glas und Krug scheinen
„Zu zittern! O Gott, was ist Das?“

Sanft schläft an der Brust ihr der Bube,
Sie trägt ihn zum Bettchen geschwind.
„O Jesu, es sinkt ja die Stube!
„Das Dach stürzt! O Jesu, mein Kind!“

Und Mutter und Kind und Thürmer,
Sie sind verschwunden im Nu,
Der Thurm deckt stürzend in Trümmern
Als grauses Grab sie zu.

Und als mit rosigem Scheine
Die Leichen der Tag aufklärt,
Da schläft auf einem Steine
Das Kindlein unversehrt.

Auf ödem wüstem Raume,
Wo die Todesengel gehn,
Schläft's fort, und lächelt im Traume,
Als wäre Nichts geschehn.

